

Ein Beitrag zur Selbstbesinnung

In herzlichem Gedenken

2/XI. 35.

Mira

JOSEF KASTEIN

SABBATAI ZEWI

DER MESSIAS VON ISMIR

1930

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN

MARTIN BUBER

DEM WIRKENDEN MENSCHEN

ZUGEEIGNET

ERSTES KAPITEL

SINNGEBUNG EINER ZEIT



Sabetha Sebi Iudeorum Rex, Smirnæ in Asia natus ætatis 40.
Sabetha Sebi Coninck der Iodẽgeboren te Smirna in Asia 40. ieren out.

Cornelis Meyssens sculpsit *Ioannes Meyssens excudit*

UM DIE WENDE DES 17. JAHRHUNDERTS LEBT IN ISMIR, dem heutigen Smyrna, ein kleiner jüdischer Händler, Mardochai Zewi. Er ist ein romaniotischer Jude, stammt aus Morea und ernährt durch einen Handel mit Geflügel schlecht und recht eine Frau und drei Söhne: Elias, Josef und Sabbatai. Von dem letzteren, Sabbatai Zewi, handelt dieses Buch. Um ihn zu begreifen und zu verstehen, daß ein über die ganze Erde verstreutes Volk ihn als Mittelpunkt und Erlöser seiner Hoffnungen annahm, ist es nötig, sich ihre Situation in der Welt und der Zeit gegenwärtig zu machen. Damals hatte das Galuth, die Zerstreuung der Juden, einen Höhepunkt erreicht. In die große Wanderungsbewegung, die schon mit der Zerstörung des zweiten Tempels eingesetzt hatte, war ein Stillstand gekommen. Die letzte große Sprengung eines jüdischen Zentrums, die Austreibung der Juden aus Spanien, lag um hundert Jahre zurück. Schon hatte der Osten sich zu einem neuen Sammelbecken aufgetan. Polen und die Ukraine hatten den rückflutenden Wanderstrom aufgefangen, der einmal auf der Suche nach Nahrung, nach Lebensmöglichkeit bis nach Sibirien vorgestossen war.

Das Gesetz dieser Wanderung wurde ihnen von der nackten Lebensnot diktiert. Den Raum, den sie zum Leben brauchten, mußten sie der Umgebung abringen und ablisten. Darum lagen ihre Möglichkeiten immer da, wo ein Wirtschaftsleben ihnen den geringsten Widerstand entgegensetzte. Gedeihen konnten sie nur, wo sie Gelegenheit hatten, eine Lücke in einem Wirtschaftssystem auszufüllen. Sie trieben aus ökonomischen Ursachen. Der geistige Status der Umgebung ging sie unmittelbar nichts an.

Es war ein unsicheres Leben, aber es war ein Leben. Zuweilen wurden sie reich dabei. Aber es blieb ein schwebender Reichtum. Sie hatten keinen Ort, keinen Winkel, in den sie sich zum Genuß ihrer Güter friedlich und ungefährdet zurückziehen konnten. Sie waren und blieben in der Fremde. Es konnten dabei keine reichen Geschlechter entstehen, kein Adel des Besitzes. Sie gaben Geld für die Armen, die das Wandern nicht aufgegeben hatten; sie schickten Geld nach Jerusalem, weil dort arme Beter saßen; sie zahlten der Obrigkeit und den Behörden für ihr Recht auf Siedlung, auf Arbeit, für ihr Recht, in den Formen ihres Glaubens zu leben, für die Reisen, die sie machten, und für den Bart, den sie trugen. Während sie mit allen freien Dingen der Welt handelten, handelte die Welt mit ihnen. Kaiser verkauften sie und die Einnahmen, die sie boten, an Fürsten. Fürsten traten sie an Städte ab. Sie waren Wertgegenstand geworden.

Oft mußten sie ihren Ort wechseln, wie Gegenstände ihn wechseln. Es brauchte etwa ein Regent oder ein Land oder eine Stadt Geld. Dann wurden sie unter Konfiszierung ihrer Güter vertrieben und gegen hohe Zahlungen wieder zugelassen. Wer nicht weiß, ob er morgen noch besitzen wird, rafft leicht vom heute mehr und mit minder abgewägten Mitteln zusammen als er braucht, was ihm aber morgen als Lösegeld dienen kann. Das erzeugt in der Umwelt Feindschaften, die wieder zu neuen Angriffen und Vertreibungen, wieder zu übermäßiger Vorsorge für den nächsten Tag führen. So war die Kette von Druck und Gegenwirkung geschlossen.

Aber zuweilen ging es ihnen ihres Besitzes willen gut, weil sie, wie in Deutschland während des Drei-

ßigjährigen Krieges, als Finanziers für die Kriegskassen dringend benötigt und daher unter besonderen Schutz gestellt wurden. Aber eines lernten sie bei diesem wechselvollen Schicksal: Besitz ist alles und nichts zugleich. Er ist zum Leben nötig, aber er garantiert es nicht. Es ist alles auf Zeit und für Zeit gegeben. *Ihr Besitz hatte keinen Ort, keine Heimat.*
Über diese soziologische Fremdheit hinaus brachte ihre Wanderung sie – mit der einen Ausnahme Spanien – in Welten, in denen es keine geistigen Treffpunkte für sie gab. Da wurden Dinge gedacht, Lieder gesungen, Märchen erzählt, Feste gefeiert und Zufriedenheiten empfunden, die nicht die ihren waren. Sie kamen nicht mehr aus dem geistigen Wachstum, sondern aus der geistigen Überreife. Die geistigen Kontroversen der Zeit betrafen nicht ihre Probleme. In den blutigen Kriegen wurde nicht um ihre Güter gekämpft. Sie hatten für das, was sie als lebendige Menschen zu den Dingen jenseits von Tag und Werken zu sagen hatten, keine Zuhörer und folglich auch kein Echo. Weder für das Gute noch für das Böse, das aus einem ungesicherten Alltag erwächst, hatten sie außerhalb ihrer vier Wände einen Lebensraum. *Ihre Geistigkeit hatte keinen Ort.*
Es schied sie von allen Welten, die sie betraten, mehr noch als Wirtschaft und Denkform die Art ihres Glaubens. Da waren sie selbst es, die sich in die Absonderung begaben. Aber die Welt trat an sie mit dem seltsamen Anspruch heran, daß sie diesen Glauben aufgeben sollten. Und da, wo die Duldung einmal am größten war, wurde die Nötigung am grausamsten: in Spanien. Die Welt machte die Freundschaft oder Feindschaft ihres Verhaltens den Juden gegenüber von dem Verzicht auf einen alten, viel

älteren Glauben abhängig. Und als gar die Glaubensformen der Umgebung sich spalteten, standen sie vier Ansprüchen von vier unter sich verfeindeten Bekenntnissen gegenüber: mohammedanisch, römisch-katholisch, griechisch-katholisch und protestantisch. Völker, die einmal Religion aus sich geschaffen und sie lebendig gelebt haben, haben jedem Bekehrungsversuch gegenüber die verständliche Selbstsicherheit des Besitzes. Nur war es jetzt und hier ein Besitz, der für seine Formen und Wirkungen, für seine Widerstände und Anregungen keinen Boden im nackten Sinne des Wortes hatte. Religion wächst als höhere Lebensform über Boden und Gemeinschaft. Jenseits davon wächst nur die quellgetrennte Tradition. *Ihr Glaube hatte keinen Ort.*

In einer Welt, die räumlich sehr groß war, weil kein Mittel der Technik die natürlichen Entfernungen verminderte, war alle Weite mit dem Stigma der Fremdheit versehen. Der Mohr aus dem Morgenland und der Jude aus aller Welt her waren Gegenstand des Staunens. Wenn Staunen mit Unkenntnis von Sitten und Gebräuchen zusammentrifft, entsteht daraus der ablehnende Hochmut, der Dünkel der eigenen Überlegenheit. Aber wenn solche Fremdgestalt nicht nur sich auf Jahrmärkten gelegentlich zur Schau stellt, sondern sich in aller Nähe für die Dauer niederläßt, wachsen aus der Fremdartigkeit die Feindseligkeiten, gemischt mit einem geheimen Grauen. Man zeichnete die Fremden, wie man Aussätzige zeichnet. Sie trugen das Merkmal ihrer Absonderung bei jedem Schritt. *Ihr Volkstum hatte keinen Ort.*

Ein Volk ohne Ort.

Aber *einen* Ort muß der Mensch haben. Es kann kein Mensch ohne einen Ort und ohne eine Heimat

leben. Wenn die Welt ihm den Ort versagt, verlegt er die Heimat in sich selbst. Wenn die Wirklichkeit sich verschließt, greift er zur Fiktion. Solange der Wille zum Leben noch nicht gebrochen ist, kann der Mensch an etwas Einmaligem bauen: an dem inneren Ort.

In den Juden verwirklichte sich diese einmalige Erscheinung. Darum wurde ihre Situation einzigartig. Sie kann nur aus sich selbst und aus keinem Vergleich begriffen werden.

An diesem inneren Ort häuften sie alles auf, was ihnen in der Gegenwart versagt war, also das, was sie von früher her schon besaßen: ihre Kenntnis von den vorhergehenden Geschlechtern, von ihren Schicksalen, ihren Ideen und Hoffnungen; weiter zurück bis zu ihrem Ursprung, bis zu dem geistigen Umkreis, in dem sie geworden und gescheitert waren. Ihr innerer Ort war angefüllt mit Geschichte, mit Erinnerungen. *Sie lebten die Gegenwart mit den Mitteln der Vergangenheit.*

Das hatte zwei Folgen, die für das Geschehen, von dem hier berichtet werden soll, von größter Bedeutung sind. Das, was ihnen als Erinnerung dienen konnte, war keiner zufälligen Wandlung und Veränderung mehr überlassen. Es war in einer unverlierbaren und durch ihre Heiligkeit unverletzlichen Form aufgezeichnet in den Büchern der Bibel, in Thora, Propheten und Schriften. Es war erweitert und bereichert durch den Talmud, den großen Versuch, die ständig wechselnde Gegenwart mit Sinn und Inhalt der Bibel in Einklang zu bringen. Hier waren ihre philosophischen Werke, ihre juristischen Kompendien, ihre Märchenbücher, ihre Lesefibeln, ihre Legenden, Mythen, Anekdoten, ihre Liebes-

lieder und ihre historischen Berichte. Die Kinder wuchsen auf mit dem, was vor Jahrtausenden geschehen war. Von dem Stadtwächter am Tor kannten sie bestenfalls das Gesicht, das bunte Gewand und die schreckliche Hellebarde. Aber vom Erzvater Abraham kannten sie jede, auch die intimste Einzelheit seines Lebens. An der Politik der Zeit hatten sie nur als Objekte Anteil und ein Interesse nur, soweit es ihre Existenz für den nächsten Tag betraf. Aber die Frage, ob Israel gut daran getan habe, auf die Institution der Richter zu verzichten und statt ihrer Könige zu wählen, war von einer leidenschaftlichen Aktualität. Ob der Grundherr ein Tyrann sein dürfe und der Bauer ein Sklave sein müsse, ging sie nichts an. Wichtig war für diese Menschen ohne Boden allein die Frage, wieviel der Jude auf dem Acker als Nachlese für die Armen stehen lassen müsse. Ihre Aktualität war zweitausend Jahre alt und spielte sich im vorgestellten Raum der Heimat ab, aus der sie vertrieben worden waren. Da sie mit solcher Tradition lebten, lebten sie auch mit dem Milieu, in dem sie entstanden war. *Sie hatten nicht aufgehört, im Orient zu leben.*

Ihre Geschichte war aber nicht nur eine Aufeinanderfolge von Tatsachen, etwa von Kriegen, Königen und Ortswechseln, sondern eine Verflechtung innerer und äußerer Vorgänge. Da war eine Volkswerdung und zugleich eine Religionswerdung. Es war die erste Gemeinschaft der Welt, die nicht aus klimatischen und soziologischen Ursachen allein wuchs, sondern zugleich zum Träger einer religiösen Idee berufen wurde. Lange vor ihrer Seßhaftigkeit wurde ihnen um solcher Berufung willen schon ein Land verheißen. Schon vor der Bildung eines festen, entwick-

lungsfähigen Volkskörpers wurde ihnen die Ewigkeit ihrer Dauer verheißen. Ehe sie sich noch des religiösen Auftrags würdig gezeigt hatten, wurde ihnen verheißen, daß sie ihren Glauben einmal über alle Welt ausbreiten würden. So wuchs das Volk mit einer Reihe von Verheißungen auf, lebte... und versagte immer wieder. Es versagte im Laufe seiner Geschichte vor dem Auftrag, den es bekommen hatte, so oft, daß es endlich mit der Strafe der Zerstreuung belegt wurde. Aber da es nur Strafe und nicht Vernichtung sein sollte, wurde ihnen eine neue, die letzte Verheißung gegeben: die der Erlösung durch einen Messias.

Solche Idee scheint dem heutigen Menschen nur als etwas sehr Hohes und Fernes, als etwas Mystisches und Jenseitiges, als das unverständlich Wunderbare begreiflich. Dem Juden von damals war der Begriff Messias nicht fremder und ferner als jede Gestalt aus der Bibel. Auch der Messias, als der wesentliche Bestandteil ihrer gegenwärtigen Vergangenheit, gehörte zu ihrem Alltag. Alle Wunder, die mit seinem Erscheinen verknüpft waren, waren Dinge, die sie mit aller Selbstverständlichkeit erwarteten. Es war seelischer Hausrat. *Sie begriffen das Wunder als einen Bestandteil ihres alltäglichen Lebens.*

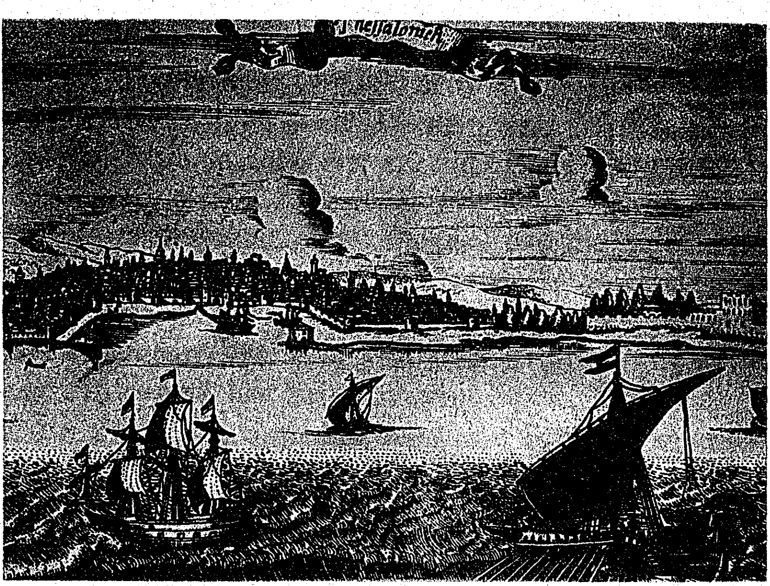
So lebten sie ihre Zeit und ihre Erinnerungen... und es erfüllte sich an ihnen das Gesetz der Überdehnung von Zeit. Zu lange, zu weit waren sie von ihrem Ursprung getrennt. Sie vergaßen den Ursprung nicht, aber sie trugen ihn doch wie eine Pflanze in sich, die keinen Mutterboden mehr hat, und die in einem fremden Klima gedeihen soll. Da wollte etwas in ihnen alt werden und sterben. Aber sie durften es nicht sterben lassen, da sie doch nichts anderes

hatten, um den Hunger ihres inneren Lebens zu stillen. Aber auf der anderen Seite hatten sie auch keine Möglichkeit, aus ihren Erinnerungen eine Wirklichkeit zu machen, heim zu wandern und ein neues Leben aufzubauen. Wohin mit dem gefährdeten Gut?

Die als geistige Hüter des Volkes bestellt waren, die Rabbiner, fanden einen Weg. Sie verlangten das Leben vom Herzen in das Gehirn. Sie häuften auf die Erinnerungen eine endlose Summe von Auslegungen, Erwägungen, Spekulationen, Theorien. Sie wußten: ein Herz kann in seinem Schlag müde werden, aber ein Gehirn kann unerschöpflich arbeiten. Sie sahen mit Recht die Existenz des Judentums vom Herzen her bedroht. Darum drängten sie es von der Quelle ab, von der es sich ständig nährte: von der Bibel. Sie schufen die Halacha, das Gesetz. Bis zum zwanzigsten Lebensjahre war es den jungen Menschen verboten, die Bibel zu lesen. Sie hatten ja den Talmud. Wenn sie erst reif waren, durften sie das gefährliche, die Existenz des Judentums in der Zerstreuung bedrohende heilige Werk lesen.

Dagegen stand das Volk mit seinem Bedürfnis nach Ursprünglichkeit, nach lebendiger Nahrung für den inneren Ort. Gegen die Halacha stellten sie die Haggada, die Legende. In dem stillen Kampf zwischen Halacha und Haggada, zwischen bewehrtem Hirn und gefährdetem Herzen, verläuft die innere Krise des damaligen Judentums. Eine Gefahrensituation in Permanenz. Dort drohte die endgültige Erstarrung, hier der Untergang in Mystizismus. Das Zünglein an der Wage hieß: Heimatlosigkeit.

Ein gefährlicher, grandioser Versuch ist gemacht worden, aus diesem bedrohten Gleichgewicht die Entscheidung zu erzwingen: in den Werken der Kabbala.



Saloniki



Smyrna

Die Kabbala ist eine Denkform und ein Schrifttum zugleich; zur selben Zeit Theorie und Weltauffassung, ein Leben in der Zeit, mit dem Ziele, das Leben in der Ewigkeit zu begreifen. Die Kabbala ist der Versuch, das Leben eines Volkes, das einmal eine Religion geschaffen hat, fortzusetzen; es fortzusetzen durch das Hineinhorchen in die Zusammenhänge zwischen Weltschicksal und Weltschöpfung. Sie ist ein mystisches Erleben der Allwelt, beschwert um die Frage, warum eine göttliche Schöpfung unvollkommen sein könne, und tief durchzittert von der Sehnsucht, die Einheit zwischen der Vollkommenheit des Schöpfungsaktes und der Unvollkommenheit des gelebten Lebens herzustellen.

Die Kabbala ist der Niederschlag von Geistern, die das Welträtsel lösen wollen und damit zugleich die Einzigartigkeit des Geschickes, das ihnen als Juden zugewiesen ist. Gott und die Welt sind auseinander gefallen. Ein Land und ein Volk sind auseinander gefallen. Es gibt die Heimkehr der Welt zu Gott. Es gibt die Heimkehr des Juden zu seinem Heiligtum. Gottes reine Strahlen sind in der Unreinheit der Materie verfangen. Man muß die göttlichen Ausstrahlungen erlösen, sammeln und sie zu Gott hinauftragen. Gottes Volk ist in die vier Winde und unter fremde Völker zerstreut. Man muß es sammeln von den vier Enden der Welt her und es zum Dienst an Gott zurückbringen in die alte Heimat.

Die Welt soll erlöst werden. Ein Volk soll erlöst werden: Messianismus.

Nicht alle Juden folgen den immer mehr verschlungenen Irrwegen der Kabbala. Aber sie glauben alle an einen Messias. Der Kabbalismus hat heftige, leidenschaftliche Gegner. Da sind Parteien, die sich bös-

artig und skrupellos bekämpfen. Aber das ist nur ein Streit über den Weg und über die Methode. Das Ziel ist das gleiche, die Hoffnung dieselbe: das Kommen des Messias.

Sie warten mit einer verhängnisvollen Ungeduld. Sie haben immer, wie blinde Tiere der Tiefsee, Fühler ausgestreckt. Vor der körperlichen Nähe dessen, was ihnen zur Nahrung dienen kann, beginnen sie zu zittern. Der Magnetismus der Dinge und Erscheinungen pflanzt sich bis zu ihnen hin fort. Es ist ein einzigartiges Organ, das den Juden in seiner Konstitution von allen anderen Völkern unterschied und heute noch, wenn auch verkümmert, unterscheidet. In solcher seelischen Situation begeben sich die Dinge, von denen jetzt zu berichten ist.

ZWEITES KAPITEL

EINE JUGEND

SABBATAI ZEWI WURDE GEBOREN IM JULI 1626, an dem Tage, der nach dem jüdischen Kalender dem 9. Ab entspricht; das heißt: dem Tage, an dem vor Zeiten der zweite Tempel zerstört wurde.

Sein Vater, Mardochai Zewi, der arme Geflügelhändler, ist etwas schwächlich in der Gesundheit und wird bis an sein Lebensende von allerhand Krankheiten geplagt. Aber daß er drei Söhne hat, empfindet er als einen Segen, der ihm das Leben leichter macht. Wie die Kinder heranwachsen, bestimmt er zwei von ihnen, Josef und Elias, gleichfalls für den Handel, den sie fortan gemeinsam betreiben. Den Ältesten, Sabbatai, bestimmt er für das Studium.

Was für ein Studium? Es handelt sich hier um keine der wissenschaftlichen Disziplinen, an die man denkt, wenn man sonst von Studium spricht. Studium heißt hier die ausschließliche und gründige Beschäftigung mit den Büchern der Bibel und dem Talmud. Das ist eine lebenverzehrende Beschäftigung und doch kein Beruf. Gelegentlich überträgt wohl einer dieses sein Wissen auf ein Amt und wird Rabbiner. Dann hat er ein Auskommen, um das er nicht immer zu beneiden ist, denn auch kleine Gemeinden leisten sich den Luxus eines geistigen Oberhauptes, und sie finden reichlich Anwärter auf einen Posten, der moralische Macht und eine gesicherte Armut in sich vereinigt.

Für die große Überzahl solcher Studierenden gibt es keine praktische Verwendung. Sozial gesehen ist es eine unverantwortliche Verschwendung, wenn ein armer Händler sich zeitlebens mit der Last eines Kindes beschwert, das aller Voraussicht nach nie im Leben einen Heller eigenen Geldes verdienen wird. Er

leistet sich da das, was das Vorrecht begüterter Bürger oder Adliger ist.

Es würde aber ein Mann wie Mardochai Zewi für eine solche Erwägung, wenn man sie ihm vorhielte, kein Verständnis haben. Sie trifft nicht die Ebene, auf der er denkt. Er ist ein kleiner, belangloser Jude um die Wende des 17. Jahrhunderts, und wir müssen die dreihundert Jahre zurückdenken, die uns von ihm und seinesgleichen trennen. Dann stoßen wir auf eine Geistigkeit, die wir als heroisch oder idealistisch bezeichnen könnten, und die doch für jene Zeit und jene Menschen nur eine schlichte, alltäglich-lebendige Haltung ist. Sie ist das einfache, primitive Bekenntnis: für den Tag tun, was für den Tag nötig ist. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Der freie Rest an Kraft gehört der anderen Seite des Tages: Gott.

So wird also Sabbatai Zewi in das Lehrhaus, die Jeschibah, gebracht, die unter der Leitung des Rabbi Joseph Escapa steht. Joseph Escapa ist ein eifriger Lehrer und Sabbatai ein eifriger Schüler. Er ist ein stilles, etwas abseitiges Kind, ein ernsthafter kleiner orientalischer Jude, dem das Lernen nicht schwer fällt. Er begreift sogar auffällig schnell, und was er einmal gelernt hat, vergißt er nicht wieder. Dadurch sammelt sich bei ihm eine ungeheure Menge Wissensstoff an, den er beherrscht wie etwas, das man seit langem kennt. Und was man seit langem kennt, wird nicht gerade mit dem größten Respekt behandelt. Darum fängt er nicht nur frühzeitig an, sich seine eigenen Gedanken zu machen und kritisch zu werden, sondern er bemängelt auch hier und da die Form, in der ihm der Wissensstoff dargeboten wird, die hebräische Sprache nämlich. Er liebt diese Sprache, aber es scheint ihm, sie habe

auf dem Wege ihrer Entwicklung von einst bis heute ein unreines und fleckiges Gesicht bekommen. Er ist ein kleiner Pathetiker, auf die klare und gewaltige Sprache der Propheten versessen, und möchte, daß sie wieder zu Ehren und in Gebrauch komme. Er prahlt öffentlich damit, er werde dereinst das reine und klassische Hebräisch wieder herstellen.

Man lächelt nicht einmal über diese Wichtigkeit, die er sich gibt. Jüdische Kinder mit klugem Kopf genießen in seinen Kreisen viel Nachsicht und Respekt, und Sabbatai hat immerhin die ungewöhnliche Leistung aufzuweisen, daß er mit fünfzehn Jahren das gesamte talmudische und rabbinische Schrifttum bearbeitet und bewältigt hat. Dazu brauchen andere ein ganzes Leben. Er schafft es, während er noch an der Grenze der Kindheit steht. Er müßte jetzt, wenn er in den Spuren des Herkömmlichen bleiben wollte, diesen Wissensstoff noch einmal und immer wieder von neuem durcharbeiten, immer neue Feinheiten, Möglichkeiten und Auslegungen entdecken, Entscheidungen über sehr subtile Fragen des religiösen Rechts fällen und sich damit den Posten einer Autorität auf dem Gebiete der jüdischen Gelehrsamkeit erringen.

Aber das kann er nicht. Dazu hat er nicht die innere Ruhe und den inneren Gleichmut. Schon die Schnelligkeit, mit der er den traditionellen Lehrstoff bewältigt hat, beweist, daß hier eine Unruhe am Werke ist, eine Hast, ein Getriebenwerden von dem Bedürfnis, andere und neue Dinge zu erfahren. Da ist eine innere Bewegung im Fluß, die etwas sucht und das Ziel noch nicht kennt. Darum kann er nicht repetieren. Repetieren ist etwas für die Menschen, die nur fleißig sind. Sabbatai Zewi ist nicht fleißig. Er

ist hungrig und neugierig. Er ist an dem obligaten Wissensstoff weder satt noch zufrieden geworden. Er steht vor einem leeren Raume.
Es ist nicht sein Verstand, der hier revoltiert, denn wo gäbe es für das Gehirn mehr Nahrung als in den Labyrinthen des Talmud, in denen ein Volk das ablagerte, was ihm in der schöpferischen Wirklichkeit einer Gemeinschaft auf eigenem Boden versagt war? Mehr ist es schon das Herz, das hier nicht zu seiner Befriedigung kommt. Aber auch nicht eigentlich das Herz allein, sondern jenes Zwischenreich zwischen Gehirn und Gefühl, zwischen Geist und Trieb, zwischen geistiger Reizbarkeit und Empfänglichkeit für Affekte, jene Ebene der Phantasie im Gestalten und der Suggestion im Erdulden, die darnach verlangt, belebt zu werden.
Das kann der Talmud diesem frühreifen Kinde nicht geben. Im Talmud gibt es nur eine gedankliche Wirklichkeit, und Wirklichkeit ist etwas, was Sabbatai nicht kennt. Wirklichkeit erlernen und erdulden Kinder, wenn sie spielen, oder Jünglinge, wenn man sie mit einem Beruf vor das Leben stellt. Man hat Sabbatai nicht spielen, geschweige denn sich im Alltag bemühen lassen. Aber da der Mensch doch auf der Erde lebt und die Welt in tausend Erscheinungsformen auf ihn eindringt, muß er eine Wirklichkeit haben, sei es auch nur diejenige, die einer sich selbst erfindet.
Nun lebt ganz in seiner Nähe eine Wirklichkeit, die sich zwar mit den Händen nicht greifen läßt, die aber auch von den Realitäten des Daseins nicht angetastet und erschüttert werden kann, und die gerade darum besonders stark ist: die Welt der Kabbala. Das ist eine Wunderwelt. Die Geschichte des Volkes, alle

Verheißungen, aller Sinn von Schöpfung und Welt sind darin eingefangen. Alle Geheimnisse von Sünde und Erlösung sind da aufgedeckt, freilich nur für den, der den Sinn zu deuten und das Wort richtig zu lesen versteht. Da wird die starre Folgerichtigkeit talmudischen Denkens aufgelöst zu stoßweisen, zuckenden, mit Ekstase behangenen Erkenntnissen oder Ergebnissen.

Also Neuland, in dem man sich verlieren kann, Land auch, das noch nicht so schwer von Tradition durchsetzt und so zwangsläufig und unbeweglich gemacht worden ist. Dafür ist die Entwicklung noch zu jung. Zwar gibt es auch hier rein gedankliche Arbeit zu verrichten, in dem theosophischen, dem theoretischen System der Kabbala, der Kabbala Jjunit; aber dann gibt es das theurgische, das praktische System, die Kabbala Maassit. Aber in einem wie im anderen liegt eine völlig andere Welt als im Talmudischen und im Rabbinischen. Man muß hier nicht mit Einbruchswerkzeugen vor einem Gewölbe von einzelnen Dingen, Theorien, Erkenntnissen, Auslegungen und Entscheidungen stehen, sondern man ist an dem, was die Kabbala enthält, notwendig als Mensch und Persönlichkeit beteiligt, wenn überhaupt man sich zu ihr bekennt.

In der Kabbala kreist alles Denken und Erwägen um die Erwartung, daß einmal ein Mensch komme, der die innere Ordnung der gestörten Welt wieder herstelle: ein Messias. Er ist nötig, denn die urselischen Elemente, die Nizuzoth, sind gefallen, zerfallen, in die Fesseln des Urbösen geraten, weil die Geister, die göttlichen Elemente, die Schebirath Hakelim, gefallen sind. Sie müssen wieder von einander getrennt oder das Böse muß vernichtet werden. Dann wird

die Welt wieder gut. Die Gnade kann dann auf den vielfachen Ausstrahlungen Gottes, den Sefiroth, wieder die Erde berieseln. Dann beginnt die geordnete Welt, die Olam ha-Tikkun. Jeder, der gerecht ist und eine reine Seele hat, kann dazu beitragen, wenn er nur begreift, welche Zusammenhänge zwischen der Welt von oben und der Welt von unten bestehen, und wenn er die Kawanot, die Bußübungen erfüllt, die in der praktischen Kabbala vorgeschrieben sind. Jeder kann es, aber mit letzter Kraft und Sicherheit wird es der Messias können, der verkörperte Urmensch, der Adam Kadmon, der selbst ein Teil der Gottheit ist.

Man sieht also: hier wird dem einzelnen eine Möglichkeit gegeben und eine Aufgabe gestellt. Hier wird jeder angerufen. Jeder, der sich mit dieser Lehre befaßt, ist persönlich gemeint. Es wird ihm anheim gegeben, den Schlüssel zu suchen und sich zu bemühen. In diese Welt wächst jetzt der junge Sabbatai Zewi hinein, und man begreift, daß er das System nur durchfliegt, um schnellstens dort zu landen, wo das Bewegte, das Greifbare ist, wo er selber gemeint ist, und wo er tun darf, was die geheimnisvolle Idee von ihm erwartet. Kein Gefühl für Jugend und Kindheit hindert ihn daran, sich in solcher Welt zu verlieren. Die Welt, die da eröffnet wird, ist hart und sehr lebensfeindlich. Da gibt es Kasteiungen aller Arten und Grade, da gibt es Gebete, Fasten, Bußübungen und Tauchbäder, Dinge, die eine mönchische Enthaltsamkeit fordern und den Körper abtöten sollen. Aber dafür verleihen sie eine unerhörte Klarheit des Geistes und eine gesteigerte Aufnahmefähigkeit des Gemütes für die überirdischen und übersinnlichen Dinge. Dadurch wird einer in den Stand gesetzt, zu

Gott und den Engeln in nahe, vernehmbare und wahrnehmbare Beziehung zu treten, den Gang der Weltereignisse vorauszuschauen und Dinge zu bewirken, von denen die schlichteren Menschen bekennen müssen, daß sie Wunder seien.

Auf diesem Wege ist also eine ungewöhnliche Steigerung der Persönlichkeit möglich. Sabbatai erfährt sie in dem Maße, in dem er in dieses neue Reich eindringt. Er, der junge, unausgereifte Mensch, kommt sehr bald in den Ruf, ein großer und kenntnisreicher Kabbalist zu sein. Es nähern sich ihm Menschen, die von seinen Kenntnissen profitieren möchten, und die darum bereit sind, sich von ihm belehren zu lassen. Das bedeutet etwas für einen Menschen in so jungen Jahren. Das gibt ihm ein besonderes Gefühl des Wertes und der Bedeutsamkeit. Er erfährt und begreift daraus, daß er etwas gilt und daß er abseits und über dem Durchschnitt der Gleichaltrigen steht. Er ist gerade achtzehn Jahre alt, da erteilen ihm die Rabbiner seiner Stadt schon den Ehrentitel eines Chacham, eines Weisen.

Es ist ein alter Brauch, daß um einen Gelehrten sich Menschen scharen, die von ihm lernen wollen, die sich ihm geistig unterordnen und die Gedanken ihres Meisters zu ihren eigenen machen. Da Sabbatai nun ein Chacham geworden ist, darf es nicht fehlen, daß auch er einen Kreis von Menschen um sich hat, die sich in geistige Abhängigkeit von ihm begeben. Aber dazu taugen ihm nicht die Älteren, Erwachsenen, die da kommen, um sich eine Frage beantworten oder ein Geheimnis erklären zu lassen, und dann mit Dank und respektvollem Kopfschütteln fortgehen. Er will nicht die um sich haben, die wieder fortlaufen; er will die haben, die bei ihm bleiben, die ihm durch

ihre ständige Anwesenheit bestätigen, daß er der junge Chacham, der ungewöhnliche und auffallende Mensch ist. Er braucht jugendliche Menschen, in denen wie bei ihm die Neugierde und der Hunger sind, die Gläubigen, die Pathetiker, die Enthusiasten. Es gibt ihrer genug. Man muß sie nur auswählen, sie an sich heranziehen, sie in Andeutungen ahnen lassen, daß er, der Chacham Sabbatai Zewi, es sein wird, der ihnen auf erregenden und geheimnisvollen und wunderbaren Wegen vorangeht. Er weiß: er hat so Vieles und so Tiefes in sich, daß er Hunderten von ihnen abgeben kann.
So wählt er aus dem Kreise derer, die mit ihm arbeiten, und die mit Fragen zu ihm kommen, eine besondere Schar aus, zu deren Führer und Lehrer er sich macht. Was er da sucht, sind nicht Freundschaften, obgleich nichts mehr als Wissen und Jugend dazu befähigen. Er ist nie der Freund irgend eines Menschen gewesen. Zeit seines Lebens haben sich für ihn die Menschen aufgeteilt in Gegner und Anhänger. Der Grund dazu wächst in diesen Jahren, in denen er von seinem Übermaß geben will, und in denen er verlangt, daß man vor ihm stehe und annehme. Er sucht nicht Menschen, er sucht Jünger. Indem er sie in geistige Abhängigkeit von sich bringt, befriedigt er sein frühes Bedürfnis nach persönlicher Anhängerschaft. Sie müssen ihm das ersetzen, woran Kinder sonst ihr Bewußtsein vom Ich üben: Spiele, in denen sie Führer sind. Jetzt macht er ein Amt daraus.
Er ist in diesem Amt sehr selbstherrlich, aber auch sehr ernst. Er verlangt von seinen Jüngern ungewöhnlich schwere Bußübungen und Kasteiungen. Er geht ihnen darin als großes Beispiel voran. Zuweilen fastet er über eine ganze Woche hin. Den Ritus des

Tauchbades vollzieht er in jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter im Meere an der Küste. Oft ist er lange in Gebeten zurückgezogen, und man kann hören, wie er mit seiner sehr klangschönen Stimme die messianischen Hymnen des Israel Nadschara singt. Seine Stimme ist eines der Zaubermittel, über die er für seine persönliche Wirkung verfügt, und er macht oft und gerne von dem sinnlichen Reiz Gebrauch, der darin liegt. Es ist nicht seine Klugheit alleine, die seine Wirkung auf andere Menschen ausmacht. Es geht ein Fluidum von seiner ganzen Erscheinung aus, das mit den Jahren wächst. Es ist kein Zweifel, daß er, als Mensch, den es immer zu Wirkungen und zur Beherrschung anderer Menschen gedrängt, überhaupt ausreichend um den Eindruck seiner äußeren Erscheinung gewußt habe. Darin sind Freund und Feind sich einig, daß er ein sehr schöner Mensch sei. Er war schlank und ebenmäßig gewachsen, hatte tiefe, dunkle Augen, einen vollen, sinnlich betonten Mund und viel Grazie in Haltung und Bewegung. Alle Berichte stimmen in der seltsamen Bemerkung überein, daß von seinem Körper ein überaus angenehmer Geruch ausgegangen sei. Kam er von seinen Bußübungen, »so glänzte sein Angesicht wie das Antlitz eines überirdischen Wesens«. Noch in den hilflosen Stichen und Drucken seiner Zeit sind Mund und Augen von betonter Größe und Lebendigkeit.

Man belegt seinen Ausdruck und sein Wesen vielfach mit dem Begriff »schwärmerisch«. Aber solches Wort verschleiert nur den Unwillen, das Tun eines Menschen und den Richtungssinn seiner Handlungen genau zu umschreiben. Mag sein, daß Sabbatai ein schwärmerischer junger Mensch ist, aber was er tut, ist greifbar und verständlich und hat sei-

nen Sinn. Wenn er nicht für sich und mit seinen Bußübungen beschäftigt ist, geht er im Kreise seiner Jünger nächtlich vor die Tore der Stadt. Er ahmt da ein fremdes Vorbild nach: den großen Kabbalisten Chaim Vital Calabrese aus Safed. Draußen, unter dem Sternenhimmel, wird Wort um Wort, Gedanke um Gedanke und Gefühl um Gefühl der Inhalt der großen Geheimnisse abgetastet und abgewogen. Das ist nicht Schwärmerei. Das ist Betätigung einer Neigung, die Erbteil aus seinem Volke her ist. Schon als sie noch Nomaden waren, haben die Juden diese Abseitigkeit vom Tage vor den Zelten und auf freier Ebene kennen gelernt, diese Einsamkeit, aus der die Umwandlung aller Begegnungen in Erlebnisse des Geistes kommt. Es ist nur die besondere Form, in der ein Volk seine Beziehung zur Natur ausdrückt und auslebt: das Hinnehmen des Seienden in der ehrfürchtigen Anerkennung des Geistes. So wie der Jude der Erde oder dem Baum keine Frucht entnimmt, ohne seine Demut vor dem geschaffenen Stück Natur durch einen Segensspruch zu bekennen. Was Sabbatai da treibt, ist Gottesdienst in der Natur, schlichter Vorgang, in dem er sich nicht einmal vom Spott der Türken, die das nicht verstehen, stören läßt. Er weiß, wie wichtig das ist, was er da tut. Wüßte er es nicht selbst, so müßte es ihm die Anerkennung seiner Umgebung beweisen. Besonders sein Vater kann sich nicht genug darin tun, zu erzählen und zu beweisen, wie sehr das Verhalten dieses Sohnes gottgefällig sei, und wie sichtbar Gott ihn, Mardochai Zewi, für seinen Entschluß belohnt habe, eines seiner Kinder dem Studium göttlicher Dinge zu überlassen. Und das kam so:

Zu jener Zeit fand ein wiederholter und von heftigen

inneren Erschütterungen begleiteter Macht- und Thronwechsel in der Türkei statt. Gerade war Sultan Ibrahim zur Regierung gekommen, und eine seiner ersten außenpolitischen Taten bestand in der Kriegsführung mit der mächtigen Republik Venedig. Bis dahin waren Konstantinopel und Saloniki die Handelszentren der Türkei gewesen. Der Krieg unterbricht die Handelswege, und die Mehrheit der Kaufmannschaft, Engländer, Franzosen, Holländer und Italiener, die nicht gewillt sind, sich durch die Fehde zwischen dem Sultan und Venedig in ihren Geschäften stören zu lassen, verlegen kurzerhand den Sitz ihrer Firmen und ihres Handels nach Ismir.

Das verändert fast über Nacht das Aussehen und die Bedeutung dieser Stadt. Insbesondere für die Juden bricht eine neue Zeit an. Bisher haben dort nur sehr wenige gelebt, und sie waren kaum wohlhabender als der armselige Händler Mardochai Zewi. Jetzt strömt der ganze Handel der Levante in Ismir zusammen und verlangt Arbeitskräfte. Drei-, viermal im Jahre kommen die großen Karawanenzüge aus Indien, Persien, Armenien, Medien und Anatolien. Sie bringen ihre Landesprodukte, Gewürze, Stoffe, Seidengewebe, Häute, Felle, Schmucksachen, und empfangen dafür Metalle, Werkzeuge, Waffen und Gerätschaften. Es entstehen Karawansereien und Kontore. Es werden Menschen gesucht, die die Sprachen der Eingeborenen verstehen und als Vermittler und Verwalter tauglich sind. Auch an Mardochai Zewi tritt ein großes englisches Handelshaus heran und nimmt ihn als ihren Bevollmächtigten und Vertreter in ihre Dienste. Aus dem armen Geflügelhändler wird auf diese Weise in kurzer Zeit ein sehr angesehener und wohlhabender Kaufmann.

Es bringt ihn nicht aus dem Gleichgewicht. Sein Verhalten ist ein Beweis dafür, daß nicht nur Armut gläubig macht. In seinem Reichtum sieht er nur den Lohn seiner Gläubigkeit. Gewiß: politische und wirtschaftliche Umlagerungen haben ihn und die überschnell wachsende Judengemeinde von Ismir reich gemacht. Aber was sind Politik und Wirtschaft? Nichts, wenn Gott sie nicht zum Strafen oder zum Lohnen so gefügt hat. Und hier ist ein offensichtlicher Zusammenhang gegeben: die fromme Lebensführung des Chacham Sabbatai Zewi hat ihren Segen über seinen Vater und über die ganze Gemeinde gebracht. Man muß das verkünden und bekennen. Man kann es nicht oft und nicht laut genug tun, und da er sich an Menschen wendet, die wie er über Nacht von dem Hereinbrechen des äußeren Glückes überrascht worden sind, fehlt es nicht an Glauben und Zustimmung.

So wird Sabbatai Zewi von neuem in das Zentrum der Aufmerksamkeit und einer, wenn auch beschränkten Anerkennung gerückt. Seine Bedeutsamkeit vor sich selbst bekommt Nahrung. Sein bisheriges Tun bekommt Gewicht. Er kann schon etwas bewirken. Schon hat seine geistige Kraft das Glück einer ganzen Gemeinde begründet. Man versichert es ihm täglich, und er hat keinen Grund, es nicht zu glauben. Wenn er der Ursache dieser wachsenden Bedeutung nachgeht, kann er nur immer wieder zu der Überzeugung kommen, daß die Dinge, die er treibt, eben dieses Wachstum des Menschen an Wert und Bedeutung in sich tragen. Es ist die Kabbala, ihre Lehre von der Ordnung der Welt, von der Erlösung des Bösen, von der Beglückung der Welt, die in ihm zu wirken und zu wachsen beginnt. Und wer weiß,


C. Vermeulen sculp.

wohin einer kommt, wenn er tiefer, viel tiefer noch in dieses Wissen und diese Zusammenhänge hineinwächst. Vielleicht ist es ein Bemühen, das ungeahnte Früchte trägt.

Er beginnt, sich noch mehr als bislang abzusondern. Nahm er früher noch seine Gefährten zu den Tauchübungen im Meer mit sich, so verwehrt er ihnen das jetzt. Er will, wenn er den symbolischen Akt der Reinigung immer erneut vollzieht, ganz alleine sein, alleine mit sich und vielleicht auch mit seinem Gott. Es kann ja nicht ausbleiben, daß in ihm eine gesteigerte Erwartung ist. Junger Gelehrter, Chacham, Führer von Jüngern, Glückbringer für Tausende, Mensch starker und bewußter persönlicher Wirkung: das können nicht Erfüllungen sein, das sind Verheißungen. Es sind nur die ersten Proben einer reifenden Kraft. Er sucht jetzt in der Einsamkeit nach der Erleuchtung oder der Eingebung oder dem Phantasiebild, das ihm neue Wege der Wirksamkeit erschließen kann.

Es gibt da nicht viele Wege, denn es darf nicht vergessen werden, aus welchem geistigen Bezirk er kommt. Mensch und Gott, Volk und Land: das sind Ausgang und Ziel, und zwischen beiden steht . . . der Messias.

Eine tollkühne, sinnlose, größenwahnsinnige Folgerung. Aber doch ein Schluß, der Sinn hat, und dem man nicht ausweichen kann. Welche andere Möglichkeit gibt es denn, als die, daß zwischen den getrennten Heiligkeiten von Welt und Gott und den getrennten Wirklichkeiten von Volk und Land als Vermittler der Messias stände? Nur noch die eine Möglichkeit, daß dort der demütige, bußfertige und dienende Mensch steht. So stehen gewiß viele Tausende

zwischen Ausgang und Ziel. Aber immer ist einer in der Zeit berufen, mehr zu sein als Diener. Es ist derjenige, dem das Führeramt anvertraut und durch Zeichen angewiesen wird. Und wenn Sabbatai die Summe dessen zieht, was er bisher bewirkt hat, dann regt sich in ihm nichts an Bescheidenheit und Verzagtheit. Dann ist es nur das Warten auf mehr und auf andere Bestätigung. Er braucht Nahrung für seine Erwartungen.

Diese Erwartung macht ihn blind und taub für alles, was in seiner Umgebung vor sich geht. In der Haltung, mit der er sich von den Menschen abschließt, liegt ein stiller Hochmut, das wortlose Pochen auf den besonderen Grad seiner Heiligkeit. Seine Umgebung versagt ihm dafür nicht die Anerkennung, aber da sie nicht den geheimen Gang seiner Gedanken kennen, rücken sie ihn auch nicht aus der Sphäre ihres Alltags heraus und stellen ihn nicht außerhalb der Sitten und Gebräuche ihrer Zeit und ihres Glaubens. Der Vater beschließt vielmehr, da doch der Junge heranwächst und vor dem Gesetze schon ein Mann geworden ist, ihn zu verheiraten. Früh heiraten ist ein religiöses Gebot, und von der Kabbala her strömt diesem Vorgang ein besonderer mystischer Gedanke zu: vor der Erlösung, und damit sie vollkommen sein kann, müssen alle Seelen, die noch nicht geboren worden sind, in die Welt eingehen. Der Messias kann jeden Tag kommen; morgen schon. Und darum soll man die Kinder verheiraten, sobald sie mannbar geworden sind.

Bei dem Ruf, den Sabbatai Zewi genießt, und bei der geachteten sozialen Stellung, die sein Vater inzwischen erworben hat, kann es nicht fehlen, daß als Braut eines der schönsten und reichsten Mäd-

chen der Stadt gefunden wird. Die Hochzeit wird mit allem Pomp gefeiert. Das Glück der Familien ist groß.

Wenige Wochen nach der Eheschließung erscheint die junge Frau mit einer seltsamen Klage vor dem Rabbinatsgericht. Sie klagt, sie sei Frau und doch nicht Frau, denn Sabbatai Zewi habe sie nie zu sich genommen. Sie sei mit ihm verheiratet, aber er halte sich von ihr fern.

Die Rabbiner sind bestürzt. Wann ist ein solcher Fall je vorgekommen? Sie schicken zu Sabbatai Zewi und fordern ihn auf, vor Gericht zu erscheinen und sich zu rechtfertigen. Sabbatai erscheint. Er gibt den Sachverhalt zu, aber er kann nichts zu seiner Rechtfertigung angeben. Da es nicht Sache der Rabbiner ist, zu erforschen, warum der Beklagte sich von seiner Frau fernhält, da aber das Recht der Frau feststeht, müssen sie zu einem Urteil kommen. Sie entscheiden: Sabbatai Zewi hat die Pflichten zu erfüllen, die ihm seiner Frau gegenüber begründet sind, oder er muß den Get, den Scheidebrief geben, da man nicht von ihr verlangen darf, nur *neben* einem Manne zu leben.

Sabbatai nimmt das Urteil entgegen und erfüllt es, indem er seiner Frau den Scheidebrief ausstellt. Er setzt das einsame Leben, das er nie unterbrochen hat, im Kreise seiner neun Jünger fort. Die Familie und seine Umgebung begreifen nichts von diesem Verlauf der Dinge. Sie sind ehrlich betrübt darüber. Sie können als Grund nur verstehen, daß er an gerade diesem Mädchen keinen Gefallen gefunden hat. Man wird folglich auf die Suche nach einem anderen Mädchen gehen müssen, das alle Eigenschaften hat, die man von einer guten Frau erwarten kann.

Eine solche Braut wird gefunden, und zum anderen Male wird Hochzeit gefeiert. Und wieder steht nach kurzen Wochen auch diese Frau vor dem Rabbinatsgerichte und klagt, was ihre Vorgängerin geklagt hat: sie blieb unberührt!
Zum anderen Male steht Sabbatai geständig und doch ohne Erklärung vor dem Richter. Auch dieser Frau muß er den Scheidebrief ausstellen. Aber um ihn her sammeln sich Mißwollen und Argwohn. Es ist zu begreifen, daß ein Mann eine Frau verstößt, wenn er mit ihr zusammen gelebt und sie kennen gelernt hat, und wenn er dann einsieht, daß er sie nicht lieben kann, oder sie Eigenschaften hat, die ihn abstoßen. Aber zweimal eine Frau heiraten, und sich vom ersten Augenblick an weigern, sich ihr zu nähern, führt zu dunklen, unreinen Vermutungen. Sabbatai spürt das, und er weiß, daß er sein seltsames Verhalten rechtfertigen muß. Er rechtfertigt sich mit einer Begründung, für die er Verständnis erwarten kann: der heilige Geist, Ruach Ha'kodesch, habe ihm verkündet, daß ihm keine dieser beiden Frauen vom Himmel bestimmt sei.
Man glaubt ihm. Nichts liegt diesen Menschen näher, als hinzunehmen, daß göttliche Stimmen zu einem so frommen Menschen sprechen können, und nichts liegt ihnen ferner, als Erwägungen darüber anzustellen, ob etwa hier ein überaus asketisches Leben die gerade und normale Kraft des Trieblebens verdrängt und verkümmert, oder ob dieser Trieb gar in der engen Gemeinschaft mit Jüngern einen Weg eingeschlagen habe, der Sünde ist...
Aber in dieser Erklärung liegt eine viel größere Bedeutung eingeschlossen als nur die der Rechtfertigung. Zum ersten Male in seinem Leben hat er das

klare Bekenntnis abgelegt, daß er in seinem abgesonderten Tun die Verbindung mit einer überirdischen Welt hergestellt habe. Er stellt erstmalig hier die Behauptung auf, daß sein Geschick, aus Wahrheit oder Dichtung, einbezogen sei in einen engen realen Zusammenhang mit dem göttlichen Willen. Der Bogen, den er bislang um sich gezogen hat, beginnt ein Kreis zu werden. Daß dieser Kreis auch noch in der letzten Lücke der unbestimmten Erwartung, der planlosen Hoffnung und der steigenden Selbsteinschätzung geschlossen werde, bewirken jetzt die Dinge, die er von außen her erfährt, aus einer Welt, die ihm bislang verschlossen war.

An die kleine, abgesonderte, in ihrem engen Rahmen lebende Gemeinschaft der Juden von Ismir ist über Nacht durch die einfache Tatsache, daß ein Wirtschaftszentrum sich verlagert hat, eine andere Welt herangetreten, von deren Existenz sie bisher nur eine geringe Vorstellung hatte. Durch das tägliche enge Zusammensein mit Vertretern dieser neuen Welt erfahren sie Zusammenhänge, die ihnen bisher fremd waren. Zusammenhänge, nicht Dinge. Das Innere, nicht das Äußere dieser neuen Welt. Das Äußere sehen sie ja jetzt im alltäglichen Verkehr sich abspielen. Es berührt den Juden nicht. Er kennt seine Lebensform als etwas so Angewachsenes, daß er sie lebt, ohne sie zu betrachten, und daß er folglich nicht vergleicht. Er fragt nicht: was tut Ihr? Er fragt: was denkt Ihr? Die Neugierde des Juden ist unsachlich.

Mardochai Zewi ist durch seinen neuen Beruf in ständiger Fühlung mit den Vertretern dieser neuen Außenwelt, insbesondere mit dem Engländer, dessen Interessen er wahrnimmt. Dabei ergibt sich, daß die-

ser Engländer zugleich Puritaner ist, daß also für ihn außer Handel und Geldverdienen noch ein geistiges Problem, eine Frage des Glaubens und der Lebenshaltung aus dem Glauben her besteht. Das sind für einen Mann wie Mardochai vertraute Töne und Gedanken. Er muß zudem die Feststellung machen, daß dieser Stockengländer über allen nationalen Hochmut hinaus eine erhebliche Kenntnis der Bibel, der religiösen Grundlage des Judentums besitzt. Also ist es möglich, sich zu verständigen.

Wenn beide dem Endziel ihres Glaubens und ihrer Hoffnungen nachgehen, kommen sie auf getrennten Wegen und von völlig verschiedenen Vorstellungen her zu dem gleichen überraschenden Ergebnis: zu der Erwartung eines Messias, eines Erlösers der Welt. Der Puritaner hat dabei vor dem Juden sogar noch voraus, daß er sich in einer aktiven, letztlich auf das Ziel schon hinweisenden Haltung befindet. In seiner Heimat spielen sich gerade die Kämpfe ab, in denen die »Rundköpfe« unter Cromwells Führung gegen die Unduldsamkeit der Bischöfe und autokratisches Königtum unter Waffen stehen, um sich die Freiheit ihres Glaubens und ihrer Lebensgestaltung in Staat und Umwelt zu erkämpfen. Sie sind dabei von einer ungewöhnlichen Freiheit in Haltung und Auffassung. Sie erstreben die Freiheit des Geistes und des Glaubens nicht nur für sich, sondern schlechthin für jeden Menschen und jede Gemeinschaft, denen die religiöse Existenz wichtig ist. Sie halten das um so mehr für nötig, weil auch ihnen, gleich dem Juden, der Alltag real und wirksam durchsetzt ist mit Elementen des Glaubens. Die Bibel, insbesondere das alte Testament, ist für sie kein Buch, in dem man nur liest, sondern eine göttliche Satzung, um

deren Erfüllung man sich zu bemühen hat. Sie leben in der erregenden Nähe einer Heilserwartung. Die ganze puritanische Bewegung, Cromwell an der Spitze, wurzelt in ihrer Struktur, in der Unmittelbarkeit ihres Handelns, der Innigkeit ihres Glaubens, sehr tief und ursprünglich im Lebensraum des alten Testamentes. Sie fühlen sich selber als Gestalten aus dem Buche »Richter«, mit der Aufgabe belehnt, ein unterdrücktes Volk zu befreien. Sie befanden sich in einer dem damaligen historischen Geschehen völlig analogen Position. Es war auch aus diesem Grunde ihre Beziehung zu den Juden eine sehr nahe und teilnehmende, und es blieb nur das Bedauern, daß jedes Volk einen anderen Messias erwartete. Cromwell sagt: »Groß ist mein Mitleiden mit diesem armen Volke, welches Gott erwählt und dem er sein Gesetz gegeben hat. Jesus verwerfen sie, weil sie ihn nicht als Messias anerkennen.« Es bleibt ihm die Hoffnung und der Wunsch, daß altes und neues Testament sich einmal versöhnen und Juden und Puritaner zusammengehen werden.

So heben zwischen dem Talmudjuden und dem Puritaner die Diskussionen an über die kommenden Dinge. Wenn der Jude geheimnisvoll darauf hinweisen kann, wie sehr in seinem eigenen Kreise, ja in seinem eigenen Hause mit den Mitteln der religiösen Übungen an der Vollendung der Zeit gearbeitet wird, kann der Puritaner, Gläubiger und Praktiker zugleich, zufrieden darauf hinweisen, daß in seinem Lande längst die Nutzanwendung diskutiert und propagiert werde. Da ist zum Beispiel die verpflichtende Heiligkeit des Sabbath nachgewiesen und die Forderung erhoben worden, ihn an die Stelle des Sonntages zu setzen. Da laufen Vorschläge, das englische Parlament in sei-

ner bisherigen Struktur aufzulösen, und es so zusammentreten zu lassen, wie früher das jüdische Synhedrin tagte. Da ist insbesondere von der ultrarepublikanischen Gruppe der Levelers Bibel und Bibelgläubigkeit so in den Vordergrund gedrängt und die Einsetzung der Thora als allgemeines Staatsgesetz so dringend befürwortet worden, daß Cromwell als vorsichtiger Mann in einer Parlamentsrede zu der Äußerung genötigt war: »When they tell us, not that we are to regulate Law, but that Law is to be abrogated and subverted and perhaps wish to bring in Judaical Law...«
So liegen die Dinge in England, und so weit sind sie schon gediehen. Aber was das Gedeihen anbelangt, braucht sich der Jude vom Puritaner nicht übertreffen zu lassen. Er lächelt. Er kann zwar nicht solche parlamentarischen Demarchen aufweisen, aber er kann seinem englischen Freunde eine viel größere und viel bedeutendere Wirklichkeit verraten: eine Prophezeiung aus dem Sohar, dem großen Grundwerk der kabbalistischen Welt. Der Sohar verkündet: im nächsten Jahrtausend, nach Ablauf von 408 Jahren, werden alle Bewohner der Unterwelt zu neuem Leben erweckt werden. Das Jahrtausend, das hier gemeint ist, ist das fünfte der jüdischen Zeitrechnung. Es geht also um das Jahr 5408, und das entspricht dem Jahre 1648 der christlichen Zeitrechnung. In diesem Jahre werden sich entscheidende Dinge begeben. Die Schrift sagt: in *diesem* Halljahre wird ein jeder zu seinem Erbbesitz zurückkehren.
Das Jahr ist erwähnt und aufgeschrieben? fragt der Engländer. Mardochai muß ihn sanft belehren: in der hebräischen Sprache hat jeder Buchstabe zu-

gleich seinen Zahlenwert. Und da es doch bei der Kabbala um die Geheimnisse der Verheißung geht, die nur dem Schauenden und Eindringenden sich offenbaren sollen, ist alles, Buchstabe und Zahl, Wort und verborgener Sinn, innig miteinander verknüpft. Wenn der Sohar sagt: in *diesem* Jahre, so legt er auf das Wort »dieses« besonderes Gewicht. Man muß nachspüren. »Dieses« heißt im Hebräischen ha'soth. Der Zahlwert beträgt 5408. Das eben bedeutet das Jahr 1648 der gegenwärtigen Zeit. Es geht um die Tage der allernächsten Zukunft. Nach der Auslegung der Weisen wird im Jahre 5408 der Messias selbst erscheinen.

Weder das Faktum noch die Art, in der der Jude es ermittelt, entlocken dem Engländer ein Lächeln der Überlegenheit. Er ist vollkommen mit dem Juden einig, insbesondere was die nahe Zukunft der Ereignisse angeht. Dagegen weicht er mit Hartnäckigkeit von ihm ab in der Bestimmung des Jahres. Es wird nicht das Jahr 1648 sein, sondern das Jahr 1666. Wenn der Jude den Sohar hat, so hat der christliche Sektirer die Offenbarung Johannis. Aus dieser ist zu berechnen und ist von vielen Theologen berechnet worden, daß in dieses Jahr die Wiederkehr Christi und der Beginn des Tausendjährigen Reiches fallen werde. Allerdings ist das nicht die letzte und endgültige Erlösung. Es ist nur ein Zwischenreich, es ist die chiliastische Idee der »Fünften Monarchie« im Sinne der Apokalypse. Es beginnt dann, aus der Sprache des Buches Daniel gefaßt, die Herrschaft der Heiligen. Uralte Sektirer-Ideen feiern hier Auferstehung. Eine breite, unterströmige Schicht von Menschen erwartet auch in der christlichen Welt dieses messianische Ereignis, das sich in dem alten heili-

gen Lande vollziehen wird und zu dessen Durchführung die Mitwirkung der Juden unbedingt notwendig ist. Zwei Welten, die sich aus dem Glauben her nicht verstehen können, wollen sich im Glauben treffen. Hüben und drüben bezwingen Herzen für eine Sekunde ihren Schlag und horchen in das All hinein.

Wenn Mardochai Zewi von solchem Gedankenaustausch heimkommt, muß es für den Sohn eine seltsame Erregung sein, aus anderen Winkeln der Welt her von Dingen zu hören, die seit langem Inhalt seines Tuns und Denkens sind. Bestätigungen dringen auf ihn ein, die eine unerhörte Gewalt haben. Träume, Erwartungen, Gebilde aus dem Herzen und der Phantasie haben da draußen längst ihre eigenlebige Gestalt angenommen. Es gibt also alle diese Dinge in der wirklichsten Wirklichkeit. Man braucht sich mit seinen Ideen, die zuweilen doch zum Erschrecken nötigen, nicht mehr in die Einsamkeit zu flüchten. Man darf schon an ihre faßbare Gestalt glauben, darf davon reden, darf sich dazu bekennen, wenn auch erst in tastenden Andeutungen. Die entscheidende Erkenntnis ist diese: er treibt Dinge, die in einer erschreckenden Nähe und Endlichkeit liegen. Er treibt nicht Fernes und Zukünftiges. Er ist mit seinem Tun in die Gegenwart gesetzt. Was er heute tut, denkt, erdichtet, ersehnt, kann morgen Gestalt werden. Die Welterlösung ist angesagt. Es ist das Amt dessen zu vergeben, der die Führung dazu in die Hand nimmt: das Amt des Messias. Die Welt wartet auf einen Messias . . .

DRITTES KAPITEL

GEMETZEL

WÄHREND DAS LEBEN IN SEINER NÄCHSTEN Umgebung sich in Gläubigkeit, aber auch in wachsendem Behagen und Wohlstand ausdehnt und bewegt, verdichten sich in Sabbatai Zewi unmäßige Erwartungen zu einer Spannung sondergleichen. Die kabbalistischen Bücher und Begriffe und Vorschriften haben ihre Schuldigkeit getan. Sie haben ihn zur Bereitschaft geführt. Aber weiter nützen sie in diesem Augenblick nichts. Jetzt braucht er das Geschehen, das Ereignis. Die Welt schuldet ihm den Vorgang, der den aufgespeicherten Sprengstoff zu Entladung und Wirkung bringt. Er verlangt das Unmögliche, weil er es für sich braucht. Geschieht denn nichts in der Welt, was sinnlos, ungewöhnlich und erregend genug ist, daß er es zu sich heranziehen und auf sich selbst als Bestätigung beziehen kann? Doch. Es scheint, als ob dort oben in Europa, in Polen und in der Ukraine, wo die Massen der gelehrten und reichen Juden sitzen, kleine, zuckende, unruhige Bewegungen entstanden wären. Man weiß es von den Spendensammlern, die dort das Geld für die Armen im heiligen Lande zusammenholen. Es sind teils unbestimmte Gerüchte, teils aus dem Zusammenhang gerissene Vorfälle. Da schlägt ein Kosak einen Juden tot, und der polnische Grundherr, der seine Güter von eben diesem Juden verwalten ließ, läßt wiederum den Kosaken totschlagen. Man vernimmt es, vergißt es, legt es zum Übrigen. Nicht so Sabbatai. Er sammelt das Geschehen in sich.

Dann kommt über Konstantinopel eine Nachricht, die im ersten Augenblick kein Mensch so recht begreift: von der Krim aus werden der Gemeinde Konstantinopel fünfhundert Juden zum Kauf angeboten.

Was denn? Sind die Zeiten des Sklavenhandels wieder gekommen? Handelt man jetzt nicht nur mit Mohren, sondern auch mit Juden? Nein, nicht so. Es sind Kriegsgefangene. Kriegsgefangene Juden aus Polen und der Ukraine. Aber auch das ist nicht recht zu begreifen. Wo und seit wann führt der Jude Krieg? Krieg führen nur Menschen, die ein eigenes Land haben, oder die zur Seßhaftmachung kein anderes Mittel kennen. Aber der Jude im Galuth will doch nur Raum; kein Land. Er will Existenz; kaum Leben. Er braucht den Frieden, aber nicht den Krieg.
Auf den langen Wegen, die Nachrichten gehen, enthüllt es sich langsam: es ist kein Krieg, den die Juden führen, sondern einer, den der polnische Kleinbauer, verbündet mit Kosaken und Tataren, gegen den Juden führt; und noch präziser: nicht eigentlich gegen den Juden, sondern gegen den polnischen Großgrundbesitz und gegen den Adel. In diesem Konflikt stellt der Jude die Beute dar. Jetzt bietet der Sieger ihn zum Kauf, zur Auslösung an.
Die jüdische Welt beginnt aufzuhorchen. Man weiß sehr bald: es sind nicht nur Juden erbeutet worden. Es werden auch Juden getötet. Es sollen schon an die tausend sein. Man versteht die tieferen Gründe nicht. Braucht auch nicht zu verstehen, denn wenn Juden sterben, straft Gott. Und man braucht nur zu wissen, *daß* er ein Mittel in Bewegung setzt; nicht, *wie* er es tut. Aber aus dieser Haltung kommt zugleich eine dumpfe Hilflosigkeit. Man ist ausgeliefert. In die Gebete hinein kommen unablässig neue Nachrichten: es sind zehntausend Juden erschlagen. Von vielen ist das Schicksal noch ungewiß. Es kommen neue Kaufangebote aus der Krim: tausend Juden zu verkaufen, zweitausend, dreitausend. Es sind

nicht zehntausend Juden erschlagen, es sind schon dreißigtausend. Und man weiß nicht, wie es weiter gehen wird.

Und eines Tages treten in Blicknähe der westlichen Juden erschreckende Erscheinungen: Flüchtlinge aus dem Osten. Hunderte, Tausende wanken durch die Gassen von Frankfurt, Amsterdam, Livorno, erschreckt, gehetzt, verarmt und abgerissen, das Grauen noch in Miene, Haltung und Gebärde. Sie wollen nicht rasten; sie können nicht rasten. Die Panik sitzt ihnen noch im Nacken. Wer spricht von dreißigtausend Toten? Es sind längst mehr als sechzigtausend. Und auch das wird eine kindliche Zahl, wie die Wochen und die Monate dahingehen, und wie es nicht mehr zweifelhaft sein kann, daß das große Sammelbecken des östlichen Judentums explodiert ist, so vehement, daß es jetzt seine Trümmer über die ganze bewohnte Erde streut. Die letzte hoffnungsreiche Judensiedlung im Galuth zerbricht. Die Trümmer schwimmen im Blut. Hunderttausend Tote. Eine neue Zerstreuung hebt an. Zweihunderttausend Tote. Sie lassen stöhnend die Köpfe sinken. In die Gedankenleere dieser dumpfen Verzweiflung dringt, kaum noch erfaßt und richtig abgeschätzt, eine etwa abschließende Ziffer: dreihunderttausend Tote.

Wo lag der historische Anlaß zu solchem Geschehen? Dort, von wo seit zweitausend Jahren die geschichtsbildenden Anlässe erwachsen: in der Heimatlosigkeit; in jener Situation, in der ein Volk nicht nur sein eigenes Geschick zu erdulden hat, sondern auch das seiner Umgebung. In Polen fand sich die dichteste Judensiedlung der damaligen Welt. Sie war straff nach innen organisiert. Sie verfügte über die schattenhafte Nachahmung einer Gemeinschaft. Sie

hatte ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen, hatte ihr geistiges Leben, ihre Autorität im religiösen Bezirk, ihre Gerichtsbarkeit. Sie belieferte die jüdische Welt mit Auslegungen der Gesetze und mit Rabbinern. Zu einer Zeit, in der die Entwicklung des jüdischen Geistes verhängnisvoll unterbrochen war, hielt sie den Zersetzungsprozeß durch eine Bewegtheit des Gehirns auf, die die Müdigkeit des Herzens vergessen ließ.

Dabei schien ihnen die Sicherheit ihrer Existenz einigermaßen garantiert. Sie hatten in die Lücken der kaum entwickelten polnischen Wirtschaft so frühzeitig eingegriffen, daß sie sich ohne greifbare und sichtbare Not vermehren konnten. Es ging ihnen im allgemeinen gut. Aber es erfüllte sich an ihnen hier wie überall in der Welt das ökonomische Gesetz, daß sie ihre Stellung nur so lange behaupten konnten, bis ihre Umgebung ihnen in der Erkenntnis des wirtschaftlich Notwendigen gefolgt war. Dann erwies sich ihre Eigenschaft als Fremde: sie wurden bedrängt. So war es jetzt auch in Polen. Die Juden waren Schrittmacher der wirtschaftlichen Entwicklung gewesen. Jetzt standen ihre Schüler ihnen in der wachsenden Organisationsform von Kaufmannsgilden, Handwerkerzünften und städtischen Ständen gegenüber. Es versteht sich, daß auch die katholische Geistlichkeit des Landes, insbesondere die erstarkenden Jesuiten, zu ihren Gegnern und Bedrängern gehörten. Aber diesen Druck konnten sie einstweilen ohne unmittelbare Gefahr ertragen, denn noch brauchte man sie, noch waren wichtige Instanzen des polnischen Reiches an ihnen interessiert: die Krone und der Adel. Jene, weil der Jude als Ziffer im Haushalt der Regierung überhaupt nicht zu entbehren war; dieser,

weil er für die Verwaltung und Ausbeutung seines Großgrundbesitzes einen Verwalter brauchte, der ihm die kostspielige Existenz eines feudalen Nichtstuers sicherte.

So stand also der Jude jetzt schon zwischen erwachendem Bürgertum und Krone und Adel. Darüber hinaus mußte er noch die Spannung aushalten, die sich zwischen Polen und Russen, zwischen Adligen und Leibeigenen, zwischen Städtern und Kleinbauern, zwischen polnischen Katholiken und russischen Orthodoxen ergab, und die fortschreitend zu einer Katastrophe drängte. Der Schauplatz dieser Spannungskämpfe war die Ukraine, das Stromgebiet des Dnjepr und Dnjestr, mit Kiew als Mittelpunkt, Wolhynien und Podolien im Westen und Tschernigow und Poltawa im Osten. Noch nicht hundert Jahre gehörte dieses Gebiet zu Polen, und schon drängten die Zustände zur Entladung. Die polnischen Könige übten politisch eine schrankenlose Macht aus. Der polnische Adel beherrschte das Neuland wirtschaftlich durch seinen Grundbesitz und durch den Umstand, daß alle Bewohner seines Besitzes ihm als Leibeigene zugewiesen waren. Der Pole sah in dem Russen ein fremdes, verächtliches, asiatisches Element. Der Katholik haßte und bekämpfte den griechisch-katholischen Kleinrussen, von dessen Religion er als der Religion der Knechte sprach. Und der Jude war in diese Differenzen, die ihn an sich nichts angingen, dadurch einbezogen, daß sich der Adel vorwiegend seiner zur Verwaltung der Güter bediente, womit er nach außen hin, dem bedrückten Ukrainer gegenüber, als derjenige in die Erscheinung trat, der die tatsächliche Gewalt ausübte. Es verschlug nichts, daß er nur Beauftragter war. Er war Fremder, also verhaßt. Er

war ausübendes Organ einer tyrannischen Macht, also doppelt verhaßt. Weil der Adel vom Leibeigenen eine Gebühr für die Benützung der Kirche erhob, mußte er, wenn er etwa heiraten wollte, zum Verwalter, zum Juden gehen und sich gegen Erlegung der Gebühr vom Juden die Kirchentüre aufschließen lassen. Wurden Abgaben nicht gezahlt, die der Grundherr gebieterisch von seinem Verwalter forderte, dann war es der Jude, der dem Leibeigenen die letzte Kuh aus dem Stall holte. Der Herr blieb unsichtbar. Gegen ihn richtete sich der Trieb des Bedrückten zur Auflehnung und Befreiung. Aber gegen den Juden richtete sich das Gelüste nach Marter und Totschlag.

So verdichteten sich unter den gedrückten Ukrainern Losung und Feldgeschrei zu der Formel: »Gegen Panen und Juden.« Eine Organisation, die die Kräfte der einzelnen zusammenfassen und wirksam machen konnte, stand ihnen schon von langen Zeiten her zur Verfügung. Die Nähe der großen, unkontrollierbaren Steppe, die sich bis zur Krim ausdehnte und aus deren Raumfreiheit immer wieder schweifende Stämme, insbesondere Tataren, in das Ackergebiet diesseits der Ströme einbrachen, hatten zur Bildung einer halb militärischen, halb bäuerlichen, auf Verteidigung und Abwehr gerichteten Gemeinschaft, dem Kosakentum geführt. Und jenseits der Stromschnellen des Dnjepr gab es noch Kosakengemeinschaften, die völlig frei und unabhängig waren. In ihnen, den Saporoger Kosaken, sahen die unterdrückten Ukrainer den nationalen Vortrupp, und von ihnen gingen die ersten Erhebungen aus. Entlaufene Leibeigene, Sträflinge und freibeuternde Abenteurer bildeten den gefährlichen Kern.

Der erste Versuch wurde schon im Jahre 1637 gemacht. Der Kosakenhäuptling Pawlynk bricht in das Gebiet von Poltawa ein, reißt die Bauern mit sich, verheert das Land, bricht in Lubny und Lochwiza ein, verbrennt katholische Kirchen und Synagogen, tötet katholische Geistliche und Juden. Ein polnisches Heer tritt ihm entgegen. Seine Truppen werden besiegt. Der Aufstand bricht zusammen. Verschärfte Bestimmungen über den Umfang der Leibeigenschaft sind die Folge.

Zehn Jahre später, 1648, wird ein zweiter Versuch gemacht, besser vorbereitet und organisiert, mit einem Hetman an der Spitze, dem persönlich erfahrenes Unrecht die auf Befreiung gerichtete Leidenschaft stärkt: Bogdan Chmelnicky, kurz Chmel genannt. Er hat ein Programm, zu dessen Durchführung er zum heiligen Krieg aufruft. Er erstrebt Ausbreitung des rechten Glaubens, Freiheit der Kosaken und Vernichtung von Panen und Juden. Die ehemaligen Feinde, die Krimer Tataren, werden seine Bundesgenossen. Im April 1648 brechen die verbündeten Heere auf. In zwei großen Schlachten werden die polnischen Truppen vernichtet. Mit einem Schlag ist das ganze östliche Dnjeprland dem Aufruhr ausgeliefert. Die Städte und die jüdischen Gemeinden sind schutzlos preisgegeben. Perejaslaw, Pirjatin, Lochwitza, Lubny werden zerstört, ausgeplündert, entvölkert. Es bleibt nur leben, wer seinen Übertritt zum orthodoxen Glauben erklärt.

Diese Erfolge machen Mut. Der Aufstand greift auf das Gebiet von Kiew über. Eine Welle von Schrekken und Blut geht über das Land. Im Mai 1648 stirbt Wladislaw IV. von Polen. Damit wird dem Widerstand jede Führung und Organisation ge-

nommen. Wolhynien und Podolien werden in den Aufstand einbezogen. Die Juden räumen das flache Land und suchen Zuflucht in den festen Städten. Sie fallen teils durch List der Kosaken, teils durch Verrat der Polen, die sich durch Preisgabe der Juden Schonung erkaufen wollen und dann doch niedergemacht werden. So fällt Nemirow durch List, so fällt Tulczyn durch Verrat, so Bar trotz gemeinsamer Verteidigung durch Polen und Juden vor der Übermacht. Auch Polonnoje fällt durch Verrat. 12.000 Juden hatten sich dorthin geflüchtet. Wer nicht in die Gefangenschaft der Tataren gerät oder sich taufen läßt, wird getötet. Wilder und verzweifelter wird die Flucht. Ostrog, Saslawl, Dubno nehmen zu kurzer Rast an die fünfzigtausend flüchtige Juden auf. Die Landstraßen sind buchstäblich übersät mit Wagen, Gegenständen, maroden Menschen. Was sich in Städten oder auf der freien Landstraße noch erreichen läßt, wird getötet. In Konstantinow wird gemetzelt. Heeresgruppen trennen sich ab und betätigen sich in Litauen und Weißrußland. Reste der flüchtigen Gemeinden von Pinsk, Brest, Tschernigow, Starodub werden vernichtet. In Homel wird ganze Arbeit geleistet. Zamosc, Lublin, Narol, Tomaszow, Szczebreszin und viele, viele andere Städte bereichern den Katalog eines Mordens, das kaum in der Geschichte seinesgleichen hat.
Denn hier wurde nicht nur Krieg geführt. Hier wurden Leidenschaften ausgetragen und Triebe des Blutes zutiefst und hemmungslos befriedigt. Religiöses Bestreben und tierischer Blutdurst treffen sich da in einer erschreckenden Wiederholung anderen historischen Geschehens. Kein Dekalog, kein Gebot des Nicht-töten-sollens hindert den Orthodoxen, den

Gegner vor die Alternative: Bekehrung oder Tod zu stellen. Hin und wieder hatten die Kosaken mit solcher Alternative wenigstens einen augenblicklichen Erfolg. Es traten hier und da Juden zu ihrem Glauben über, um ihr Leben zu retten. Aber an den meisten Orten trafen sie auf einen Heroismus der Ablehnung und der Standhaftigkeit, den sie, hätte er sich in ihren Reihen ereignet, als höchstes Heldentum durch alle Traditionen hin gefeiert und besungen hätten, der aber, von diesen elenden und verachteten Juden aufgebracht, nur durch Mord beantwortet werden konnte. Die Geschichte und das Schicksal der Juden haben einen besonderen Begriff entstehen lassen, den Kiddusch haschem, das bedeutet: die Heiligung des göttlichen Namens, das Besiegeln der Treue zu ihrem Gott durch das Erdulden von Marter und Sterben. Auch andere Völker haben Märtyrer. Keinem aber ward das Schicksal, für zwei Jahrtausende das Martyrium zum Bestandteil ihres Lebens und ihrer Geschichte erheben zu müssen.

So kommen Ereignisse wie diese zustande: in Nemirow stellt der Hetman Ganja an die Juden das Ansinnen, seinen Glauben anzunehmen. Der Leiter des jüdischen Lehrhauses Jechiel-Michel ben Elieser dagegen ruft seine Gemeinde zum Kiddusch haschem auf. Am 10. Juni 1648 nehmen an die 6000 Juden den Märtyrertod auf sich.

Tulczyn in Podolien wird von dem Ataman Kriwonoß besetzt. Er läßt die Juden auf einen freien Platz zusammentreiben und fordert Bekehrung. Sie lehnen ab. 15.000 Juden lassen sich töten.

In Polonnoje hat die Flucht mehr als zehntausend Juden zusammengetrieben. Sie sind schon zermürbt, und einige greifen zur Bekehrung. Aber die über-

wiegend größte Zahl erkennt die Treue als verbindlicher an und wählt den Tod. In Ostropol sammelt der Kabbalist Simson dreihundert seiner Getreuen in Sterbemänteln um sich in der Synagoge und beantwortet den Übertritt durch Gebete. Sie werden im Gebet getötet.
In Homel will Chmelnicky selbst die Eroberung für seinen Glauben machen. Das geistliche Oberhaupt der Juden, Rabbi Elieser, braucht nur zu mahnen: »Gedenket, Brüder, des Todes unserer Stammesgenossen, die sich um der Heiligkeit des Namens willen geopfert haben.« Das genügt. Die Juden bitten einander um Vergebung und überantworten ihre Seele Gott. Dann werden mehr als 2000 erschlagen.
Und es ist kein leichtes Sterben, das ihnen da beschieden ist. Wohl denen, die in die Hände der berüchtigten Tataren fallen. Denen geschieht nichts. Die Tataren machen nur Gefangene und verkaufen sie an die Juden in der übrigen Welt. Ganze Gemeinden ziehen den Tataren entgegen, um sich freiwillig in ihre Gefangenschaft zu begeben. Wer dem Kosaken begegnet, hat nichts mehr zu hoffen. Ein getreuer, zu peinlich auf die Einzelheit bedachter Chronist, Nathan Hannover, vermerkt aus der Fülle dessen, was er gesehen, Dinge wie diese: »Den einen zogen die Kosaken die Haut ab, um das Fleisch den Hunden vorzuwerfen. Den anderen brachten sie schwere Wunden bei, ohne ihnen jedoch den Gnadenstoß zu versetzen, und warfen sie sodann auf die Straße hinaus, um ihre Todesqual zu verlängern. Andere wieder wurden bei lebendigem Leibe begraben. Sie erdolchten Säuglinge in den Armen der Mütter und rissen viele wie einen Fisch in Stücke. Schwangeren Frauen schlitzte man den Bauch auf,

riß die Frucht aus dem Leibe und schleuderte sie der Mutter ins Gesicht. Anderen preßte man lebende Katzen in den Leib hinein, nähte ihn dann wieder zu und hieb den Unglücklichen die Arme ab, damit sie sich nicht helfen könnten. Säuglinge wurden auf der Brust ihrer Mütter aufgehängt. Manche wurden auf Lanzen aufgespießt, gebraten und den Müttern gereicht, damit sie ihr Fleisch kosten mögen. Mitunter warf man Haufen jüdischer Kinder ins Wasser, um die Furten zu ebnen...«
Neben diesen nervenverzehrenden Feststellungen gehen die kleinen Berichte von der Eschet chajil, der heldenhaften Frau. Da hat ein Kosak ein schönes Judenmädchen aufgefangen und will sie zu seiner Frau machen. Sie scherzt mit ihm und verrät ihm, daß sie gegen Kugeln gefeit sei. So erreicht sie, daß er auf sie schießt und sie tötet. Eine andere, die ein Kosak zur Ehe zwingen will, ist unter der Bedingung einverstanden, daß sie in der Kirche jenseits des Flusses getraut werden. Auf dem Wege dorthin springt sie von der Brücke in den Fluß.
Aber das Heldentum der einzelnen und der Tausende vermag nicht die Lähmung zu beheben, die die jüdische Welt angesichts dieser Gemetzel ankriecht. Acht Monate hat die Sturmflut gedauert, von April bis November 1648. Keine Kreuzzüge, keine schwarze Pest haben so unter den Juden gewütet. Was diese Menschen aus der Not und der Ungunst des Alltags gesündigt haben, haben sie so tief und teuer bezahlt, wie es sonst in der Welt nicht Brauch ist.
Die ganze jüdische Welt hält den Atem an. Noch ist dieses Unglück nicht voll begriffen. Zu schnell und turbulent war der Ablauf, zu plötzlich alle Verbin-

dungen unterbrochen, als daß sich ein umfassendes Bild hätte gestalten können. In dieses schweigende Erwarten dringen jetzt Erscheinungen und Rufe, Menschen und Schriften. Da sind die Flüchtlinge in den jüdischen Zentren Westeuropas und der Türkei. Da ziehen, wie sonst für die Armen in Palästina, jetzt Sendboten durch das Land und veranstalten Kollekten zum Loskauf derer, die in Gefangenschaft der Tataren geraten sind. Sie sammeln in Ismir, Saloniki, Konstantinopel, Venedig, Livorno, Hamburg, Amsterdam, Frankfurt. Männer von Gelehrsamkeit und Autorität unterziehen sich diesem Hilfswerk. Von Konstantinopel aus leitet es der angesehene David de Carcassoni. Er macht sich selbst auf die Reise nach Venedig, mit Berichten und Dokumenten versehen. Von dort bekommt er Empfehlungsschreiben an Saul Morteira, den Rabbiner der portugiesischen Gemeinde in Amsterdam. Wohin er kommt, findet er das gleiche Bild: nichts interessiert die Juden mehr, als allein die bange Frage nach dem Sinn und Ausmaß dieses Geschehens. Ihre Geschichte hat ihnen eine besondere Denkform vermittelt. Sie begreifen weder wirtschaftliche Zusammenhänge, noch die politische, religiöse und rassenmäßige Spannung, aus der heraus das polnische Judentum zwischen Hammer und Amboß geraten mußte. Sie haben es mit der Auswirkung auf ihre eigene Geschichte zu tun, und da ist die Auslegung eindeutig: ihr letztes Zentrum in der Diaspora ist zerstört. Zu den zahllosen Zerstreuungen, in denen ihr Schicksal ablief, ist eine neue hinzugefügt, verbunden mit dem Sterben von Hunderttausenden, vermehrt um eine maßlose Not und Verelendung der Überlebenden. Es ist der augenfällige, blutige Beweis geliefert,

daß die Kette ihrer Leiden noch nicht beendet ist. Wenn aber das Leid in einem Volke zu einer ständigen Begleiterscheinung wird, so bekommt es auch seinen vertieften Sinn. Es muß einen vertieften Sinn bekommen, wenn es ein Volk nicht stumpf und gefühllos machen soll. Hier setzt der Sinn ihre Geschichte in der Zerstreuung fort: alles Leiden dient der Prüfung und der Läuterung. Alles Leiden ist die Vorstufe ihrer endlichen Erlösung. An diese Erlösung glauben sie schon 1600 Jahre lang. Immer dachten sie, jetzt sei es genug; jetzt würden sie für reif befunden. Und doch war es immer noch nicht genug. Immer noch gab es eine Fortsetzung. Diesesmal aber revoltiert die jüdische Seele tief von innen heraus. Es geht ein gewaltiges, schmerzliches Sichauflehnen durch die Geister; ein hemmungsloser, begehrender Schrei durch die Gemüter, der gegen den himmlischen Thron anrennt: dieses Mal muß es genug sein! Es kann nichts mehr kommen, als die Erlösung. Wenn dieses Leid nicht diesen Sinn hat, so trägt es überhaupt keinen Sinn. Dann ist es sinnlose Grausamkeit, sinnwidriges Schicksal, ein gedankenloses Verworfensein und Vergessenwerden von Gott. Und da sie wieder das nicht glauben können, da es doch die Grundlagen ihres Lebens annagt, kehren sie mit einem unendlichen Willen zum Leben und zur Erfüllung ihrer Sendung wieder zur Hoffnung zurück: es sind die letzten, die endgültigen Schläge des Schicksals gewesen. Da diese gequälten Seelen nicht die Vorstellung einer neuen Zerstreuung ertragen, begreifen sie sie nur als den Beginn der Sammlung.

Dieser Gedanke an die endgültige Erlösung erfuhr durch die polnischen Gemetzel nicht etwa den entscheidenden Anstoß, sondern nur die entscheidende

Vermehrung. Die Vorgänge in Polen gaben dem latenten Messianismus nur eine schaurige Aktualität. Aber auch der latente Messianismus war zu jener Zeit mit ungewöhnlicher Spannung geladen. Man befand sich doch in dem Jahre, das nach vielen Arten der Auslegung, aus vielen Quellen der geheimnisvollen Ausdeutung als das messianische Jahr erkannt und berechnet war: 1648. Die Tage des Messias sollten doch anbrechen! Und was war statt dessen geschehen? Es klagt der Krakauer Rabbiner Lippman Heller in der Vorrede zu einer Elegie: »Im Jahre 408 (1648), dem wir alle als einem Garten göttlicher Pracht, als der Zeit der Rückkehr Israels in seine Heimat entgegen sahen, wurde mein Blut in Strömen vergossen.« Der Posener Rabbiner Scheftel Horowitz fragt in Empörung und Erschütterung seinen Gott, ob er es etwa mit Absicht habe geschehen lassen, daß das größte Gemetzel sich im Monat Siwan zugetragen habe, in eben jenem Monat, in dem die Juden die Thora empfangen haben. Auch er klagt um die Verheißung: »Im Jahre 408, da ich meine Freiheit wieder zu erlangen hoffte, taten sich die Missetäter zusammen, um Dein Volk auszurotten.«

So geht diese vorwurfsvolle Klage durch viele Lieder und Bußgebete, durch Kinnoth und Selichoth, so gehen sie in die Reihenfolge der Gebete über, so verbindet sich von neuem das Leid mit der Liturgie, so werden morgen Kinder im frühesten Alter beten und lernen, um wieviel an Schmerz und Hoffnung ihre Geschichte über Nacht bereichert worden ist, so wird die Gegenwärtigkeit ihrer Vergangenheit wieder bestätigt, und aus der Trauer um den Verlust des Zentrums der Gelehrsamkeit ringt sich ein böses Wort-

spiel. Aus Polonia wird: po lon jah. Hier ruhte Gott.

Der latente Messianismus ist an dem Punkte angelangt, in dem die Theorie ihre Grenzen sprengt und der Gedanke bereit ist, sich in die Wirklichkeit des Daseins zu begeben. Sie sind entschlossen, dieses grauenhafte Jahr als den Beginn des messianischen Jahres zu *wollen*. Auf das Titelblatt seiner Chronik Jewen Mezula, der tiefste Abgrund, schreibt Nathan Hannover die Worte: Bi' schnath biath ha'moschiach, im Jahre der Ankunft des Messias. Und er entdeckt, daß der Name des großen Peinigers Chmel nur eine Abkürzung ist für die Worte: Cheble moschiach jabo le'olam, Geburtswehen der Welt, die den Messias gebärt. Und Cheble moschiach ist das, wovon die jüdische Mystik schon seit langem zu berichten weiß, und wenn es andere nicht entdeckt haben, so enthüllt es jetzt Rabbi Ephraim aus Wreschen: dieses Wort hat den Zahlwert des Jahres 1648.

So wollen sie mit allen Fasern ihrer Seele den Messias.

Dieses Wollen tastet nun den Raum des Möglichen ab. Sie haben nur eine Möglichkeit: den Angriff auf Gott. Es gibt eine Möglichkeit, näher zu Gott zu kommen, ein Mehr an Würdigkeit und Anspruch zu erringen. Es gibt eine Stufe der Selbsterziehung, der Selbsterläuterung und der Heiligkeit. Die Kabbala hat ihnen die Wege gewiesen. Was in Safed, der Hochburg des Kabbalismus, ihre leidenschaftlichen Vertreter Ari und Vital gelehrt, geträumt und geweissagt haben, bleibt nicht mehr nur auf den Bezirk des Orients beschränkt. Es erobert Schritt für Schritt die jüdische Welt. Die innere und äußere Not hat den Juden reif gemacht für Lehre und Ver-

heißung der Kabbala. Sie wird eine Waffe in ihrer Hand zum Angriff auf ihren Gott. Sie fasten, büßen, kasteien sich, läutern und reinigen sich. Sie tun es längst nicht mehr um ihres persönlichen Vorteils, um ihrer individuellen Erlösung willen. Sie denken dabei an das ganze Volk, an die Gesamtheit. Der Messias soll kommen. Sie wollen ihm den Weg ebnen. Sie beten aus Synagogen und Stuben und von den Gräbern ihrer großen Vorfahren her, Tag und Nacht, aus allen Teilen der Welt, unablässig, mit einer gesteigerten, ekstatischen Hartnäckigkeit. Sie haben den Generalangriff auf Gott begonnen. Er *muß* nachgeben! – Was hier im Bezirk der Wirklichkeit und des Ekstatischen geschieht, ist für viele erschreckend neu, für manche wohl bekannt, aber für *einen* Menschen erhofft, erwartet, ersehnt, mit aller Inbrunst herbei gewünscht: für Sabbatai Zewi. Nicht, daß er auf das Elend seines Volkes wartet. Aber da doch die Welt auf einen Messias wartet, kann es nicht anders sein, als daß ihr das Leid geschieht, das ihr vor dem Kommen des Messias geschehen muß. Daß es aber so kommen würde, so wirklich, so völlig als Not des nackten Leibes und nicht nur der Seele, daß es so massenweise und brutal auftreten würde, konnte auch er nicht erwarten. Das verschiebt seine ganz auf Idee, auf Spekulation und Seele gestimmte Haltung auf das entscheidendste. Was nützt hier die Verheißung einer Vereinigung mit Gott, wenn überall Menschen unterwegs sind, die nirgends zur Ruhe kommen können? Für die Toten und die Verschmachteten braucht man keinen Himmel einzurennen. Es genügt ein Stück Erde für die Lebenden. Die Seelen erlösen? Ja. Aber erst das Volk erlösen. Jeden Tag sieht er die flüchtenden und die losgekauften Menschen. Un-

ablässig finden neue Berichte den Weg in das Handelszentrum Ismir. Immer neue Schriften mit Berichten von grauenhaften Einzelheiten werden gedruckt und verbreitet. Von Gemeinde zu Gemeinde in der Welt gehen Nachrichten von Bußwerk und messianischer Hoffnung.

Es schlägt alles in ihm und über ihm zusammen. Kann man da nicht helfen? Muß man da nicht helfen? Wie darf man hier schweigen, da doch alles Geschehen und alles übervolle Leid sehnsüchtig sich hinwendet zu jenen Verheißungen, die sein tägliches Denken und Bemühen sind? Was nützt ihm aller Glaube, er stände als Mensch besonderer Begnadung inmitten der geheimnisvollen Erkenntnisse, die auf die Erlösung gehen, wenn er nicht imstande ist, daraus den Schluß zu ziehen und zu antworten: ich weiß, wie euch zu helfen ist? Zwar die Idee, die er bislang begriffen hat, war nicht auf so viel Wirklichkeit gerichtet. An die Seelen hat er gedacht, an ihren mystischen, religiösen Bezirk. Aber jetzt kommen Menschen, die aus wirklichen körperlichen Wunden bluten, und rufen nach Erlösung, weil sie nicht wollen, daß man sie ewig der feindlichen Welt aussetzt und sie alle, alle totschlägt. Der mystische Messianismus ist mit der realen Not des Tages durchtränkt und zu einem politischen, zu einem nationalen geworden.

Er sieht endlich ein, daß man diese beiden Formen der Erlösung nicht trennen könne, daß man sie als eine Einheit nehmen müsse. Aber indem er das begreift, bleibt ihm die Prüfung nicht erspart, was er über das Begreifen hinaus hier tun kann. Muß er selbst etwas dabei tun? Er muß. Er begreift sich nicht mehr anders denn als Mensch, der vom Ge-

schick in den Vordergrund der Dinge gestellt ist. Er steht schon zu lange und zu brennend dort, um noch einer aus der Masse sein zu können. Wenn bis heute alles dazu gedient hat, ihn zu isolieren, ihn bedeutsam zu machen, ihn seine Sonderstellung erkennen zu lassen, warum sollte denn allein dieses entscheidende Geschehen nicht dazu dienen? Die Zeit schreit. Vielleicht ist der Ruf an ihn gerichtet. – Er wird noch einsamer und verschlossener. Er kriecht in sich hinein und sucht den Zusammenhang zwischen sich und dem Geschehen. Vor seinen Ohren sind die Rufe um Erlösung. Sie gewinnen in der Einsamkeit verpflichtende Kraft. Immer muß doch *ein* Mensch in der Zeit sein, welcher antwortet. Er, Sabbatai, könnte es sein, wenn es genügte, daß Menschen nach einem Messias rufen. Es darf aber nur antworten, wen Gott zum Messias ernannt hat. Daß die Zeit und alles Geschehen in der Zeit übermächtig nach ihm rufen, ist ihm bald nicht mehr zweifelhaft. Aber das Recht zur Antwort ist ihm noch nicht gegeben. Nichts und niemand hat ihn befugt. Er ist ein Anwärter auf das Amt des Messias aus eigenem Recht. Niemand sagt zu ihm: Du bist es!

Er beginnt, vorsichtig seine Schüler zu befragen, welchen Rang in der Welt und in der Zeit sie ihm wohl zuerkennen mögen. Er fragt wie der Messias aus Galiläa: »Wer glaubt Ihr, daß ich sei?« Und sie erkennen ihm jeden Rang der Gelehrsamkeit und Weisheit und Heiligkeit zu. Aber keiner sagt: »Du bist der Messias.« Das erschüttert und erschreckt ihn tief. Alle Dinge und Ereignisse haben ihn bisher bestätigt. Jetzt bleibt die Bestätigung aus. Er versucht es auf anderem Wege. Wenn er aus den Verlorenheiten seiner Gebete zu seinen Freunden zurück-

findet, wie wenn er aus einer Wolke zur Erde hernieder stiege, fragt er sie: »Habt Ihr gesehen, daß ich gleich dem Messias in der Verheißung des Jesaja auf Wolken einhergefahren bin?« Sie schweigen erschreckt und verneinen, aber sie gewöhnen sich an seine Berichte, Fragen und Auslegungen. Wenn er bei den nächtlichen Spaziergängen Lichter sieht, die auf ihn zukommen, oder geheimnisvolle Stimmen vom Meere hört, die auf ihn einreden, sehen auch sie das Licht und hören die Stimmen. Wenn er ihnen die neuesten Berichte aus aller Welt vermittelt, geschüttelt von Entsetzen und Mitleid und dem gehüteten Geheimnis des Anrufes, glauben sie ihm, wenn er den Vers des Jesaja auf sich bezieht: »In meinem Herzen ist der Tag der Ahndung angebrochen, und das Jahr meiner Erlösung ist gekommen.«

Während er sie Schritt für Schritt leitet, ihm zu vertrauen und ihm dereinst das noch Verhüllte zu glauben, gängelt er gleichzeitig sich selbst an seiner übergroßen Bereitschaft, sich als Messias anrufen zu lassen. Bald ist da keine Grenze mehr zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Für ihn steht schon alles Kommende so fest, daß man es getrost vorweg nehmen darf. Er ist wie ein Mensch, der schon heute über einen Gegenstand verfügt, den man ihm selbst morgen erst schenken soll. Er glaubt, daß er es darf. Sein Vertrauen zu dem, was er erwartet, ist blind. Daß er aber ungewöhnliche Verantwortung auf sich lädt, bedenkt er nicht. Aus solcher Haltung wächst der Verbrecher aus Unterlassung, nicht aus Tat. –

So muß es kommen, daß er sich eines Tages, noch im Ablauf des Jahres 1648, seinen engsten Freunden nach vielen Andeutungen und geheimnisvollen Auslegungen als Messias bekennt. Und Schweigen verlangt.

Sie erschrecken nicht mehr. Ihre Gläubigkeit und Bereitwilligkeit ist sehr groß. Sie erkennen ihn an. Da sie als erste der Offenbarung gewürdigt worden sind, ist ihre Anhänglichkeit ohne Grenzen. Sie bilden seine erste verborgene Gemeinde.

VIERTES KAPITEL

ANRUFUNG DES NAMENS

DAS JAHR 1648, DAS JAHR DER MESSIANISCHEN VERheißung, geht seinem Ende zu. Von den vier Enden der Welt her wächst in einem Volke die Bereitschaft und die Vorbereitung. Aber es geschieht nichts, was sich als Erhörung und Erfüllung deuten läßt. Kein Anzeichen läßt sich wahrnehmen. Es weiß niemand, daß zu dieser Zeit sich in Ismir ein junger Kabbalist von 22 Jahren seinen engsten Freunden als Messias bekannt hat. Die Spannung ist straff bis zum Zerreißen.

Auch Sabbatai bewegt sich an der äußersten Grenze zwischen Erwartung und Ausgeliefertsein an die Bilder seiner Vorstellungen. Wenn jetzt noch einige Wochen vergehen, dann hat das Schicksal alle Erwartungen und Verheißungen Lügen gestraft. Dann bricht mit dem Ablauf des Jahres alle Sicherheit des Glaubens zusammen. Das ist so unvorstellbar, daß es schlechthin nicht sein darf. Da der Messias verheißen ist, muß er kommen. Und da nirgends in der Welt einer aufsteht und sagt: »Ich bin es«, so geht es immer wieder ihn selbst an, ist er immer wieder von neuem und jetzt dringender als je vor die Frage gestellt: »Wenn nicht ich, wer sonst?«

Möglich, daß ein anderer als er berufen ist. Aber er bekennt sich nicht. Warum nicht? Fehlt es ihm an der letzten Bestätigung von oben? Dann wird jener vermeinte andere wohl nicht der wahre Messias sein. Dann bleibt es doch wohl bei ihm haften, bei Sabbatai Zewi. Zwar ist auch bei ihm noch nicht alles geklärt und die letzte Eindeutigkeit des Anrufes noch nicht erfolgt. Aber er hat doch schon einen Versuch gemacht, hat das Göttliche herausgefordert und ist von keinem Blitzstrahl als Lästerer erschlagen wor-

den. Er hat sich in der Heimlichkeit bekannt und gewann dadurch nur neues Vertrauen in sich selbst. Vielleicht braucht es zu allem nur noch das Bekennen in der hellen Öffentlichkeit. Die Zeit drängt. Es ist kein Verbrechen, wenn man ihre Not aufnimmt und ihr antwortet. Es mag sein, daß es ihn zerschlägt und für sein Leben vernichtet. Aber es muß gewagt werden.

Stammelnd, erschüttert und aufgewühlt wankt Sabbatai unter der halben Erkenntnis einher, wankt durch die Nächte und die Gassen, unwiderstehlich hingezogen zur Synagoge, wo die täglichen Bekenntnisse und Gebete aufsteigen in den Raum, der keine Antwort gibt. Er steht da, den Blick auf die verhüllten Betenden gerichtet, zerberstend unter dem Widerstreit von Furcht und dem Drang nach einer erlösenden Manifestation, und während alle Dinge und Menschen sich zu einem wirren Haufen von blendendem Licht vor ihm zusammenballen, betritt er den Almemor, den erhöhten Platz, von dem aus die heilige Schrift vorgelesen wird, und schreit hemmungslos den vollen, nie in der Zerstreuung ausgesprochenen Namen Gottes in das Gewirr der Stimmen hinein. Es wird mit einem Schlage grabstill. Was war das? Das war doch der Schem ha'mforasch, der volle Name Gottes, den allein in Jerusalem und an der Tempelstätte der Hohe Priester aussprechen durfte! Und dann darf man ihn noch aussprechen, wenn man sich um der Heiligung eben dieses Namens willen dem Geschick des Märtyrers ausliefert. Aber dieser junge Chacham ist doch kein Dummkopf, daß er diese Gebote nicht kennt! Also ein Lästerer seines Gottes? Unvorstellbar, denn in der allgemeinen Frömmigkeit der Zeit ist er der Frommsten einer. Aber sie

wissen, daß die Zeit nicht nur fromm, sondern auch übermäßig von innen her erregt ist. Vielleicht hat es den jungen Menschen auf dem Almemor überrannt und umgestoßen, daß er nicht weiß, was er tut und folglich nichts zu verantworten hat. Aber wie dem auch sei: es bleibt ein Verstoß von unvorstellbarer Schwere. Es ist vielleicht nicht ihre Aufgabe, in einer so zerrissenen Zeit das Amt des Richters zu übernehmen. Mag Gott sich selber wehren, wenn er sich hier zu Unrecht angerufen und beschworen fühlt. Es *ist* eine Beschwörung, denn wer den vollen Namen Gottes ausspricht, ruft ihn bei seinem Wesen an, zwingt ihn herbei, beschwört ihn. Der Priester darf es, denn er ist dazu eingesetzt. Der Märtyrer darf es, denn es ist seine letzte Heimkehr. Und einmal wird es der Messias dürfen, weil dann sein Ruf nur Antwort auf die Ernennung durch Gott ist. Da dieser junge Mensch aber alles drei nicht ist, muß es böse Folgen geben. Sie haben Angst davor. Man darf diesen Vorgang nicht laut werden lassen. Man muß ihn unterdrücken, damit es draußen nicht Aufsehen und Unruhe gibt. Man muß sich blind und taub stellen, vertuschen, weiter beten, vergessen, was da geschehen ist. Und die Stimmen der Beter erfüllen von neuem und mit lauteren Gesängen den Raum der Synagoge. Es ist nichts geschehen. Es darf nichts geschehen sein. Einige Jünger Sabbatais heben erregt die Hände und wollen etwas rufen. Aber das tote Schweigen lähmt sie; der turbulente Lärm der Gebete erdrückt sie. Sie schweigen. –

Da ist einer unter den Betenden, Isaac Sylveyra, der genau so wie die anderen Beter die drei Möglichkeiten durchdenkt, und den es doch bei der dritten wie eine plötzliche Erkenntnis durchzuckt: dieser Mensch

da sieht aus wie einer, der das Recht auf solches Bekenntnis hat! Er sieht zu ihm auf und fragt verschüchtert: »Messias?« Seine Worte sind im aufbrausenden Chorus der Gebete nicht zu verstehen, aber Sabbatai, dessen Augen gierig an jedem Gesicht hängen, versteht aus der Formung der Lippen, daß wenigstens einer ihn verstanden, wenigstens einer das Symbol seines Bekenntnisses richtig aufgenommen hat. Vielleicht sind da noch andere, die glauben möchten, und die sich doch feige an der Offenbarung vorbeischleichen. Sie beten laut und schreien nach einem Messias, und vor dem, der sich ihnen dort auf dem Almemor anbietet, schließen sie die Augen. Eine wilde Bitternis ist in Sabbatai Zewi. Ist alle Selbstzucht, ist alles Beten, Kasteien, Sich-härmen, Zweifeln und Ringen nur dafür gewesen, um dieses laute, ablehnende Schweigen zu ernten? Er bedenkt nicht, ob dieses Verneinen der Menschen nicht eine Antwort sei, die von dem untrüglichen Instinkt gegeben ist, und die er folglich demütig hinnehmen muß. Er ist kein demütiger Mensch. Er ist hochmütig, weil er seine Anerkennung fordert. Er fühlt sich als ein verkannter Messias. Der wahre Messias, weiß er, wird von den Menschen verleugnet werden. Darum fühlt er sich doppelt als Messias. Darin ist Trotz. Er wird sie zur Anerkennung zwingen, wie er schon den einen, Isaac Silveyra gezwungen hat. Dieser ist sein erster Anhänger. Und diesem gibt er später zum Lohn eine Krone.

Es gibt eine Erzählung voll tiefen Sinnes aus jener Zeit: in einem Lehrhaus sitzen junge Menschen um einen Tisch und fragen einen berühmten Rabbi: »Woran erkennt man den Messias? Daran, daß er Wunder tut?« Der alte Rabbi zieht erstaunt die Augenbrauen

hoch. »Wunder? Wunder hat auch der Jehoschuah aus Nazareth getan. Und er ist doch nicht unser Messias gewesen. Den Messias erkennt man daran, daß alle an ihn glauben und keiner an ihm zweifelt.« Nach dem ekstatischen Bekenntnis in der Synagoge zu Ismir verläuft Sabbatais Tagewerk nun in den kleinen Bemühungen, eben dieses Ziel zu erreichen, daß alle an ihn glauben und keiner an ihm zweifelt. Die große Gebärde vor der Masse der Betenden war ein Schlag ins Leere. Dieser Augenblick war vielleicht der ehrlichste und ungewollteste in seinem Leben. Aber da es nach solchem Augenblick kein Zurück gibt und solche Ekstase nicht willkürlich von neuem herbeigerufen werden kann, muß er sich auf die nüchterne, sachliche, wühlende und unterminierende Kleinarbeit beschränken. Silveyra bringt ihm zwei andere, bedeutende Anhänger, den Mose Calmari und den Mose Pinheiro, den Schwager des großen italienischen Rabbiners und Kabbalisten Joseph Ergas. Sie bilden den Kern eines Konventikels, der Sabbatai ohne Frage und Voraussetzung als den berufenen Messias anerkennt. Sie sind darauf bedacht, ihren Kreis langsam, aber mit unbedingt gläubigen und zuverlässigen Menschen zu erweitern. Dafür ist es vor allem nötig, daß nichts geschieht, was sie in den Augen der großen Masse verdächtig oder bedenklich macht. Sie machen sich daher strenge Beobachtung aller Gesetzesvorschriften zur Pflicht. Man könnte sie nach ihrem Verhalten in dieser Zeit für eine Gruppe besonders frommer Menschen halten, wenn von ihnen nicht immer wieder kleine Bewegungen und Unruhen ausgingen. Es sind insbesondere die Armen, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Arme gibt es in dieser Zeit der Not selbst in der wohlhabenden Stadt Ismir, denn

es drängen sich zu viele dorthin, die an dem Aufblühen der Stadt und der Gemeinde teilhaben wollen. Besonders aus dem nahen Palästina kommen von der Not getriebene Menschen. Denn bis dahin wirkt sich die Ungunst der Zeit aus. Der Strom der Spenden aus Polen ist unterbrochen. Die einst Almosen gaben, brauchen jetzt selber Unterstützung. Die Sammlungen in der jüdischen Welt werden zugunsten der tatarischen Gefangenen veranstaltet. In der heiligen Stadt Jerusalem ist Hungersnot ausgebrochen. Und an diese Menschen, die der Hunger vertrieben hat, wendet sich Sabbatai. Denn die müssen am ersten verstehen, daß es etwas Ungeheuerliches ist, wenn Juden in dieser Zeit selbst von dort noch vertrieben werden, wohin sie zurückkehren sollen. Solche Diaspora ist nur vor dem letzten Ende, vor der endgültigen Sammlung möglich.

Er findet Anhänger unter ihnen, und zuweilen, wenn seine Tröstungen und Verheißungen sehr eindringlich sind, brechen kleine Tumulte aus. Sie gehen in die Synagogen und Lehrstätten und wollen die anderen aufrütteln und sie für das Erkennen des Messias zugänglich machen. Es gibt Dispute, die sehr heftig werden und in Streitigkeiten ausarten. Es entstehen daraus Spannungen und Feindschaften, die den Frieden der Gemeinde gefährden.

Die Rabbiner haben auf dieses Treiben ein sehr wachsames Auge. Sie lassen sich jede Einzelheit berichten, die in dem Kreise um Sabbatai vor sich geht. Bei ihnen ist die Aussprechung des Schem ha'mforasch nicht vergessen. Insbesondere Escapa, der ehemalige Lehrer des Sabbatai, kennt seinen Schüler sehr gut; zu gut, um nicht zu wissen, daß es ihm nicht darauf ankommt, eine Wirklichkeit mit einem Phan-

tasiebilde zu vermengen. Er weiß, daß Sabbatai nicht nur ein frommer Mensch ist, sondern auch ein ehrgeiziger. Ehrgeiz ist aber das Gegenteil von Frömmigkeit. Zwar wird im Augenblick von Sabbatai nur die gesteigerte Frömmigkeit sichtbar, und so muß Escapa sich angesichts der kleinen Unruhen, die um seinen ehemaligen Schüler entstehen, darauf beschränken, ihm eine Verwarnung zugehen zu lassen. Er solle Ruhe geben. Die Zeit sei unruhig genug. Sie bedürfe keiner besonderen Erregung mehr.
Und in der Tat setzten die Erregungen aus dem tatsächlichen Geschehen nicht aus. Im November 1648, als Jan Kasimir, der Kardinal und Primas von Gnesen, als Nachfolger Wladimirs IV. zum König von Polen gewählt worden war, hatte er Friedensverhandlungen mit Chmelnicky eingeleitet, und das Gemetzel hatte für kurze Zeit geruht. Dann begann es im Sommer 1649 von neuem. Zwar wurde Chmelnicky von den reorganisierten polnischen Truppen geschlagen, aber doch fand er im folgenden Jahre erneute Gelegenheit zum Angriff auf Polen und Juden. Langsam begann die Zahl der jüdischen Opfer sich der Kontrolle zu entziehen. Aber es schien der letzte Anprall des Sturmes gewesen zu sein. Mit einem Male wurde es still. Mit der tragischen Anpassungsfähigkeit, die sie sich im Laufe ihrer Geschichte erworben hatten, richteten die geduckten Juden sich wieder auf. Sie sahen: Jan Kasimir hat den Chmelnicky entscheidend geschlagen, mindestens ihn für lange Zeit unschädlich gemacht. Ihr Leben und ihre Existenz waren für heute und morgen garantiert. Und schon sahen sie wieder Zukunft und Lebensmöglichkeiten. Sie begannen sogleich, ihre Organisation, das Rückgrat ihrer Existenz, wieder aufzubauen. Sie be-

riefen für das Jahr 1650 nach Lublin die Vertreter der vier polnischen Länder, den Vier-Länder-Waad, und bauten die zertrümmerte Ordnung und den zerbrochenen Zusammenhang wieder auf. Sie erwirkten von Jan Kasimir, daß die unter den Drohungen zum Christentum Übergetretenen wieder zum Judentum zurückkehren durften. Sie bewirkten die Freilassung der gefangenen Frauen und Kinder. Sie kauften mit ihren letzten Mitteln die Gefangenen von den Tataren los. Sie vermehrten die Zahl ihrer schwarzen Gedenktage um den Fasttag des 20. Siwan, den Tag der Zerstörung von Nemirow. Sie untersagten einander, um das Andenken der Märtyrer zu ehren, für die Dauer von drei Jahren Brokat und Samt oder Seide zu tragen. Sie beginnen schon wieder mit der Dauer zu rechnen. Sie beginnen schon wieder, alles Leid in Gedichten und Klageliedern und Gebeten zu sublimieren. Ihre Begabung für das Leben ist nicht geringer als die für das Sterben.

Etwas von diesem ungewöhnlichen Willen zum Leben und zur Wirklichkeit geht auch auf die übrige jüdische Welt über. Zwar kommen die messianischen Ideen nicht zur Ruhe, weil sie immer latent vorhanden sind. Aber da die erregenden Vorgänge in der Außenwelt stiller werden, bleibt auch die Idee im Geistigen verhaftet und drängt nicht übermäßig nach ihrer Gestaltung. Nur ein Mensch wie Sabbatai Zewi kann sich mit diesem Zustand der Dinge nicht abfinden. Er hat den Schritt jenseits der Grenze gemacht. Er ist nicht bereit, ihn zurückzunehmen. Er übersieht ganz klar die Einmaligkeit dieser Konstellation, daß der latente Messianismus vor der Explosion steht, daß Hunderttausende trotz allem bereit

sind, einen Messias in aller Wirklichkeit anzunehmen, wenn er sich darbietet. Vor der Zeit, die nach einem erlösenden Menschen sucht, steht ein Mensch, der nach einer aufnahmebereiten Zeit sucht. Die beiden können sich begegnen und eine große Bewegung auslösen. Sabbatai ist bereit, das Seinige dazu zu tun.

Aber seine Umgebung ist nicht bereit, das zu dulden. Sie erkennt an, daß ein Messias kommen muß. Aber sie anerkennt nicht diesen jungen Menschen, der unter ihren Augen aufgewachsen ist, dessen Klugheit sie bewundert, dessen Sonderbarkeit sie belächelt, dem sie insgeheim nachträgt, daß er sich mit Geheimnis umgibt, dem sie die frevelhafte Aussprechung des heiligen Namens noch nicht verziehen hat, und dem sie es sehr verargt, daß er sich der Armen bemächtigt und Unruhe unter ihnen stiftet. Er hat sich zwar noch nicht offen als Messias bekannt, sondern hat es bei der symbolischen Demonstration bewenden lassen. Aber daß er eines Tages Ernst mit seinem Anspruch machen wird, steht sicher zu erwarten. Und dem wollen sie vorbeugen; nicht nur, weil sie ihm persönlich den Anspruch streitig machen, sondern auch, weil sie einen klugen, wägenden, kaufmännisch rechnenden Instinkt für die Zeit haben. Diese Zeit braucht außen und innen Ruhe, Ruhe um jeden Preis, damit die offenen Wunden heilen können. Wer diesen Heilungsprozeß stört, zieht sich die Feindschaft derer zu, die über das Wohl des Volkes wachen: der Rabbiner.

Sabbatai weiß das. Er hält sich zurück, vermeidet jedes offene und demonstrative Auftreten und wirkt unter der Oberfläche und im kleinen Kreise weiter. Da sind seine Erfolge allerdings beträchtlich. Es muß

schwer gewesen sein, ihm zu widerstehen, wenn er einen Menschen überzeugen wollte. Und andererseits hat er einen großen Bundesgenossen: die Erwartung der Menschen. Er nützt sie aus, um seine Anerkennung zu mehren. Wie ein Krämer sammelt er Anhänger um Anhänger, bis seine Gefolgschaft so groß sein wird, daß er sich ohne Gefahr des Mißlingens nach außen hin bekennen kann. In ihm ist nichts mehr von der leidenschaftlichen Geste, aus der er die Aussprechung des heiligen Namens gewagt hat. Er ist so verhalten, daß er den Eindruck der Feigheit macht, und er duckt und versteckt sich vor den Rabbinern.

Sie verfolgen und beobachten ihn so scharf, daß sie endlich genug Material in Händen haben, um einen entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen. Sie tun ihm nicht die Ehre an, ihn als Messias zu bekämpfen; sondern sie verhängen über ihn als Unruhestifter und als Verbreiter von Irrlehren den Bann, den Cherem. Sie sprechen gegen ihn die großen Verwünschungen aus, die eigentlich ein Schrei der Notwehr sind, die eine gefährdete Gemeinschaft ausstößt: »Nach dem Beschluß der Engel und dem Urteil der Heiligen bannen, verstoßen, verwünschen und verfluchen wir Sabbatai Zewi, mit der Zustimmung des heiligen Gottes und dieser ganzen Gemeinde, vor der heiligen Thora mit den sechshundertdreizehn Vorschriften, die in ihr verzeichnet sind, mit dem Fluche, mit dem Elias die Knaben verfluchte, und mit allen den Verwünschungen, die im Gesetz geschrieben sind. Verflucht sei er am Tage, und verflucht sei er bei Nacht; verflucht, wenn er sich niederlegt, und verflucht, wenn er aufsteht; verflucht, wenn er ausgeht, und verflucht, wenn er heimkehrt. Gott soll ihm nicht

verzeihen. Zorn und Grimm Gottes sollen gegen ihn entbrennen und über ihn alle Flüche bringen, von denen im Gesetz geschrieben steht. Verlöscht werde sein Name unter dem Himmel und sein Andenken ausgeschieden aus der Gemeinschaft Israels. Und soll niemand mit ihm umgehen, nicht mündlich, nicht schriftlich, niemand ihm eine Gunst erweisen, niemand unter einem Dache oder vier Ellen in seinem Umkreis weilen, und niemand eine Schrift von seiner Hand lesen.«

Wenn die Rabbiner von Ismir um die Wirkung ihres Bannspruches gewußt hätten, dann wäre er unausgesprochen geblieben. Sie hätten Sabbatai sich selbst und seinem kleinen konspiratorischen Wirken überlassen, bis seine Bemühungen sich verzettelt und erschöpft hätten. Aber so haben sie in sein Leben das Element gebracht, aus dem er fortan weiter lebt, und das ihm zu einem unaufhaltsamen Aufstieg verhilft: das Angestoßenwerden durch eine Kraft von außen, die Passivität, die die Dinge mit fast weiblicher Inbrunst aufnimmt und sie im feigen Erdulden und Unterordnen zu einer Macht verarbeitet und umwandelt. Das hat der Urheber dieses Bannspruches, sein Lehrer Escapa, sehr wohl bedacht, denn er kannte nicht nur das Gehirn, sondern auch das Gemüt seines Schülers. Darum war der Rat, den er den Rabbinern zur Beseitigung dieses Ärgernisses gegeben hatte, auf nichts weniger gegangen als auf die Beseitigung Sabbatais. Man konnte ihm daraus nicht einmal einen Vorwurf machen, denn das jüdische Gesetz verhängte über den, der den heiligen Namen unbefugt aussprach, die Todesstrafe. Das Bußgeld, schlug Escapa vor, solle die Gemeinde übernehmen, und die Rabbiner sollten dem Täter, weil er ein gutes Werk

verrichtete, im voraus die Sünde verzeihen. Aber das schien den anderen ein Mittel, das in keinem Verhältnis zur Wirkung stand. Sie entschieden sich für den Bann und damit im Ergebnis für den Beginn der größten messianischen Bewegung, die das Judentum je in der Zerstreuung erlebt hat.

Die Schwere, die in einem Bannfluch liegt, berührt Sabbatai nicht im mindesten. Verständlich wird ihm dagegen sehr, daß ihm Gefahr drohe, und daß seines Bleibens in Ismir nicht länger sei. Er weiß, daß dieser Bann nur ein gemindertes Todesurteil ist, und er hat weder die Kraft noch den Willen zu einer trotzigen Haltung. Er beschließt vielmehr, auszuweichen, zu fliehen. Aber selbst dieses Ausweichen und Fliehen wird für ihn sogleich zur Quelle eines neuen Erlebens. Mag Escapa den Bann begründen wie er will: Sabbatai weiß, daß man in ihm den Messias treffen will. Mit tiefer Genugtuung stellt er fest, daß die Welt auf sein Tun reagiert. Es wird ihm damit der Beweis geliefert, wie wichtig sein Tun ist. Und weil es so wichtig ist, muß er die Folgen auf sich nehmen. Und diese Folgen – man sieht förmlich, wie sich alles in Zufriedenheit überschlägt – sind das Leid; jenes Leid, das dem Messias von alten Zeiten her verheißen ist, jenes Leid, das sehr tief im Messiasgedanken wurzelt. Der Messias wird verkannt und verfolgt und muß leiden. Das ist eines der Zeichen, an denen man ihn erkennt. Und diese Zeichen offenbaren sich jetzt sichtbar im Schicksal des Sabbatai Zewi. Der Fluch wird ihm zum Segen.

Ehe er Ismir verläßt, gibt er in vertrautem Kreise bekannt, was er weiß: diese Stadt, die ihn heute verjagt, wird ihn eines Tages wie einen König empfangen. Es mag Jahre dauern, bis er wieder kommt,

aber er kommt wieder. Und in dieser Gewißheit ernennt er für seine zukünftige Residenz zwei seiner Schüler als Stellvertreter: Chaim Dow aus Saloniki und Schalom Israel aus Ismir. Vor ihnen bekennt er sich feierlich als der wahre und berufene Messias. Von ihnen verlangt er, daß sie für die Dauer seiner Verbannung für ihn und in seinem Sinne wirken.
Dann begibt er sich auf Reisen, reich ausgestattet mit Geldern seines Vaters und seiner Brüder. Ein neuer Anstoß hat ihn getroffen. Tiefer wird das Verharren bei dem Amte, das er auf sich genommen hat. Sein Glaube an sich selbst wird wie Stahl. Jetzt hat die Welt tatsächlich einen Messias bekommen.
In dem Wege, den er jetzt einschlägt, liegt kein klarer und vorbedachter Plan, und die vielen Abweichungen der Quellen über die Reiseroute machen es wahrscheinlich, daß es ein hin und her, ein hierhin und dorthin gewesen ist, wie der Zufall von Begegnungen, von Zustimmung oder Ablehnung es gerade fügte. Aber immer ist er darauf aus, zu wirken, für sich zu werben, seinen Anspruch vorzulegen und Anerkennung und Gefolgschaft zu verlangen. Da sein Vater und seine Brüder an ihn glauben, wird es die Verwandtschaft nicht minder tun. Folglich begibt er sich nach Morea. Dort weiß man von ihm. Dort erfährt er zum ersten Male die tiefe Genugtuung, daß Gerüchte und halb legendäre Erzählungen ihm schon vorausgeeilt sind. Darum hält es ihn hier nicht lange. Wenn schon die kleinen, abgelegenen Orte von ihm wissen, werden es die großen Zentren des Judentums um so mehr. Vor allem schwebt ihm Jerusalem vor. Aber dieser Ort hat eine so verpflichtende Kraft zu Handlungen und letzten Entscheidungen, daß er sich lieber erst am Rande des Kreises versucht. Er taucht

in einer Reihe griechischer Städte auf, ohne daß greifbare Ereignisse zu verzeichnen sind. In Athen wird er als gelehrter Mann freundlich empfangen, aber sobald die Nachricht von dem verhängten Bann bekannt wird, isoliert man ihn, so daß ihm nichts bleibt, als abzureisen.

Er ist keineswegs entmutigt. Da die Umstände ihn dauernd in Bewegung halten, bleibt er auch innerlich in Bewegung. Er kalkuliert richtig, daß an sein Erscheinen doch überall Erinnerungen verbleiben werden, deren Summe eines Tages die Anerkennung sein kann. Schon daß seine reichen Geldmittel ihm ein pomphaftes Auftreten ermöglichen, ist wichtig und eindrucksvoll. Von diesem Umstand macht er ausgiebig Gebrauch, wie er sich jetzt entschließt, in Saloniki, der Hauptstadt Mazedoniens, die Probe aufs Exempel zu machen.

Saloniki ist eine überaus wohlhabende und gelehrte Judenstadt, beherbergt 10.000 Türken und 4000 Griechen, aber 22.000 Juden, Frauen und Kinder nicht mitgerechnet. Dreißig Synagogen sind in der Stadt und zwei große Lehrhäuser mit Tausenden von Schülern aus dem ganzen Orient her. Hier hat die Lehre der Kabbala sich eine Hochburg errichtet, und hier kann Sabbatai auf Verständnis hoffen. Aber die Erfahrungen haben ihn klug gemacht. Er hält mit seiner Offenbarung und mit seinem Anspruch zurück, weil er erst feststellen muß, wieweit diese Menschen bereit sind, der Idee eines lebendigen Messias ihre Zustimmung zu geben. So sagt er, wie er die Rabbiner besucht, nichts über sein Messiastum. Er kommt schlechthin als ein Gelehrter, und als solcher kann er überall gute Aufnahme erwarten. Dennoch ist er für die Rabbiner von Saloniki kein unbeschrie-



Waare afbeeldinge van **Sabetha Sebi** *den genaemden herſteller des Joodtſchen Rycks.*
Vray pourtrait de **Sabbathai Sevi** *qui ſe dict Restaura-teur du Royaume de Juda & Iſrael*

benes Blatt. Vielleicht wissen sie nichts von dem Bann, bestimmt aber wissen sie, daß er vor Jahren einmal öffentlich in der Synagoge den Schem ha'mforasch ausgesprochen hat. Und sie begehren von ihm zu wissen, warum er es getan hat.

Damit ist ihm eine einzigartige Möglichkeit gegeben, zu bekennen: ich durfte es, weil ich der Messias bin. Er macht keinen Gebrauch davon. Er fühlt sich wohl noch zu isoliert. Darum weicht er mit ernst abwehrender Gebärde aus: das sei ein Geheimnis, das er eines Tages enthüllen werde, wenn die Zeit dafür gekommen sei.

Aber wenn er schon nicht den Mut hat, zu bekennen, so kann er andererseits doch nicht darauf verzichten, sich in einer symbolischen Handlung zu entladen und abzuwarten, ob die anderen ihn nicht von selbst verstehen und ihm nicht spontan aus dem Begreifen zurufen: »Du bist der Messias«. So wie er es in Ismir getan hat, wo ihm ein Mensch antwortete. Vielleicht antworten hier mehrere.

Er lädt die Rabbiner der Stadt zu einem großen und prunkvollen Fest ein. Während sie essen und trinken und weise Gespräche führen, erhebt sich Sabbatai plötzlich und nimmt hinter einem Vorhang her eine Thorarolle. Alle sehen ihn erstaunt an. Was wird da kommen? Sabbatai tritt vor sie hin, glühend im Gesicht, die Rolle des Gesetzes dicht an sich gedrückt, als halte er einen Menschen, und verlangt, daß die Rabbiner zwischen ihm und der Thora die Eheschließung vollziehen!

Werden sie aufspringen, das Symbol verstehen und ihm zurufen, was er erwartet? Nichts dergleichen geschieht. Er stößt auf verlegenes, befremdetes, unwilliges Schweigen. Vom Ende der Tafel kommt eine

verärgerte, verächtliche Stimme: »Der Mensch ist verrückt!« Und die anderen nicken ihm zu: Ja. Sie erheben sich und wollen gehen. Da lacht Sabbatai kalt und höhnisch hinter ihnen her, daß sie sich noch einmal umwenden. Er ist der Situation völlig gewachsen und will seine Gäste nicht gehen lassen, ohne sie zuvor ins Unrecht gesetzt zu haben. Warum sie die Propheten lügen strafen wollen? fragt er sie. Es hätten doch die Propheten gesagt, daß die heilige Schrift, dieser Inbegriff der Wahrheit, die Gattin derer sein müsse, die die Wahrheit lieben. Und das sei der Sinn der Einladung gewesen, sie eine solche Feier erleben zu lassen.

Sie zucken die Achseln, etwas verlegen, etwas verärgert und noch mit dem Schimpfwort »verrückt« auf den Lippen. Aber wieder ist da einer, Isaac Levi, ein Verwandter seines Lehrers Escapa, den das Symbol mächtig angegriffen und erfaßt hat, der heimlich zurückbleibt, wie die andern gehen, und sich in furchtsamer Vertraulichkeit Sabbatai nähert. »Der *wahre* Sinn?« fragt er. Und Sabbatai, wissend um die Bedeutung des einzelnen, der ergriffen ist, läßt jede Hemmung vor ihm fallen und bekennt sich ihm als der in der Zeit erwählte und berufene Messias. Aber er beschwört ihn zugleich, davon zu schweigen, solange er in Saloniki sei, und erst zu reden, wenn er abgereist sei. Isaac Levi verspricht es, ein treuer und in der Folge wichtiger und wirkender Anhänger.

Wie er es nicht anders erwartet hat, geht Sabbatai am anderen Tage der Rat der Rabbiner zu, die Stadt möglichst bald zu verlassen, falls er nicht aus ihr vertrieben werden will. Sabbatai sträubt sich nicht. Leiden und Verfolgtwerden gehören doch zu seinem Amt. Er hat hier im Augenblick auch nichts mehr

zu tun. Ein anderer wird für ihn, wenn er erst fort ist, das Bekenntnis ablegen. Dann sieht es so aus, als kämen die Dinge auf ihn zu, und als müsse er nur gehorchen. Und daß dem so ist, glaubt er schon selbst, wie er sich anderen Tages auf den Weg nach Konstantinopel macht.

Konstantinopel war auch für die orientalischen Juden und für ihre Angelegenheiten die Hauptstadt des türkischen Reiches, und sie übertrugen den dort wohnenden Gelehrten und Rabbinern freiwillig eine besondere Autorität, insbesondere eine übergeordnete Gerichtsbarkeit. Aber auch die nichtgelehrten Juden profitierten von dem Wohlstand und der Kultur einer Hauptstadt. Hier war eine behaglich situierte und einflußreiche bürgerliche Oberschicht entstanden, die das jüdische Milieu der Stadt beherrschte. Während Sabbatai sich in Ismir zu den Armen geschlagen hatte, hält er sich hier zu den Wohlhabenden, da er doch ohne und gegen sie nichts ausrichten kann. Auch hier ist er schlechthin der Gelehrte, zugleich aber auch der weitgereiste, weltgewandte und vermögende Mann, alles in allem Eigenschaften, die ihm die volle Sympathie der jüdischen Bourgeoisie eintragen.

Es versteht sich, daß er mit dieser rein gesellschaftlichen Tätigkeit nicht lange zufrieden sein kann. Er verliert den Zweck seiner Reisen nicht einen Augenblick aus den Augen. Wo er nicht unmittelbar wirken kann, muß er die Wirkung mindestens vorbereiten. Darum sieht er sich in den Kreisen der Kabbalisten nach gleichgestimmten Seelen um. Und er findet sie. Da ist zunächst Elia Carcadchione, ein älterer einsiedlerischer Kabbalist, dem er sich zwar noch nicht bekennt, den er aber als treuen und zuverlässigen Freund und als Anhänger der Idee eines Messias in

der Zeit gewinnt. Aber entscheidender und nachhaltiger wird seine Bekanntschaft mit dem Kabbalisten Abraham Jachini, einem Schüler des berühmten Joseph di Trani.
Jachini hat viele Fähigkeiten, die ihn in Konstantinopel und weit im Ausland bekannt machen. In Konstantinopel tritt er als Prediger in den Synagogen auf und erläutert die Kabbala. Er verfaßt auch selber kabbalistische Schriften, und wenn sie dem jüdischen Bürger der Hauptstadt nicht verständlich sind, so liegt das, wie er bescheiden meint, an ihrer geheimnisvollen Tiefe, und nicht etwa daran, daß sie mit unklarer Mystik, eigenwilligen, richtungslosen Phantasien und mit Traumerlebnissen voll geheimnisvoller Erotik geladen sind. Wenn Jachini nicht eigene Werke schreibt, schreibt er fremde Texte ab, und darin hat er es zu einer bedeutenden Kunstfertigkeit gebracht. Seine Kopien sind von Sammlern und Gelehrten der Welt sehr begehrt, und bis nach Amsterdam hin verkauft er seine kalligraphischen Meisterwerke.
Abraham Jachini und Sabbatai Zewi haben so viel innere Verwandtschaft, daß sie sich schnell befreunden. Aber die Führung bleibt bei Sabbatai, der zwar der Jüngere ist, aber nicht in das Uferlose hinausschwärmt. Darum kann er Jachini, ohne daß er es merkt, zu einem gefügigen Werkzeug erziehen, zu einem zuverlässigen Helfer, wenn er jetzt zum dritten Male eine symbolische Manifestation versucht, einen neuen Anlauf nimmt, um den träge auf einen Messias wartenden Menschen die Augen zu öffnen.
Sie haben in ihren gemeinsamen Studien einen Beleg dafür gefunden, daß um das Jahr 1460 ein jüdischer Astronom namens Abraham verkündet habe, der

Messias würde zu der Zeit geboren werden, in welcher die Planeten Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische vereinigt wären. Wahrscheinlich verstanden weder Sabbatai noch Jachini etwas von der Astronomie, aber für Sabbatai ist dieses kosmische Bild von einer solchen Eindringlichkeit, daß er sich seiner für seine Symbolhandlung bedient. Er nimmt einen Fisch, legt ihn wie ein Kind in eine Wiege und geht damit durch die belebten Straßen des Judenviertels. Die Leute drängen sich heran und fragen nach dem Sinn dieses sonderbaren Aufzugs. Er bedeutet ihnen, daß unter dem Zodiakalzeichen der Fische Israel aus seiner Sklaverei erlöst werden würde.

Da sind viele Menschen, denen ein solch greifbares Symbol und solch eine geheimnisvolle Ausdeutung gefällt. Aber die rabbinischen Autoritäten sind über diesen Vorgang höchst ungehalten. Wie kann ein so angenehmer und scheinbar so kluger junger Mensch solche Torheiten begehen? Er benimmt sich wie ein unreifes Kind, und man muß ihm bewußt machen, daß er sich wie ein Kind benommen hat, schon um es den Neugierigen und den immer nach Erregung und Sensation lüsternen kleinen Leuten zu beweisen. Darum schicken sie einen Schulmeister zu Sabbatai, damit er ihn belehre und zur Raison bringe. Der Schulmeister nimmt seine Aufgabe sehr ernsthaft, und wie Sabbatai wagt, seinen Belehrungen zu widersprechen, macht er von den Privilegien seines Amtes Gebrauch und verprügelt den renitenten Schüler.

Wäre Sabbatai nicht ein von seiner Idee Besessener gewesen, er hätte den Ort solcher Demütigung freiwillig verlassen. Aber er fügt diesen Vorgang völlig ungerührt in die Kette der Leiden und Verfolgungen ein, die ihm als Messias beschieden sind. Und wie

die Rabbiner bei schwerer Strafe den Juden verbieten, mit Sabbatai auch nur zu verkehren, nimmt er auch diese Isolierung gläubig als eine Notwendigkeit hin. Konstantinopel ist ihm noch zu wichtig und das Ergebnis noch zu gering, als daß er es ohne Druck von außen verlassen sollte. Und die kommenden Ereignisse rechtfertigen dieses würdelose Verweilen.

Es kommt aus Jerusalem der Almosensammler David Capio, ein kluger Mann und ein Eiferer seines Glaubens. Er bittet nicht um Almosen, sondern fordert sie. Für Wohltätigkeit und für Pflicht gibt es in der hebräischen Sprache und damit in der Vorstellung der Juden jener Zeit nur ein einziges Wort: Mizwah. David Capio verlangt Mizwah zugleich als Teil der Buße, die er den Juden dringend ans Herz legt, denn ohne Buße und Almosen kann das jüdische Volk nicht erlöst werden, und gerade in diesen Zeiten deutet alles darauf hin, daß eine Erlösung nahe sei. Da horcht Sabbatai auf. Er zieht Capio mit reichen Spenden für die Armen in Jerusalem zu sich heran. In der Folge hocken sie zu vieren zusammen, Capio, Jachini, Carcadchione und Sabbatai, und bereden die Möglichkeiten der kommenden Dinge. Es ist eine Verschwöreratmosphäre, das Abtasten eines Kreises mit einem geheimnisvollen Mittelpunkt. Aber ehe es noch zur Enthüllung kommt, verdirbt Sabbatai mit seinem Ungestüm alles.

Es kommen eines Tages zu Capio, während sie solche Besprechungen abhalten, mehrere Rabbiner und wollen von Capio hören, was er ihnen über das Leid der Zeit und über seine Beendigung sagen könne. Da explodiert Sabbatai. Er schreit sie an, daß sie nichts von der Zeit verstehen könnten, da sie nicht einmal etwas von Gott verständen. Gott, belehrte er sie,

habe die Welt nicht aus Notwendigkeit geschaffen, sondern aus reiner Liebe, und damit die Menschen ihn als Schöpfer und Meister anerkennten. Aber in ihnen wäre weder Liebe noch Achtung noch Bußfertigkeit. Eines Tages werde Gott sie furchtbar aufwecken.
Das sind Zornentladungen, von denen er selbst nicht ahnt, wie bald sie Wirklichkeit werden sollen, denn schon im folgenden Jahre, 1659, wird Konstantinopel von einer Feuersbrunst heimgesucht, unter der gerade die Juden schwer zu leiden haben, und dieser und jener erinnert sich des Mannes, der ihnen ein Symbol zeigte, und den sie als Antwort verprügeln ließen.
Aber im Augenblick läuft den Rabbinern bei dieser Zornrede die Geduld über. Es wird Sabbatai der knappe Befehl zugestellt, unverzüglich aus Konstantinopel zu verschwinden. Jetzt, wo ihm Gewalt angedroht wird, weicht er aus. Aber auch dieses Ausweichen wird ihm – wie immer – zum Anlaß einer ungewöhnlichen Machtbereicherung.
Abraham Jachini hat längst begriffen, um was es im Wollen und im Schicksal des Sabbatai Zewi geht. Er hat längst erfühlt, daß er auf einer heftigen, gierigen Suche nach einer Bestätigung seiner Berufung ist. Jachini, der Kabbalist, weiß, daß in dieser Zeit ein Messias kommen muß. Möglich, daß dieser es ist. Möglich daß es ein anderer ist. Wichtig ist allein, *daß* einer kommt. Und wer zuerst kommt und sich bekennt und anerkannt wird, der wird in Wahrheit der Messias sein. Das ist keine Blasphemie. Es ist darin das Wissen verdichtet, daß ein Messias ja nicht um seiner selbst willen kommt, sondern daß er nur mit einem Auftrag belehnt wird. Darum kann es getrost dieser sein, Sabbatai. Es fehlt ihm nichts zu seiner Messiani-

tät... außer der Anerkennung. Ihm diese Anerkennung geben zu können, wäre ein verdienstliches Werk. Es ist ein erregender Gedanke, an der Enthüllung des Messias und an der Erlösung der leidenden Welt Teil zu haben. Es schüttelt und durchwühlt ihn die Vorstellung, er selbst stehe einmal als tätige und verursachende Kraft an den Stufen des messianischen Thrones, und vom Gestühl her zeigt einer auf ihn und sagt: Der da hat mich zuerst erkannt!

Aber was kann er dazu tun? Er kann nur die Kabbala auslegen und gut schreiben; besser noch: gut abschreiben, so schreiben und abschreiben, daß keiner das Original von der Kopie unterscheiden kann. Er kann Urkunden herstellen, in Papier und Tinte und Schriftführung und Zeitausdruck so genau, daß niemand zu sagen wagt, sie seien erst jetzt und unter seinen Händen entstanden. Wie viele solcher »echten« Urkunden hat er schon in den Handel gebracht und sie an reiche christliche Sammler verkauft...

Wie Sabbatai kommt, um sich von ihm zu verabschieden, empfängt er ihn mit geheimnisvollem Ernst. Er führt ihn in ein abgelegenes Zimmer des Hauses. Dort öffnet er eine Truhe und entnimmt ihr ein zusammengerolltes Pergament. Man sieht auf den ersten Blick: es ist sehr alt, es ist Jahrzehnte lang so eingerollt und zusammengebunden gewesen. Das Papier ist etwas zerknittert, die Schrift zittrig und leicht abgeblaßt. Ein altes, sehr altes Schriftstück. Er gibt es Sabbatai in die Hand. »Lies!«

Er liest die Überschrift: »Die große Weisheit Salomos.« Und wie er fragend aufsieht, bedeutet ihm Jachini: »Ich habe es vor einiger Zeit in einer Höhle gefunden. Es geht *Dich* an.«

Dieses ist der Inhalt: »Ich, Abraham Acher, war vierzig Jahre lang in einer Höhle eingeschlossen, in Betrübnis wegen der fortdauernden Herrschaft des großen Ungeheuers, das im ägyptischen Strome haust, und suchte das Geheimnis zu enträtseln, warum die Zeit der Wunder noch nicht kommen wollte. Und siehe, da ertönte die Stimme meines Gottes, welche rief: im Jahre 5386 wird dem Mardochai Zewi ein Sohn geboren werden, den man Sabbatai heißen wird. Er wird den großen Drachen bezwingen und die Schlange niederringen. Er wird der wahrhaft Gesalbte sein. Er wird auf meinem Thron sitzen. Sein Reich wird ewiglich währen, und außer ihm soll Israel keinen anderen Erlöser haben ...«

Sabbatai hat zu Ende gelesen. Es ist zwischen den beiden ein schwerwiegendes, verständnisvolles Schweigen. In dieser Situation gibt es keinen Betrüger und keinen Betrogenen. Der eine gibt ein Mittel, und der andere nimmt es, weil sie Beide zutiefst an die Notwendigkeit des Zweckes glauben. Aus diesem Glauben her ist die Urkunde echt. Auf sie darf sich mit reinem Gewissen jeder berufen, der an ihren Inhalt und an den Messias Sabbatai Zewi glaubt. So ausgerüstet, verläßt Sabbatai die Hauptstadt zu weiteren Reisen. Abraham Jachini bleibt als sein Anhänger und Verkünder zurück.

FÜNFTES KAPITEL

ACKERBODEN

ACHT JAHRE LANG IST SABBATAI ZEWI JETZT schon auf Reisen, nirgends haftend, überall von seinem Zweck besessen und auf Wirkung ausgehend, ein Sämann, von dem man noch nicht weiß, ob er gutes Korn oder Unkraut hinter sich aufwachsen läßt. Aber für das eine wie das andere braucht er einen Boden, der zur Aufnahme bereit ist. Und zwar ist es in der Geschichte der Gläubigkeiten immer der gute Ackerboden, nie der trockene Acker, der sich darbietet. Und während Sabbatai Zewi reist, liegen rings um ihn die von der Pflugschar der Ereignisse aufgerissenen Felder. Nach einer Ruhepause von knapp fünf Jahren hat in Polen der zweite Akt der Tragödie begonnen. Chmelnicky, mit seinen Erfolgen unzufrieden und wegen seiner Niederlage auf Rache bedacht, hat in dem Zaren Alexej Michailowitsch einen Bundesgenossen gefunden. Der meldet bei der polnischen Krone Ansprüche auf die seinem Reich benachbarten Teile von Weißrußland und Litauen an. Zur Bekräftigung des Anspruches dringen im Sommer 1654 die vereinigten Heere der Moskowiter und der Kosaken in Polen ein. Entsprechend den veränderten politischen Bedingungen hat sich die Parole gewandelt. »Für Russentum und Rechtgläubigkeit!« Aber das Ergebnis ist für die Juden das gleiche. Sie werden auch von dieser Parole getroffen, weil sie nicht rechtgläubig sind. So entsteht ein neuer Katalog von verwüsteten Städten und vernichteten Gemeinden: Smolensk, Mstislawl, Bychow, Homel, und vielen anderen. Genau wie bei dem ersten Sturm metzeln die Kosaken schlechthin, während die Bundesgenossen sich auf die Vertreibung oder die Gefangennahme beschränken. Im Herbst 1655 werden in Mohilew,

Witebsk und Wilna alle Juden niedergemacht, soweit sie nicht geflohen sind, oder der zwangsweisen Taufe verfallen. An diesen Massenmorden haben die griechischen Popen einen entscheidenden und verursachenden Anteil. Das gut befestigte und verteidigte Lemberg entging auch diesesmal der Einnahme. Vergeblich verlangte Chmelnicky von der Stadt Auslieferung der Juden mit der Begründung: »Die Juden müssen uns als Feinde Christi und der ganzen Christenheit mitsamt ihrem Vermögen, ihren Weibern und Kindern ausgeliefert werden.« Für den Mißerfolg hielt er sich in Lublin schadlos. Seine Kosaken dringen am Vorabend des Laubhüttenfestes in die Stadt ein, rauben sie aus, treiben die Juden in die Synagoge und stecken sie von allen Seiten in Brand. Wer dort nicht umkommt, wird von den Kosaken, die wie irrsinnige Bluthunde durch die Straßen rennen, in einer so grauenhaften Weise niedergemacht, daß darauf verzichtet werden muß, die Berichte von Augenzeugen zu zitieren.

Als sei es damit nicht genug, werden die Juden noch in einen anderen Konflikt einbezogen, der sie gleichfalls nichts anging. Im Herbst 1655 bricht Karl X. Gustav von Schweden in Polen ein und besetzt fast ungehindert ganz Groß- und Kleinpolen. Er betrachtet die Juden nicht als Kriegsbeute und behandelt sie folglich mit Schonung. Wie sollten sie es ihm anders vergelten als durch eine loyale Haltung? Aber diese Haltung wurde ihnen verdacht. Während in der anderen Ecke des Reiches ihre Brüder ermordet wurden, mutete man ihnen hier eine patriotische Haltung zu. Wie der Befreiungskampf der Polen unter ihrem nationalen »Erlöser« Stephan Czarniecky einsetzt, werden die Juden das Opfer einer Rachsucht,

vor deren Formen selbst die Bestialität eines Chmelnicky zu einem bescheidenen Anflug von Grausamkeit wird. Brest-Kujawsk, Gnesen, Lissa, Plozk, Lenczyka, Kalisch, Sandomierz, Opatow, Chmjelnik, Woidislaw und viele andere Orte ergeben die Stichworte eines Martyriologiums, das in der Geschichte nicht seinesgleichen hat. Selbst polnische und deutsche Chronisten bezeichnen das Verhalten der Polen als »barbarisch und durchaus unchristlich.« Eine genaue Feststellung der Zahl der Opfer aus diesem vielfachen Gemetzel ist nicht möglich. Schätzungen der Zeit gehen bis zu einer halben Million. Jedenfalls sind es mehr, als den Kreuzzügen und den Wirren der schwarzen Pest insgesamt erlegen sind. Bei Anlegung der neuen Steuerrollen ergibt sich, daß etwa siebenhundert Gemeinden verschwunden sind, oder nur noch in geringen Resten bestehen, daß in der östlichen Ukraine kein einziger Jude mehr lebt und in Wolhynien und Podolien etwa noch ein Zehntel der Juden am Leben ist.

Bei dem ersten Überfall konnten die Juden noch schreien, sich empören, eine Literatur des Martyriums schaffen. Jetzt sind sie stumm geworden. Die schriftlichen Aufzeichnungen sind fast ausschließlich Kataloge von Orten und Menschen. Sie hocken stumm, hoffnungslos und in abgründiger Verzweiflung über den Resten. Sie ziehen schattenhaft und ohne Willen jede Straße, die sich ihnen zur Flucht und zum Ausweichen bietet. Sie beleben die großen Heerstraßen. Schiffstransporte bringen an die dreitausend litauischer Juden nach Texel in den Niederlanden. Ungezählte Tausende strömen nach Deutschland, Mähren, Böhmen, Österreich, Ungarn, Italien und nach den türkischen Provinzen. Sie er-

scheinen überall nicht nur als die Träger eines nationalen Elends, das nach einer Erlösung dringend verlangt. Sondern sie bereiten, wie sie hier und dort Fuß fassen und sich als Händler, Lehrer und Rabbiner niederlassen, die Zeit noch in ihrem besonderen Sinne für eine messianische Idee im kabbalistischen Geiste vor; und wo sie nicht das tun, durchsetzen sie doch die westeuropäische Judenheit mit ihrer Gelehrsamkeit und ihrer intensiven Beschäftigung mit Talmud und Kabbala. Sie vertiefen damit eine Bedeutung, die sie schon früher hatten. Da sie, im Sinne jüdischer Gelehrsamkeit, wirklich die Auslese der Klugheit darstellten, bezogen die westeuropäischen Juden ihre Lehrkräfte mit Vorliebe aus dem polnischen Sammelbecken. Man muß anerkennen, daß in ihrer Heimat ihre Klugheit ihnen nicht zum Vorteil gereichte, weil sie daraus leicht zu einer überheblichen Haltung gegenüber ihrer nichtjüdischen Umgebung neigten. Aber während es Völker gibt, die nicht einmal für ein Kapitalverbrechen einstehen müssen, gibt es andere, die schon die Tatsache ihrer Unbeliebtheit mit dem Leben bezahlen.

So haben diese polnischen Ereignisse nicht nur das Bewußtsein der übrigen Juden von ihrem erlösungsbedürftigen Schicksal vertieft, sondern ihnen auch Not und Hoffnung zugleich an lebendigen Beispielen in ihrer Nähe vergegenwärtigt und ihre geistige Haltung erneut aus Talmud und Kabbala her orientiert. Gut oder nicht: es förderte ihre Isolierung; es verschloß sie gegen die Lockungen einer Welt, in der ein Descarte und ein Spinoza versuchten, den Menschen größere Freiheit und Selbsterkenntnis zu vermitteln; es verwies sie erneut auf sich selbst und ihre Sehnsüchte. Indem sie ihr Geschick streng historisch



BENOIT SPINOSA
Né à Amsterdam, l'An 1632. Mort le 21. Février 1677. Agé de 44 ans.

auffaßten, bezeichneten sie die polnische Katastrophe als den dritten Churban, das heißt: als die dritte Zerstörung des Tempels.
Während sich die Juden so auf den mystischen Weg begeben, auf dem ein erregtes Gemüt den Messias begreift, müssen sie die sonderbare und befriedigende Feststellung machen, daß sie von einer reichen Gesellschaft von Gläubigen umgeben sind, die nicht Juden sind. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an treten unter den Christen in Deutschland, Frankreich, Holland, England und Polen immer wieder Messiasgestalten auf. Man wird schon die Wiedertäufer zu Münster dahin rechnen können. Karl V. läßt 1534 einen Spanier namens Salomon Malcho verbrennen, der sich als Christus und Messias bezeichnet. 1550 tritt in Polen Jakob Melstinski auf, behauptet, er sei Christus, und wählt sich zwölf Apostel. Wenige Jahre später predigen, ebenfalls in Polen, zwei Männer das gleiche Thema. In Delft ruft sich 1556 David Jorries als den rechten Christus aus. Drei Jahre nach seinem Tode ereilt ihn die Strafe. Er wird exhumiert und verbrannt. 1614 ernennt sich in Langensalza Ezechiel Meth zum Großfürsten Gottes, zum Erzengel Michael. Ein Jahr später verkündet Jesajas Stieffel: »Ich bin Christus. Ich bin das lebendige Wort Gottes.« 1624 prophezeit zu Oppenheim in der Pfalz der Sekretär Philippus Ziegler, daß in Holland ein Messias aus dem Stamme David geboren werden würde. Hans Keyl von Gerlingen erklärt 1648, ihm sei ein Engel des Herrn erschienen und habe ihm die Verwüstung des Landes Württemberg durch das Schwert des Türken, durch Pestilenz und Seuchen angezeigt. In Stuttgart prophezeit Christina Regina Buderin. 1654 tritt in England eine Gestalt von

seltsamer Eindringlichkeit auf den Plan, der Quaker Jakob Naylor. Während er hinter dem Pfluge hergeht, ruft ihn eine Stimme mit den Worten an, die nach dem biblischen Bericht an Abraham ergingen: »Gehe du aus deinem Land, aus deinem Geschlecht und aus deines Vaters Hause ...« So fühlt er sich als Messias berufen und kommt im Oktober 1657 nach Bristol, schon von Jüngern umgeben, während zwei Frauen sein Pferd führen. Sie singen die alte jüdische Anrufung »Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott Israels.« –

Das Verhör, das die Behörden dann mit ihm anstellen, ist mit historischer Reminiszenz bis an den Rand geladen. »Bist du der König von Israel?« – »Du sagst es. Ich habe kein Königreich in der Welt; aber ich herrsche in meinem Vater.« – »Bist du das Lamm Gottes, in welchem die Hoffnung Israels steht?« – »So ich nicht das Lamm wäre, würde ich nicht gesucht werden, damit man mich verschlingt. Und die Hoffnung Israels steht in der Gerechtigkeit des Vaters; sie mag auch gefunden werden, von wem sie will.«

Hier scheint die messianische Begabung eines erregten Menschen schon angerufen zu sein von den Kraftströmungen, die aus dem Bezirk des Judentums der Zeit kommen. Darum erstaunt es nicht zu hören, daß bald darauf der Skandinavier Oliger Pauli auf Grund einer Vision, die ihm geworden ist, sich zum König der Juden kraft göttlichen Gebotes ausruft. Auch in Frankreich wollen Sympathieerklärungen für einen jüdischen Messianismus laut werden, aber Richelieu, Rationalist aus Angst vor dem Mystizismus, läßt solche Verkünder schnell und rücksichtslos beseitigen. Aber wie die Luft von solchen Vorstellungen

gefüllt war, erhellt daraus, daß zu jener Zeit, da tatsächlich noch nichts geschehen war, aus Augsburg mit dem Datum des 24. September 1642 der nachfolgende Brief verbreitet werden konnte: »Von Konstantinopel berichtet der dort residierende Ambassadeur, daß ein neuer Messias von einer Jüdin in der Türkei zu Ossa geboren ist. Er hat viele Städte und Schlösser an sich gebracht, auch das ganze Land Ägypten und die untersyrischen Provinzen. Dem Don Sebe, König von Persien, hat er einen Säbel zuschicken lassen, andeutend, er müsse abtreten und ihm sein Reich gutwillig übergeben. Ebenso hat er es mit dem Sultan gemacht, indem er ihn aufforderte, Jerusalem und Damaskus abzutreten. Der Sultan hat Angst bekommen und seine Residenz von Konstantinopel nach Mekka verlegt. Er nennt sich Jesus Eli Messias, ein allmächtiger Gott Himmels und der Erde. Er ist geboren 1641, den 24. September, bei Bassiliske in einem Dorfe Ossa, von einer Jüdin Gamaritta, so eine schöne, jedoch gemeine Person sein soll. Bei der Beschneidung nach acht Tagen fing er gleich an zu reden, Wunder zu tun und sich als Messias zu verkünden. Am Himmel sind am Tage seiner Geburt schreckliche Zeichen gesehen worden. Die Sonne ist mittags acht Stunden verfinstert gewesen; eine Stimme ertönte, auf hundert Meilen hörbar: »Bekehret euch! Heute ist der wahre Messias geboren!« – Man hat feurige Drachen in der Luft gesehen und viele Teufel. Er sieht jetzt schon aus wie einer von 24 oder 25 Jahren. Seinen Vater kennt man nicht. Er ist gut von Hals, mit spitzigem Kopf, türkischem Angesicht, gerunzelter Stirne, erschrecklichen Augen, langen Ohren, großen Mannes gespitzten Zähnen ...« und so fort.

Solche Berichte, obgleich in ihrer phantastischen Form vereinzelt, sind doch nichts als Ausläufer des allgemeinen Interesses, das die Zeit in vielen ihrer geistigen Vertreter wenn nicht den Juden selbst, so doch der Idee des Judentums und seiner endlichen Erlösung entgegenbringt. Von England und seinen Puritanern ist schon gesprochen worden. In London gab Edward Nicholas 1648 ein Werk heraus, das er dem englischen Parlament widmen konnte: »Apology for the honorable nation of the Yews.« Er will mit diesem Buche nicht nur den Papisten einen Hieb versetzen, sondern in allem Ernst den Nachweis führen, daß das Wohl und Wehe der Völker von der Art abhänge, wie sie die Juden behandeln. Denn offensichtlich habe Gott sie in allen Katastrophen für einen geheimen Zweck existent erhalten. An ihrer glorreichen Zukunft könne somit kein Zweifel sein. – In Frankreich gibt Isaac de Peyrère, ein Hugenotte, der im Dienste des Herzogs von Condé steht, ein Buch heraus: Von der Heimkehr der Juden. Er ist überzeugt, daß für die Juden das Ende der Zerstreuung gekommen sei. Sie würden jetzt in das heilige Land zurückkehren, und da der König von Frankreich der älteste Sohn der Kirche sei, müsse er es übernehmen, das älteste Kind Gottes, das Volk Israel, in seine Heimat zurückzubringen. – Da ist weiter Abraham von Frankenberg, ein Edelmann aus Schlesien, ein Jünger des Jakob Böhme, mit seinem abschließenden Urteil: »Das wahre Licht wird von den Juden kommen. Ihre Zeit ist nicht mehr ferne.« – In Danzig sitzt Johannes Mochinger, ein Mann aus altem Tiroler Adelsgeschlecht, Führer eines geistigen Kreises, der die Heimkehr und Erneuerung des jüdischen Volkes mit in seine mystischen Erwartungen aufgenommen hatte

und ihnen beredten Ausdruck gab. Der Holländer Heinrich Jesse veröffentlicht sein Buch »Von dem baldigen Ruhm Judas und Israels«. Der böhmische Mystiker Paulus Felgenhauer erkennt zwar einen weltlichen Messias nicht an, vermittelt aber seine religiösen Ideen den Juden in einer Schrift, die den Inhalt im Titel trägt: »Frohe Botschaft für Israel vom Messias, daß nämlich die Erlösung Israels von allen seinen Nöten, seine Befreiung aus der Gefangenschaft und die ruhmreiche Ankunft des Messias nahe sei, zum Troste für Israel aus den heiligen Schriften von einem Christen, welcher ihn mit den Juden erwartet.«

Es sind überhaupt in der Zeit eine ganze Anzahl von Theologen, Philologen und Historikern für das jüdische Problem interessiert. Zum Teil war es eine Folge der Mode, Polyhistor zu sein und sich mit den drei klassischen Sprachen griechisch, lateinisch und hebräisch zu beschäftigen. Das vermittelte immerhin intimere Kenntnisse des Talmud und der rabbinischen Literatur, und damit die Befugnis, zu den jüdischen Problemen Stellung zu nehmen. Da sind der holländische protestantische Theologe Joseph Scaliger, der »König der Philologen«, Johannes Buxtorf der Ältere, aus Basel, ein ungewöhnlich befähigter Hebraist, ferner Hugo Grotius und Johannes Selden, endlich Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs, die nicht nur exzentrisch, sondern auch klug war. Für alle diese Menschen erfordert das Interesse an der Zeit, sich mit dem Judentum zu beschäftigen, und neben allen religiösen und mystischen Gründen lag noch ein politischer Grund von besonderer Aktualität vor: die Wiederzulassung der Juden nach England.

Politische, wirtschaftliche und religiöse Motive machten dieses Bemühen besonders interessant. Die Initiative dazu war von Manasse ben Israel ergriffen worden. Er war einer der Rabbiner der Amsterdamer Gemeinde, ein sehr belesener, rühriger und enthusiastischer Mann, ein geschickter Kompilator, der unter den nichtjüdischen Gelehrten großes Ansehen genoß und von ihnen als Repräsentant des geistigen Judentums der Zeit angenommen wurde. In den Diskussionen mit seinen gelehrten Freunden tritt ihm immer wieder das Argument entgegen, daß zwar die Wiederherstellung des jüdischen Reiches unzweifelhaft erfolgen werde, daß es aber bislang noch an zwei Voraussetzungen fehle, die sich aus dem biblischen Schrifttum ergäben: an dem Wiedererscheinen der von Salmanassar in Gefangenschaft geführten zehn Stämme aus dem Reiche Israel, und sodann an dem Auftreten eines Messias, der das Signal zur Rückkehr zu geben habe.
Das Schicksal der zehn Stämme hatte in der Tat die Vorstellungen der Juden nicht weniger beschäftigt als die Erwartung eines Messias. Es ist ja auch ein erregender Gedanke, daß von einem Volke, dessen Signum die Unvertilgbarkeit zu sein scheint, der größte Teil eines Tages verschleppt wird und so spurlos verschwindet, daß nirgends mehr mit einiger Sicherheit Nachweise für seinen Verbleib zu finden sind. Ein solches Vakuum erträgt die Phantasie eines Volkes auf die Dauer nicht. Indem ihre Phantasie den schwachen Spuren nachging, erfanden sie den geheimnisvollen Fluß Sabbation, der in einer unbekannten Gegend, irgendwo hinter Arabien, mit großer Gewalt daherströmt. Jenseits dieses Flusses lassen sie die verlorenen zehn Stämme wohnen. Unter ihnen

befindet sich ihr großer Führer Mosche, der von den Toten wieder auferstanden ist. Er und das Volk warten dort auf den Tag, an welchem der Messias erscheinen wird. Bis dahin bleiben sie im Verborgenen, aber bis dahin kann auch kein Sterblicher zu ihnen kommen. Denn der Sabbation ist ein Fluß von eigenartiger Gewalt. Sechs Tage in der Woche schäumt er mit riesenhaften Wellen daher und wirbelt große Felsstücke mit sich, die jeden Übergang unmöglich machen. Nur am siebenten Tage der Woche, am Sabbath, ruht der Fluß und liegt weit und still. Und wenn es dann einem Menschen gelingt, über das Wasser zu kommen, stehen am anderen Ufer braune, dunkelhaarige Menschen mit Pfeil und Bogen, die den Unberufenen ohne Gnade töten. Wenn aber zu ihnen die Nachricht vom Erscheinen des Messias kommt, ziehen sie über den Fluß, in Stämmen geordnet, jeder mit einer Fahne, die das Symbol des Stammes trägt, weit mehr als hunderttausend schwer bewaffnete Krieger, die sich und ihrem Gott die ganze Welt unterwerfen. Es wird eine unblutige Unterwerfung sein, denn die Völker werden ihre göttliche Sendung anerkennen. Nur – und hier bricht der Widerhall übermäßigen Erduldens grell in die friedfertige Phantasie des Volkes ein – gegen Deutschland werden sie einen wirklichen Krieg führen.

Der Gedanke an diese zehn Stämme bekommt jetzt, über die theoretische Diskussion der Gelehrten hinaus, neue Nahrung aus Gerüchten, unverbürgten Briefen und Reiseberichten. Urplötzlich sind Menschen da, die etwas von den verlorenen Stämmen gesehen oder gehört haben, als verdichte sich in ihnen zu Bild und Vorstellung, was in den Herzen eines Volkes als Unbewußtes schwingt. Da heißt es, daß hinter

Marokko ein Heer von 800.000 Juden aufgetaucht sei, und sie zögen, eine gewaltige Kolonne, in Richtung auf Arabien. Briefe aus Livorno wissen, gemäß Nachrichten aus Kairo, daß die Stämme Rëuben, Gad und der halbe Stamm Manasse im Anmarsch auf Gaza sind und die Stadt beinahe erreicht haben. Präziser aber, sich als Augenzeuge bekennend und die Wahrheit des Mitgeteilten mit seinem Eide erhärtend, berichtet im Jahre 1644 ein Marrane Antonio de Montezinos, der sich nach seiner Rückkehr zum Judentum Aaron Levi nennt, an Manasse ben Israel. Er erklärt, daß er auf seinen Reisen bis nach Südamerika gekommen sei. Dort habe er Bekanntschaft mit einem indianischen Mestizen namens Francisco del Castillo geschlossen und von ihm das Geheimnis erfahren, daß er um den Aufenthalt der zehn Stämme wisse, jedenfalls aber um die Anwesenheit von Juden in einer verborgenen und unzugänglichen Gegend des Landes. Auf sein Bitten habe del Castillo ihn tatsächlich zu eingeborenen Juden geführt, die ihm, Montezinos, erklärten, daß sie aus dem Stamme Rëuben seien. Ihre Vorfahren seien schon vor den Indianern hier im Lande gewesen, und sie wüßten auch noch von der Existenz zweier Stämme Joseph auf einer Insel in der Nähe.
Es versteht sich, daß eine Legende sich leichter verbreiten läßt als ein exakter Bericht, weil jene nur der Gläubigkeit und nicht der Kritik untersteht. Aber Montezinos steht gegen alle Angriffe zu seinem Bericht. Er geht noch ein zweites Mal nach Südamerika, bestätigt und vervollständigt seinen Bericht und legt noch auf dem Sterbebette einen Eid auf die Wahrheit seiner Mitteilungen ab.
Nun ist also für Manasse ben Israel und seine Freun-

de an dem Faktum nicht mehr zu zweifeln. Er kann es getrost als Argument in seiner Schrift Esperança de Israel verwenden, die er 1650 in Amsterdam erscheinen läßt, und die er an Oliver Cromwell zur Begründung seiner Bitte auf Zulassung der Juden in England richtet. Das Zusammentreffen der verschiedenen Berichte und Heilserwartungen ergibt, neben anderen Argumenten, eine einzigartige Begründung: die zehn Stämme sind nach der Theorie, die Manasse selbst aufstellt, bis in die Tatarei und bis nach China hin verstreut worden. Von dort her werden einzelne Gruppen oder Stämme den Weg nach dem amerikanischen Kontinent gefunden haben. Immerhin sind die überhaupt noch vorhandenen Reste jetzt als aufgefunden zu betrachten und ihre Rückkehr demnach möglich. Ist das aber der Fall, so wird auch der gesamte Erlösungsgedanke in den Bereich der Verwirklichung gerückt. Wenn England jetzt also die Juden wieder zuläßt, so übernimmt es damit kein großes Risiko, denn mit Rücksicht auf die Nähe der messianischen Zeit werden die Juden doch nur für kurze Zeit dorthin kommen. Andererseits – und das ist dem frommen Cromwell gegenüber ein gewichtiges Argument – kann die Erlösung erst kommen, wenn die Zerstreuung der Juden vollständig ist. Sie ist es nicht, solange in England keine Juden wohnen. Und folglich würde England sich schuldig machen, wenn es sich durch eine Weigerung dem göttlichen Heilsplane widersetzte und das Ende der Diaspora verhinderte.

Manasse hat den Erfolg seiner Bemühungen nicht mehr erlebt. Es waren in England noch zu viele Widerstände zu überwinden. Aber sicher ist, daß Cromwell, um wenigstens vor seinem Gewissen ent-

lastet zu sein, inoffiziell die langsame Infiltration von Juden nach England duldete und begünstigte. So konnte ihm niemand mehr den Vorwurf machen, die Erlösung der Juden verhindert zu haben.

So kommen dem Erwarten der jüdischen Welt unausgesetzt öffentliche Diskussionen der christlichen Umwelt zur Hilfe. Diese Diskussionen haben das Erscheinen eines jüdischen Messias zur unbezweifelten Voraussetzung. Unklarheit und Streit herrscht nur über die Natur dieses Messias. Die an das Tausendjährige Reich glauben, sehen in der Heimkehr der Juden und dem Erscheinen ihres Messias nur eine Zwischenlösung. Für die Dauer dieses Reiches sollen die Juden Gelegenheit haben, sich zum wahren Messias, nämlich Christus zu bekennen, der ebenfalls in der fünften Monarchie wieder erscheinen werde. Andere, die solcher Bekehrung der Juden weniger sicher sind, hoffen auf einen Ausgleich zwischen dem jüdischen und dem christlichen Messias. Cromwell, der praktische Heilige, erwartet, daß während der fünften Monarchie die Juden massenweise zum Christentum übertreten würden.

Manasse ben Israel hält allen diesen einschränkenden Erwägungen in seiner Schrift »Der edle Stein« den jüdischen Standpunkt entgegen: die vier Reiche, die den vier Tieren in der johanneischen Offenbarung entsprechen, sind schon dagewesen und haben sich schon erledigt, nämlich das babylonische, das persische, das griechische und das römische Reich. Folglich wird das fünfte Reich das der Juden sein.

Von solchen Erwägungen und Diskussionen dringt immer noch genug in das Bewußtsein der breiten Masse ein, um ihnen das Gefühl zu vermitteln, daß ihre religiöse Erwartung das Licht des Tages nicht

mehr zu scheuen habe. Während in einer fremden und wesentlich feindlichen Umgebung sonst jede ihrer Regungen und Äußerungen auf mißgünstige Ablehnung stieß, stehen sie mit einem Male vor dem Wunder, daß man ihnen zustimmt, sie ermuntert und geistig fördert. Der Anteil der Nichtjuden an der Empfänglichkeit der jüdischen Welt für die geschehenden und kommenden Dinge ist wahrlich nicht gering einzuschätzen. Ohne solche Mitwirkung sind die nachfolgenden Ereignisse in der Tiefe ihrer Auswirkung nicht voll zu begreifen, jedenfalls nicht, soweit die abendländische Judenheit in Frage kommt.
Hier gab es zudem eine Aktualität, die seit 150 Jahren in Permanenz erklärt war, an die man schon im Begriff war, sich zu gewöhnen, die man aber jetzt sehr folgerichtig in die allgemeine Richtung der Dinge einbezog: die spanische Inquisition und das Marranentum, das sie im Gefolge hatte. Die Auffassung, die der spanische Katholizismus über die Ausbreitung und Durchsetzung des wahren Glaubens hatte, war im Grunde schlicht, man könnte sagen: primitiv. Sie unterschied sich von der Art, in der etwa die mohammedanischen Vorgänger der Spanier ihren Glauben ausbreiteten, eigentlich nur in der Komplikation des Verfahrens, während sie es in der Grausamkeit der Ausführung wesentlich übertraf. Die Inquisition, auch wenn man sie historisch betrachtet, bleibt ein psychisches Phänomen. Da wird das Gebot »Du sollst nicht töten« und der schlichte Gedanke der Nächstenliebe mit allem Bombast kirchlicher und dogmatischer Jurisprudenz zur Verächtlichmachung und Tötung des Andersgläubigen benutzt. Die Propagierung des Glaubens geschieht, indem man dem Opfer die Wahl läßt zwischen dem Wasser der Taufe

und dem Feuer des Scheiterhaufens. Als Zwischenglied ist ein raffiniertes System geistiger und körperlicher Folter ausgebildet. Die Juden, die sich in Spanien, ihrem einstmals so blühenden Zentrum, als Opfer dieses Verfahrens und dieser geistig-seelischen Einstellung darboten, setzten dem einen psychologischen Phänomen nun ein anderes entgegen: soweit sie nicht vertrieben wurden oder flüchteten oder unter Foltern oder auf dem Scheiterhaufen verendeten, lebten sie nach der freiwilligen oder erzwungenen Taufe nach außen streng und peinlich in den Formen der neuen Religion (nicht des neuen Glaubens), während sie innerlich mit unerschütterlicher Treue am Judentum festhielten. Sie führten eine Scheinexistenz, immer bewacht von dem Argwohn der Inquisitoren, bei der geheimen Ausübung ihrer traditionellen Religionsbräuche und der unterirdischen Feier ihrer nationalen Feste stündlich von Entlarvung und Tod bedroht. Sie geben ihrer unterirdischen Existenz eine solche Intensität und Bluthaftigkeit, daß diese Haltung über ihr eigenes Leben hinaus für Generationen ausreicht, daß Kinder, Enkel und Urenkel noch in sich diese Zweiteilung des Lebens tragen und wie gefangene Tiere am Spalt des Gitters lauern, um beim ersten unbewachten Augenblick in die Freiheit des Auslandes auszubrechen und dort, mit der Last eines Jahrhunderts auf dem Herzen, sich erlöst und glücklich zum Erbteil in ihrem Blute wieder zu bekennen. Immer wieder, und noch in dieser Zeit, sind die Gerichtssäle der Inquisition mit Bänken von Angeklagten besetzt, die des Marranentums, der heimlichen Ausübung des jüdischen Glaubens, angeklagt und überführt werden. Immer wieder flammen die Scheiterhaufen und fressen Juden, deren

Taufe keinen Wandel der Gesinnung zur Folge hatte. Feierliche Autodafés verbrennen Marranen in Cuenca, Granada, San Jago de Compostella, Cordoba, Lissabon, Valladolid, Lima. Eine verzweifelte Unsicherheit hat sich der spanischen Inquisition bemächtigt angesichts des Umstandes, daß jetzt noch, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, längst konvertierte Judenabkömmlinge aus der neuen Religion wieder ausbrechen. Eine zeitgenössische Quelle umreißt die Situation sehr deutlich: »In Spanien und Portugal sind Mönchs- und Nonnenkloster voll von Juden. Nicht wenige bergen das Judentum im Herzen und heucheln wegen weltlicher Güter den Christenglauben. Von diesen empfinden einige Gewissensbisse und entfliehen, wenn sie können. In Amsterdam und in mehreren anderen Gegenden haben wir Mönche, Augustiner, Franziskaner, Jesuiten, Dominikaner. Es gibt in Spanien Bischöfe und feierlich ernste Mönche, deren Eltern und Verwandte hier und in andern Städten wohnen, um das Judentum bekennen zu dürfen.«

Die Nachrichten von der Verbrennung von Marranen, eben der Juden-Katholiken, findet zu der Zeit einen schnellen Weg und eine schnelle Verbreitung durch die vielfachen persönlichen und kaufmännischen Beziehungen zwischen der Iberischen Halbinsel und den Niederlanden. Hier, in diesem Lande ungewöhnlicher innerer und äußerer Freiheit, haben die Juden schon mit dem Beginn der allgemeinen Austreibung aus Spanien (1492, im Jahre, da die Welt durch die Entdeckung Amerikas erweitert wurde) eine Heimstätte gefunden. Nach hierhin fliehen die meisten Marranen, die aus dem seelischen Kerker ausgebrochen sind. Hier machen die Heimgekehrten den

schüchternen oder ernsten oder ekstatischen Versuch, wieder in die alten Glaubensformen und in die alte, heimatliche Sprache des Hebräischen einzudringen. Hier wird gleichwohl mit einer Treue, die weit über dem Begriff der Assimilation steht, in spanischer Sprache geschrieben, gedichtet und geklagt, so vielfach und so ernsthaft, daß innerhalb der spanisch-portugiesischen Judengemeinde von Amsterdam so etwas wie eine spanische Dichterakademie entstehen konnte. In solchem Milieu, in dem so viele Menschen für sich persönlich unter ungewöhnlichen Opfern und Gefahren das Problem der Rückkehr und Befreiung gelöst hatten, war verständlicherweise für die Gesamtidee einer jüdischen Erlösung ein besonders günstiger Boden bereitet. Die Rückwirkung solcher Grundhaltung und des persönlichen Geschickes der Marranen auf die übrige Judenheit war beträchtlich. Hier fand man, wie bei den Juden in Polen, ein Leben und ein Sterben um der Heiligung des Namens willen, und immer neue spanische Prozesse lieferten der Phantasie und der Erwartung ständig neue Nahrung.

Noch 1632 hatten unter Philipp IV. bedeutende Inquisitionsprozesse stattgefunden, besonders in Valladolid. 1639 standen in Lima 63 Marranen unter Anklage, von denen 17 verbrannt wurden. Unter ihnen war der Arzt Franzisco Maldonadda Silva, dessen Schicksal die Gemüter besonders erregte. Er hatte die Kühnheit, sich öffentlich zum Judentum zu bekennen und es sogar zu predigen. Er nannte sich Eli Nazareno und lebte, wie früher die Essäer gelebt haben. Man kerkerte ihn ein, 14 Jahre lang, veranstaltete immer wieder Disputationen mit ihm, um ihn mürbe oder vernünftig zu machen. Dann brach man die Bemühungen ab, indem man ihn verbrannte.

Ein noch größeres Interesse fand das Schicksal von Isaak de Castro-Tartas, eines jungen Marranen, der mit seinen Eltern nach Amsterdam entkommen war und dort den Entschluß faßte, unter den Marranen eine allgemeine Bewegung zur Rückkehr in das Judentum zu entfachen. Auf der Fahrt nach Brasilien, die er zu diesem Zwecke unternahm, wurde er in Bahia erkannt, festgenommen, nach Lissabon verschleppt, vor das Inquisitionsgericht gestellt, verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Noch aus den Flammen schrie er das Bekenntnis »Höre, Israel!« in die Welt hinaus. Und die Welt erblaßte und zitterte. Selbst Nichtjuden erschütterte eine solche Haltung der Treue. Es ist die Geschichte des Don Lope de Vera y Alarcon überliefert, eines jungen Spaniers aus altadligem Geschlecht, den das Studium der hebräischen Sprache und die Vorbilder in seiner Umgebung dazu veranlaßten, zum Judentum überzutreten. Man kerkerte ihn ein, und bis zu seinem Tode auf dem Scheiterhaufen mußte man ihm einen Knebel in den Mund stecken, weil man die Hartnäckigkeit nicht ertrug, mit der er den Namen des jüdischen Gottes immer wieder anrief.

Alle diese Dinge zusammen: äußeres und inneres Geschick, seelische Disposition und zeitliches Ereignen, Notwendigkeiten und Zufälligkeiten, Latentes und Aktuelles in ihrer Gemeinsamkeit und Wechselwirkung machten die Juden bereit und aufnahmefähig für eine Erscheinung, die sich mit genügender Selbstüberzeugung als der Vollender ihres Schicksals anbot. Eine Zeit und ein Mensch begannen für einander reif zu werden.

SECHSTES KAPITEL

DER PROPHET UND DIE DIRNE

—

DIE VERTREIBUNG AUS KONSTANTINOPEL, DIE IHN in Besitz der unschätzbaren Urkunde des Jachini gebracht hat, ermutigt Sabbatai zu einem neuen Vorstoß. Er wagt trotz Bann und Feindschaft eine Rückkehr nach Ismir. Er ist überzeugt, daß man ihn nicht töten wird, denn er hat aus den Berichten der Freunde längst erfahren, daß der Kreis seiner Anhänger und derer, die an ihn als einen Messias glauben, sich beträchtlich erweitert hat. Sein Beginnen ist also ungefährlich. Es ist aber für ihn nötig, selbst einmal zu sondieren, wie weit die Dinge gediehen sind, und mit welchem Wirkungsgrad er rechnen kann.

Er hat in seinen Plan als mögliche Stätte der Wirkung oder des endgültigen Bekennens zwei Orte einbezogen: Jerusalem und seine Heimatstadt Ismir. Nach Jerusalem wagt er sich noch nicht, weil dort noch kein Boden vorbereitet ist. In Ismir muß er jetzt die Feststellung machen, daß er zwar einen erweiterten Kreis von Anhängern hat, daß aber um ihn und diesen Kreis eine hohe Mauer aus Schweigen und Ablehnung errichtet ist. Es zieht aber auch niemand aus der Tatsache, daß über ihn der Bann verhängt ist, eine Folgerung. Das ist schon ein sehr wichtiger Fortschritt, und dieser Umstand ermutigt ihn, einige Monate in Ismir zu bleiben. Er ist dort mit seinen Freunden zusammen, studiert mit ihnen, berichtet, was er gesehen und getan hat, zeigt ihnen die Urkunde des Jachini, vernimmt und verbreitet, was die Stadt auf dem Handelswege an neuen Nachrichten bekommen hat, und hält sich im übrigen abwartend zurück. Er muß aber dabei endlich erkennen, daß für ihn hier noch kein Feld für eine größere Manifestation ist. Hier bleiben, bedeutet für ihn verlorene Zeit. Es lockt wieder die

Unabhängigkeit und Beweglichkeit des Reisens. Hier in Ismir wird ihm ja nicht einmal etwas zuleide getan, woraus er neue Erregung und Bestätigung schöpfen könnte. So nimmt er Abschied, läßt sich vom Vater und den Brüdern mit Geld ausstatten und nimmt seine Wanderung wieder auf.

Eine Reihe von Stationen zeichnet sich durch besondere Ereignisse und besondere Ausführlichkeit der Berichterstattung aus. Sabbatai ist schon eine auffallende Erscheinung geworden. Was haben die Juden des Orients, durch ihre Lage abseits von den Wegen der großen Welt doppelt isoliert, sich anderes mitzuteilen, als das, was sie von ungewöhnlichen Menschen ihres Kreises sehen und hören? Und von diesem Sabbatai Zewi weiß man, daß er ein großer Chacham ist, ein bedeutender Ausleger und Kenner der Kabbala. Er hat einmal den Schem ha'mforasch ausgesprochen. Der große Cherem ist gegen ihn verhängt worden. In Saloniki hat er Hochzeit mit der Tochter Gottes, der Thora gefeiert. In Konstantinopel ist eine wichtige, geheimnisvolle Urkunde aufgefunden worden, die er im Besitz hat, aber über deren Inhalt er vorsichtiges Schweigen bewahrt. Und wenn er in die einzelnen Orte zu den jüdischen Gemeinden kommt, wirkt zu diesen Berichten noch seine Erscheinung, die einer seiner Historiker, Abraham Cuenqui, wie folgt schildert: »Er war ein gleich einer Libanonzeder hoch aufgeschossener Mann, dessen frisches, bräunliches, von einem schwarzen Vollbart umrahmtes Gesicht in Schönheit erstrahlte, und der in seinem fürstlichen Gewande sowie durch sein kraftstrotzendes Aussehen einen großartigen Anblick bot.« So taucht er in Hebron auf, lehrt, erläutert, sammelt für ein späteres Ziel Anhänger und erschüttert die Menschen durch

die fanatische Hingebung, mit der er des Abends seine Andacht an den historischen Stätten der Erzvätergräber, den Höhlen von Machpelah, verrichtet. Die Empfindung, er sei ein außergewöhnlicher Mensch, begleitet ihn, wie er sich zu neuen Fahrten auf den Weg macht.
Dann taucht Sabbatai gegen das Jahr 1660 in Kairo auf. Hier findet – oder wahrscheinlicher: sucht er einen Mann, der in der orientalischen Judenheit ungewöhnliches Ansehen genießt, und der in seiner ganzen Haltung einen Prototyp der Zeit darstellt: Raphael Joseph Chelebi. Der ist der offizielle Vertreter der ägyptischen Judenschaft und in seinem Beruf Zaraf baschi, Münzmeister und Zollpächter am Hofe des türkischen Statthalters. Er ist unermeßlich reich und führt eine wahrhaft orientalische Haushaltung. Wenn er sich in der Öffentlichkeit zeigt, trägt er Prachtgewänder, wie sie für seine hohe und wichtige Stellung angemessen und vorgeschrieben sind. Aber das ist alles nur Außenfläche und Schein. Nur seine engeren Freunde wissen, daß er unter dem Staatsgewand einen groben, härenen Anzug trägt, die Kleidung des Büßers. Sie wissen auch, daß er selbst von der üppigen Haltung seines Hauses keinen Gebrauch macht. Er führt ein völlig asketisches Dasein. Er fastet, kasteit sich, nimmt Bußübungen vor, wie die strengsten Vorschriften der praktischen Kabbala es erfordern. Er hat sich eigens einen bedeutenden Kabbalisten angestellt, der seine Bußübungen überwacht und leitet, Samuel Vital, den Sohn des bekannten Chaim Vital Calabrese aus Safed. Seine Wohltätigkeit gegenüber anderen Juden kennt keine Grenzen, und damit er nie ohne Wohltaten vor Gott steht, auch wenn keine besonderen Forderungen an

ihn herantreten, hat er ständig 50 Talmudisten und Kabbalisten in seinem Hause und an seiner Tafel. Dieser Chelebi büßt nicht etwa ein persönliches Verschulden ab, will auch nicht für sich selbst zu einem Erlösungsziel gelangen. Sondern er gehört zu den vielen in der Zeit, die aus dem Leid des Volkes und der Volksseele den Weg zum Mystizismus gefunden haben, die ihr Bußwerk in das Ringen mit Gott um die Erlösung der Gesamtheit einbeziehen, und denen Macht, Einfluß und Reichtum persönlich nichts mehr geben können. Sie leben außerhalb ihres Amtes – wie Chelebi – in einem Kreise von Gleichgesinnten und sehnen das »Ende der Zeiten« herbei, jüdische Tolstois ohne Problematik und Zerrissenheit.

Hier findet Sabbatai einen Empfang, wie er ihn sich herzlicher und ergebener nicht wünschen kann. Chelebi ordnet sich dem um vieles jüngeren Menschen so gläubig und bedingungslos unter, daß Sabbatai nicht zögert, sich ihm rückhaltslos zu bekennen. Und damit hat er einen treuen, blindgläubigen und reichen Anhänger gefunden, der in der Zukunft viel zur Ebnung seines Weges beiträgt. Fast zwei Jahre verbringt Sabbatai in seinem Hause, und während dieser Zeit gehen aus dem Kreise um Chelebi, der jetzt ein Kreis um Sabbatai wird, unablässig Berichte in die Welt hinaus. Sie sprechen noch nicht vom Messias, insbesondere nicht vom Messias Sabbatai Zewi, aber es sind Vorbereitungsakte von starker Eindringlichkeit, die nach und nach Sabbatai zum Mittelpunkt eines Interesses machen, das eines Tages jede Ausweitung vertragen wird. Es fehlt nur noch, um das letzte wagen zu können, jener tragfähige Boden der Popularität, ohne die nie ein Führer oder Messias von den Massen aufgenommen worden ist. Und um

solche Popularität zu gewinnen, beschließt Sabbatai endlich, den Ort seiner Tätigkeit in das bisher gemiedene Zentrum Jerusalem zu verlegen. Diese Stadt steht im Mittelpunkt der Blicke einer Welt, der Welt, auf die es Sabbatai ankommt. Er darf jetzt schon wagen, sich in diesen Mittelpunkt zu stellen.

Auf dem Wege dorthin kommt er durch die Stadt Gaza, und hier wirft ihm das Schicksal eine Gabe von phantastischer Einmaligkeit in die Hände, eine Gabe, die seinem Leben und Wirken die entscheidende Wendung gibt: den Propheten, der das Kommen des Messias verkündet.

Es lebt dort Nathan Benjamin Levi, nach der deutschen Abstammung seines Vaters auch Nathan Aschkenasi genannt, und später, wie sein Name schon über die Welt hin bekannt ist, nach seinem Geburtsort Nathan Ghazati. Der Vater sammelt für die Gemeinde Jerusalem Spenden in Europa, und das einzige, was er für die Ausbildung seines Sohnes tun kann, ist, daß er ihn zum Studium, das heißt: zum Erlernen von Talmud und Kabbala nach Jerusalem schickt. Dort lebt er von Almosen, wie die meisten übrigen Juden auch. Aber da er ein heller Kopf ist, und besonders im Ausdruck sowohl des gesprochenen wie des geschriebenen Wortes über eine besondere Eindringlichkeit verfügt, verweist sein berühmter Lehrer, der Rabbi Jakob Chagis, ihn an den reichen Samuel Lisbona in Gaza. Der tut, was man in der Zeit für einen zukunftsreichen Kopf zu tun pflegte, auch wenn er bettelarm war: er gibt ihm seine Tochter zur Frau, von der man sagt, sie sei trotz ihrer Einäugigkeit sehr schön gewesen. Er stattet den Schwiegersohn so reichlich mit Mitteln aus, daß er hinfort sorgenlos seinen Studien obliegen kann.

Nathan Ghazati ist ein fast weltlicher Gelehrter, ein lebensfreudiger und zufriedener junger Mensch, den auch das eingehende Studium der praktischen Kabbala nicht aus dem Gleichgewicht bringt. Aber noch vor seinem zwanzigsten Lebensjahr ändert sich plötzlich diese Haltung. Er beginnt, mit den Vorschriften, die er bisher theoretisch gelernt und gelehrt hat, Ernst zu machen und sie in die Praxis umzusetzen. Er wird ernst, verschlossen, zurückgezogen, wortkarg. Er beginnt mit Bußübungen und Kasteiungen und äußert hie und da, im Kreise von Schülern und anderen Gelehrten, Behauptungen über Dinge, von denen er ihrer Meinung nach unmöglich etwas wissen kann, die sich aber bei Nachprüfung als richtig herausstellen. Es kann also nicht fehlen, daß man ihm besondere und geheime Begabungen zuspricht und dementsprechend besondere Achtung zollt. Es genügt bald, daß man ihm den Namen eines Menschen auf ein Blatt Papier schreibt, damit er von ihm das Schicksal und alle seine Handlungen, die guten und die bösen, berichten kann.
In dieser Eigenschaft als Hellseher findet er viel Zuspruch von weit her. Es gehen ihm die Listen von Namen zu, hinter denen er vermerken soll, welche Sünde einer begangen habe und welche Buße der gelehrte Nathan ihm dafür anrate. Einmal schreibt man, um ihn auf die Probe zu stellen, den Namen eines Gestorbenen und den eines jüngst geborenen Kindes mit auf die Liste. Er vermerkt neben dem Toten: Seine Erlösung ist durch den Tod gekommen; und neben dem Säugling: Er ist ohne Sünde.
Das sind übernatürliche Fähigkeiten, die bei dem Volke Glauben erwecken und bei den Gelehrten Mißtrauen. Darum erscheint eines Tages eine Kom-

mission von fünf Rabbinern aus Jerusalem, um diesen Fähigkeiten auf den Grund zu gehen. Es ist nichts über den Ausgang dieser Prüfung übermittelt, aber der Kranz von Legenden, der um ihn wächst beweist, daß die Prüfung nicht ungünstig ausfiel. Eine Volkserzählung scheint auf diesen Vorgang anzuspielen: es kommt ein großer Gelehrter aus Jerusalem zu ihm, neugierig, was es mit seinen Fähigkeiten auf sich habe. Zu ihm sagt Nathan Ghazati: Geh' auf den Friedhof. Dort wirst Du einen alten Mann finden, der ein Fell um die Hüften trägt und eine Schale Wasser in der Hand. Nimm das Wasser, gieße es über seine Hände aus und sage dabei: verzeihe es dem Volke Israel! – Der Gelehrte geht zum Friedhof, findet niemanden dort, kommt zurück und sagt: Es ist niemand da. – Geh' noch einmal, sagt ihm Nathan, und diesmal findet der Gelehrte einen Alten, wie er ihm beschrieben worden ist. Er tut, wie Nathan ihm anbefohlen hat. Da öffnet der Alte den Mund und sagt: Das Blut sei Dir verziehen. – Heimgekehrt erfährt der Gelehrte, der Alte sei der Prophet Sacharjah gewesen, den die Juden erschlagen haben. Durch diesen symbolischen Akt auf dem Grabe sei das Blut abgewaschen und die Sünde verziehen.

Diese tieferen Sichten erscheinen aber nur als Vorbereitung zu einer größeren, auf den letzten Kern der Zeit, eben den Messianismus gerichteten Sicht. Nathan Ghazati ist durch seinen Vater, der weit in der Welt umher kommt, sehr eingehend über alle Vorgänge da draußen unterrichtet. Auch von Sabbatai Zewi hat er genaue Kenntnisse, und er kann jede Station seines Weges und jedes Detail seiner Handlungen genau verfolgen. Auch von der Handschrift

des Jachini hat er Kenntnis gehabt, und es besteht sogar die Möglichkeit, daß er eine Abschrift davon besaß, denn in späteren Jahren gibt Sabbatai Zewi unter seinem Eide vor dem Rabbinat in Adrianopel an, daß Nathan ihn durch eine alte Schrift, in der sein, Sabbatais Name eingefügt gewesen sei, zum Bekenntnis seines Messiastums verführt habe. Bei richtiger Ausdeutung der Psyche Sabbatais kann mindestens der Besitz einer solchen Handschrift bei Nathan Wahrheit gewesen sein.

Es wird auch in Nathan das Zusammenwirken von Zeitströmungen, Zeitereignissen und eigener Disposition gewesen sein, was ihn unaufhaltsam dazu drängt, sich völlig auf den messianischen Gedanken umzustellen und zu beschränken. Eindringlich predigt er von der Notwendigkeit der Buße. Alle, die zu ihm kommen oder schriftlich Rat von ihm erbitten, weist er darauf hin, daß bald der Messias erscheinen werde. Er wiederholt so lange, so drängend, mit solcher Beredsamkeit, daß er um sich eine Atmosphäre gespanntester Erwartung schafft. Was er tut, was er sagt, wird sogleich geglaubt, vergrößert, verzerrt, rings verbreitet wie eine Wahrheit, überallhin weiter gegeben in den Ausmaßen des Wunderbaren und der Form von Legenden. Und wenn seine Worte und Verkündigungen den Orient durchlaufen haben und im Abendland gelandet sind, sind es zeitgenössische Berichte geworden, die wie der folgende, vom Pfarrer Buchenroeder übermittelte aussehen: »Die Juden aus Alexandrien berichten in Briefen, daß in Gaza ein Prophet aufgestanden sei, 26 Jahre alt, der viele Zeichen und Wunder tue. Er rufe die Juden wegen des Kommens des Messias zur Buße auf. Sie sollten sich vor Jerusalem versammeln. Das ist auch

geschehen, und nachdem sich etliche Tausend vor Jerusalem versammelt hatten, ist aus den Wolken ein Öl herabgeflossen, auf das Haupt ihres Messias. Dabei ließ sich eine Stimme hören: Das ist der Messias, der Israel von allen seinen Feinden erlösen, aus allen Ländern wieder versammeln und den Gottesdienst wieder aufrichten soll. Des Messias Name soll sein Benhadad, von vierzig Jahren ungefähr. Um dieselbe Zeit hat sich eine feurige Wolke auf dem Berge Zion in Jerusalem sehen lassen, worauf der Prophet an alle Juden in allen Ländern geschrieben hat, daß sie sich versammeln und nach Jerusalem kommen sollen. Dort und alsdann werde er ihnen sagen, wo die Lade des Bundes und alle anderen Sachen, die im Lande waren, und die Jeremias versteckt habe (wie aus dem 2. Buche, 2. Kapitel der Makkabäer zu lesen sei), gefunden werden können, und es werde darauf ein Altar vom Himmel kommen, darauf die Juden ein Opfer legen sollten, welches hernach mit Feuer vom Himmel werde angezündet und verbrannt werden, und also ihr alter Gottesdienst wieder beginnen und bis ans Ende der Welt fortdauern werde. Den Juden aber hat er geboten, unterdessen rechte Buße zu tun, und den Propheten Jeremias fleißig zu lesen. Die Türken und Heiden würden freiwillig kommen und dem neuen Messias das Reich abtreten. Sie sagen auch, daß zur selben Zeit der Prophet Nathan das Horn geblasen habe, welches sie für ein großes Glück halten. Das Weitere werde in zwei Monaten geschehen. Unterdessen stehen teils Juden noch im Zweifel, ob es wahr sei, weil noch keine Briefe aus Jerusalem und anderen umliegenden Plätzen kommen; teils aber glauben sie es fest. So wird für gewiß berichtet, daß die Juden in hellen

Haufen nach Aleppo gezogen, in der Absicht, den König im Mohrenland zu bekriegen. Seien aber von den Einwohnern Aleppos unter Zuziehung vieler Türken auf die einundfünfzigtausend stark ausgefallen, und die Juden geschlagen, eine große Niederlage bereitet. Nun hört man nur noch, daß die Juden ihre Häuser verkaufen und sich zum Aufbruch fertig machen ...«

Solche Berichte sind Phantasien, die gleichwohl einen Teil der späteren Ereignisse ahnungsvoll vorausnehmen. Und sie übersteigern in nichts die Haltung eines Menschen, in dem die Ekstatik mit ganz besonderer Vehemenz zum Ausbruch kommt. Einmal, gegen das Wochenfest hin, ruft Nathan Ghazati die Gelehrten der Stadt zu sich und lernt mit ihnen den ganzen Abend und bis in die Nacht hinein aus den Schriften. Gegen Mitternacht kommt ein großes Schlafbedürfnis über Nathan, und um es zu verjagen, geht er im Zimmer auf und ab und spricht Gebete. Aber die Müdigkeit wird immer drückender und die Abwehr immer mühsamer. Da bittet er einen der Freunde, er möge ihm ein Lied vorsingen, und wie er es beendet hat, bittet er einen anderen, das gleiche zu tun. Aber die Müdigkeit will nicht weichen. Sie wandelt sich langsam in eine qualvolle Hinfälligkeit, in eine drückende, beängstigende Verstörtheit, daß er beginnt, im Zimmer umher zu taumeln und hilflos an seinen Kleidern zu zerren. Die andren stehen erschreckt und sehen plötzlich, daß er den Halt verliert und zu Boden fällt. Sie stürzen zu ihm hin, wollen ihm helfen, ihn aufrichten, und müssen entsetzt feststellen, daß er mit geschlossenen Augen, ganz lang und starr daliegt. Sie rufen einen Arzt, und auch der kann nach einer kurzen Untersuchung nur sagen:

tot. Da breiten sie ein Leinentuch über ihn und hocken fassungslos und erschüttert in den Winkeln. Nach geraumer Zeit hören sie eine tiefe, dunkle Stimme, die mühsam einzelne Worte formt. Sie reißen erschreckt das Tuch von Nathan und hören: Worte und Stimme kommen aus ihm, aber die Lippen bewegen sich nicht. Und was er sagt, qualvoll aus dem Unterbewußtsein in den bekennenden Laut gepreßt, sind Worte vom Nahen des Messias und seines Propheten. Die Seele lallt die Botschaft von der Erlösung. Dann, wie Worte und Laute sich erschöpft haben, geht ein tiefes, zitterndes Atmen durch den starren Körper. Die Brust hebt sich. Ein langer, befreiender Seufzer. Er öffnet die Augen. Sie helfen ihm, richten ihn auf, überfallen ihn mit Fragen: was war dir?— Aber er weiß nichts zu erinnern. Sie berichten ihm, was vorgegangen ist. Da schweigt er bedrückt und verschlossen.

Bald darauf kommt die Nachricht, daß Sabbatai Zewi auf der Reise von Kairo nach Jerusalem in Gaza Rast machen werde. Alle nehmen an einem solchen Besuch lebhaftes Interesse, aber Nathan empfindet mehr als Interesse. Für ihn ballen sich Ahnungen zusammen, die sich auf diesen Menschen konzentrieren. Und wie zur letzten Bestätigung errreicht ihn in diesen Tagen ein Schreiben des Isaac Levi aus Saloniki, in dem er ihm das Geheimnis anvertraut, daß Sabbatai Zewi sich ihm als der erwählte und berufene Messias zu erkennen gegeben habe.

Von diesem Augenblick an ist Nathan Ghazati nicht mehr erregt und unruhig. Alles Tasten, Erwarten, Ahnen, alles Drängen aus dem Unbewußten und alles Hoffen auf das Unfaßbare hat jetzt mit einem Schlage Richtung und Ziel bekommen. Es ist alles einge-

fangen und einbezogen in die eine Aufgabe, für die er von heute bis zu seinem letzten Tage sein Leben mit jedem Wort, jeder Regung und jedem Gedanken einsetzt: diesem kommenden Menschen und Messias Sabbatai Zewi ein Wegbereiter und Verkünder zu sein. Ihm dienen, ihm helfen, für ihn Zeugnis ablegen, sein Prophet und seine Kreatur zu sein, für ihn leiden, wenn es sein muß, oder auf den Stufen seines Thrones sitzen, wenn es sein kann.

Er trifft alsbald Vorbereitungen zu einem großen Empfang. Ohne daß er seinen Freunden und Mitgelehrten den letzten Grund und seine eigene Kenntnis offenbart, weiß er sie leicht zu überreden daß man dem ankommenden Gaste ganz besondere Ehrungen darbringen müsse. Sie glauben ihm gerne und lassen ein üppiges Gastmahl richten, an einer Tafel, an deren Kopfende ein erhöhter, thronähnlicher Sitz für den Gast errichtet, und über dem Schmuckwerk nach Art königlicher Insignien angebracht ist. In allgemeiner Freude und glänzender Feierlichkeit verläuft das Mahl. Wie das eigentliche Essen beendet ist und, der Sitte gemäß, Gruß und Segensspruch an den Gast gerichtet werden müssen, reichen die Versammelten wie auf Verabredung dem Jüngsten, aber dem Würdigsten unter ihnen, Nathan Ghazati, den Becher mit Wein. Er erhebt ihn in zitternden Händen, streckt ihn gegen den Gast aus, und mit seinen Worten und seinem Segen reißt er das Tor der sabbatianischen Bewegung weit und unwiderruflich auf: »Baruch habah baschem adonai ... Gelobt sei der, der im Namen des Herrn kommt. Der barmherzige Gott segne unseren König Sabbatai Zewi!«

Am Kopfende des Tisches ist eine heftige Bewegung. Sabbatai ist aufgesprungen, daß die Becher klirren.

Er streckt die Hand gegen Nathan Ghazati aus. »Schweig!« schreit er durch den Raum. Nathan stellt den Becher hin und schweigt. Sabbatai geht langsam aus dem Zimmer.

Was ist das? Wehrt sich hier letzte und große Schamhaftigkeit gegen das nackte Aussprechen und Angerufenwerden? Weicht hier eine echte Bescheidenheit vor der Pomphaftigkeit des verliehenen Titels zurück? Hindert etwa Furcht ihn daran, das angewiesene Amt mit seinem Unmaß der Verpflichtungen zu übernehmen? Oder ist das alles nur geschickte Regie, die Gebärde eines Menschen, der eines Tages sagen wird: ich habe es nicht gewollt, aber Ihr habt es mir zugerufen und auferlegt. Darum liegt die Verantwortung bei Euch und nicht bei mir. – Es hat im späteren Leben Sabbatais Situationen gegeben, in denen er eine solche Haltung eingenommen hat. Im Augenblick hindert ihn jedenfalls diese leidenschaftliche Gebärde des Widerstandes nicht daran, mit Nathan Ghazati in engster Fühlung zu bleiben und von allem, was Nathan später für ihn und für die Propagierung seiner Messianität unternimmt, bedenkenlos Gebrauch zu machen. Wie er nach Jerusalem weiterreist, scheiden die Beiden als durch die Idee eng verbundene Freunde.

Der Aufenthalt in Jerusalem ist von beträchtlicher Dauer. Er währt etwa drei Jahre, und man sollte meinen, daß die Länge der hier verbrachten Zeit in keinem angemessenen Verhältnis stehe zum Ertrag. Denn welche Wirkungsmöglichkeiten bestehen hier, und was tut Sabbatai hier? Jerusalem ist zwar für die religiöse Vorstellung ein sehr wichtiger Ort, aber er ist doch ein sehr armer und einflußloser Ort geworden. Die Aufwendungen der Judenheit für die Opfer

der polnischen Katastrophe sind so erheblich gewesen, daß dagegen die Spenden nach Jerusalem völlig zurückgetreten sind. Es reicht nicht mehr aus, um die Armen dort zu ernähren. Hungersnot bricht aus, die viele Einwohner dazu zwingt, auszuwandern und anderswo Unterschlupf zu finden. Dabei sind die Anforderungen, die die türkische Behörde an die Gemeinde stellt, ungewöhnlich hohe, und bei jeder Zahlungsstockung werden Repressalien angedroht. Das dient weiter zur Entvölkerung der Stadt. Zurück bleiben im wesentlichen nur diejenigen Armen, deren Mittel nicht einmal zu einer Ortsveränderung ausreichen, sowie diejenigen, deren Lebensführung nach den Vorschriften der praktischen Kabbala sie an sich schon höchst bedürfnislos macht. Die Gelehrten und Rabbiner des Ortes genießen im übrigen nicht einmal im jüdischen Orient eine besondere Autorität.

Und in einem solchen Milieu verbringt Sabbatai geruhig drei kostbare Jahre seiner Existenz. Er muß es und tut es, indem er das Nützliche mit dem Notwendigen verbindet. Das hat gute Gründe. Das vom Sohar als das Jahr der Erlösung verkündete 1648. Jahr ist ergebnislos verlaufen. Sabbatais Bemühen hat keine Entscheidung herbeiführen können. Mit einer grandiosen Gebärde hat er daraus die Konsequenz gezogen. Was die jüdische Prophezeiung nicht gehalten hat, muß die christliche erfüllen. Wenn das Jahr 1648 sich als Irrtum oder Fehlschlag erwies, so kann immerhin das von den Christen errechnete apokalyptische Jahr 1666 noch die Erfüllung bringen. Sabbatais denkwürdige Leistung besteht darin, dieses Jahr der jüdischen Mystik und dem allgemeinen Volksglauben als Zeitpunkt der jüdischen Erlösung auf-



Warhaffte Abbildung des Newen Jüdischen Propheten
NATHAN
So von etliche Seefahrer zu Gaza gesehen,
und von deren mitgesellen einem abzeichnet worden
Aº 1665 dº 20 Juli

oktroyiert zu haben, mit einer suggestiven Kraft, die nicht einmal die Fragestellung zuließ, warum denn nun ein Jahr durch das andere abgelöst und ergänzt werden müsse oder könne. Sabbatai will, daß es das 1666 sei, und er setzt es durch. Alles was er tut, dient der Vorbereitung, und es enthüllt sich bald, wie glänzend und durchdacht sie war.

Also wartet er seine Zeit in Jerusalem ab und begründet inzwischen seine Popularität unter den Armen. Von neuem haben seine Brüder ihn reichlich mit Geldmitteln ausgestattet. Er lebt einen seltsamen Gegensatz zwischen der Pracht seines Auftretens und einer fast pietistisch anmutenden Frömmigkeit, die er gerne und hemmungslos in aller Öffentlichkeit betätigt. Er begibt sich zu stundenlangen Andachten an die geheiligten Gräber der Vorfahren und betet und singt und vergießt heiße Tränen. Es ist in diesem seelischen Exhibitionismus nichts Verwerfliches, denn er ist ehrlich und kommt aus dem tiefsten Gefüge seines Wesens. Er lebt die Dinge, die er tut. Seine Schaustellungen sind Bekundungen seiner Persönlichkeit. Zu dem Ruf des frommen, ja fast heiligen Menschen, den ihm das einträgt, kommt eine besondere Form der Popularität, die er sich dadurch erwirbt, daß er sich überall auf seinen Wegen mit den Kindern beschäftigt und Geld und Zuckerwerk an sie verteilt. Darum lieben ihn die Mütter. Und die Frauen lieben ihn, weil er nicht nur fromme Psalmen singt, sondern auch Lieder, die mit verhaltener erotischer Erregung geladen sind und denen er, wenn man nach ihrer Bedeutung fragt, einen besonderen mystischen Sinn unterstellt. Besonders ist darunter ein spanisches Liebeslied, das uns von Pfarrer Coenen in einer holländischen Übertragung aufgezeichnet

und übermittelt ist: Opklimmende op een bergh, en nederdalende in een valeye, ontmoette ick Melisselde, de Dochter van den Kayser, dewelcke quam uyt de banye, van haer te wasschen. Haer aengesichte was blinckende als een deegen, haer ooghleden als een stalen boge, haer lippen als coraelen, haer vleesch als melck etc. (Dieses etc., mit dem Coenen abschließt, ist sehr bedauerlich.) Die Frauen glauben ihm jedenfalls, daß dieses Lied auf den Talmud und das Hohe Lied Bezug habe.

In der Vorbereitung seiner Umgebung auf die kommenden Ereignisse leistet ihm ein offensichtlicher Phantast, Baruch Gad, durch eine Mystifikation wirksame Hilfe. Gad war Spendensammler für Jerusalem und bereiste in dieser Eigenschaft Persien. Von dort kommt er jetzt zurück und berichtet von großen Abenteuern, die er bestanden hat, und aus denen ihn ein Jude aus dem verschwundenen Stamme Naphtali errettet hat. Dieser Jude hat, ihm ein Schreiben ausgehändigt, das von den Juden jenseits des Stromes Sabbation geschrieben worden ist, und in dem in kabbalistischer Terminologie davon berichtet wird, daß die zehn Stämme auf das Erscheinen des Messias warten, um dann in hellen Haufen hervorzubrechen. Dieses Schreiben wird geglaubt. Man stellt Abschriften davon her und schickt sie den Sendboten nach, um ihnen die Arbeit zu erleichtern.

Was aber die Popularität Sabbatais entscheidend und mit gutem Recht begründet, ist folgender Vorgang: Wieder einmal hat der Gouverneur von Jerusalem an die völlig verarmte Gemeinde beträchtliche Geldforderungen gestellt. Da sie nicht zahlen kann, droht er mit Ausweisung aller Juden. In dieser Not wenden sie sich an Sabbatai Zewi, ob er ihnen durch seine

vielen Beziehungen nicht helfen kann. Und Sabbatai verspricht Hilfe. Er weiß, wo sie zu bekommen ist. Er unternimmt sofort eine Reise nach Kairo und trägt seinem Freunde Chelebi sein Anliegen vor. Der zögert nicht einen Augenblick, die gesamte, nicht gerade geringe Summe zur Verfügung zu stellen. Den Erfolg erntet Sabbatai. Wie er zurückkommt, jubelt ihm das Volk als seinem Retter zu. Das Wort »Erlöser« taucht zum erstenmale spontan auf. Es wird auf ihn der Satz geprägt: halach schaliach u'ba maschiach, er zog hinaus als ein Gesandter und kam zurück als ein Erlöser.

Diese Reise ist noch in einem weiteren Sinne mit seinem Schicksal verknüpft: er kommt von Kairo als zum dritten Male verheiratet zurück. Ein solcher Vorgang ist in dem damaligen Judentum nur dem Faktum nach belangvoll, insofern die Eingehung eine Ehe zu den selbstverständlichen religiösen Verpflichtungen gehört. Aber die Frau, die Person, spielt durchweg keine Rolle. Es gibt gute und schlechte Hausfrauen. Das ist alles. Die Innigkeit des Familienlebens, die Beobachtung der Ritualvorschriften und das Gebären von Kindern umreißen ihre Wirkung und Bedeutung. Aber dem ungewöhnlichen Menschen Sabbatai Zewi, dessen Ehe zweimal gescheitert ist, muß auch eine ungewöhnliche Frau beschieden sein. Das Schicksal versagt sie ihm nicht und führt sie ihm auf phantastische Weise zu.

Sarah, Sabbatais dritte Frau, stammt aus Polen. Wer ihre Eltern sind, weiß man nicht. Es steht nur fest, daß sie gestorben sind, als Sarah etwa sechs Jahre alt war. Von der Zeit an befindet Sarah sich in einem Kloster. Es ist wahrscheinlich, daß man sie als Findelkind aufgelesen hat, weil die Eltern in den

Pogromen umgekommen sind. Eine andere Fassung, die wohl auf Zweck abgestellt ist, sagt, man habe sie in das Kloster entführt, und die Eltern seien aus Gram über die vergeblichen Versuche, ihr Kind wieder zu bekommen, gestorben. So oder so: immer für das Leben eines Kindes ein gewaltsamer, eindrucksvoller und nachhaltiger Beginn; für ein jüdisches Kind aus dem Osten ganz besonders, weil es vom zartesten Alter an mit den lebendigen Eindrücken des Milieus und einer von allem Anfang an auf praktische Religiosität abgestimmten Erziehung förmlich imprägniert wird. Ein solches Kind wird plötzlich in ein polnisches Kloster gebracht und einer Atmosphäre ausgeliefert, die in Anziehung und Abstoßung gleich stark auf ein solches Gemüt wirken muß. Zehn Jahre, also bis in die Zeit ihrer vollen Reife hinein, bleibt Sarah unter Heiligenbildern, Kerzen, Weihrauch, Gesängen, Gebeten in der Zelle isoliert, oder in der verhängnisvollen Gemeinschaft mit andren Nonnen. Nach zehn Jahren ist ihr Wesen gestanzt, geprägt, für das ganze Leben mit einer seltenen Geradheit in Tugend und Laster festgelegt.

Eines Tages, wie die Juden des dem Kloster benachbarten Dorfes auf ihren Friedhof kommen, um einen Toten beizusetzen, finden sie auf den Gräbern ein sehr schönes junges Mädchen mit zerrissenen Kleidern, dem Aussehen nach eine Jüdin. Sie fragen erstaunt nach dem Woher und Wohin. Da erzählt Sarah von der Geschichte ihres Lebens, was sie davon bekennen will, oder so viel sie selbst davon begreifen kann. Vielleicht lügt sie. Vielleicht ist sie das Opfer des doppelten Angriffes der jüdischen so gut wie der katholischen Mystik. Es ist ihr, berichtet sie, vor zwei Nächten der Geist ihres Vaters erschienen.

Er konnte im Tode keine Ruhe finden, weil er seine Tochter mitten im Herzen eines anderen Glaubens wußte. Nun ist er da und weint und klagt. Was soll ich tun? hat das Mädchen ihn gefragt. Die Antwort: Fliehe aus dem Kloster. Geh' auf den nächsten jüdischen Friedhof und setzte Dich auf die Gräber. Nach zwei Tagen werden die Juden kommen, um einen Toten zu begraben. Die werden Dir weiter helfen, bis Du an Dein Ziel gekommen bist. – Welches Ziel? fragen die erstaunten Juden. Sarah schweigt darüber. Weiß vielleicht noch nichts von einem Ziel, oder will es als Geheimnis für sich behalten. Sie berichtet weiter: da ist sie noch in der gleichen Nacht aus den hochgelegenen Klosterfenstern in die Tiefe gesprungen. Ihr Vater hat ihr dabei geholfen, indem er ihren Leib hielt. Sie zeigt den Frauen Nägelspuren an ihrem Körper, die von den Händen ihres Vaters herrühren sollen. Die Frauen sehen und glauben. Und sie nehmen Sarah mit in das Dorf.

Das ist eine ängstliche und gefährliche Entdeckung, die sie da gemacht haben, denn dieses Mädchen, obgleich Jüdin von Geburt, steht doch im Eigentum eines anderen Glaubens, und das Kloster wird eines Tages sein Eigentum von ihnen zurückfordern können, wenn die Sache ruchbar wird. Darum wird ihre Anwesenheit mit dem größten Geheimnis umgeben. Man versteckt sie hier und dort. Inmitten all dieser Heimlichkeit hockt Sarah ruhig, nachdenklich und schön.

Nachforschungen ergeben, daß bei der Sprengung der Gemeinde, in der Sarahs Eltern wohnten, ein Bruder von ihr, Samuel, entflohen und nach Amsterdam verschlagen ist. Er lebt dort als Händler mit Tabak. Man beschließt Sarah dorthin zu bringen. Man ist

froh, den gefährlichen Besuch los zu werden. Unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln wird sie von Gemeinde zu Gemeinde geschafft, bis sie die deutsche Grenze passiert hat, immer Mittelpunkt von Interesse und Geheimnis. Es ist nicht zu ermitteln, wie lange diese Reise in unendlichen Etappen gedauert hat. Gerade über diese erste Zeit nach ihrer Freiheit schweigen die Berichte auffällig. Was von ihr in legendärer Form berichtet wird, bezieht sich alles auf ihre Vorgeschichte und auf die Umstände ihrer Auffindung. Bald ist sie von einem polnischen Edelmann geraubt worden, der sie zur Taufe bewegen wollte. Bald wächst sie in einer christlichen Familie auf, die sie zur Frau für ihren Sohn bestimmt. Beide Male erscheint nächtlich der Geist des Vaters und errettet sie. Eine religiöse Variante läßt bei ihrer Entdeckung auf dem Friedhof einen Zettel auf ihrer Kleidung sich vorfinden, auf dem die Worte stehen: Dieses wird die Frau des Messias sein.

An die spätere Zeit, wie gesagt, geht der dichtende Wille des Volkes nicht heran. Es scheint, als ob eine letzte Scham und ein letztes Zurückweichen vor dem Ungewöhnlichen dieser exzentrischen, erotisch eindeutigen, aber ungewöhnlich lebendigen Erscheinung den Drang, sich mit ihr zu beschäftigen, lahm gelegt habe. Sie müssen hier das Feld den Chronisten überlassen, insbesondere dem der sabbatianischen Bewegung feindlichen, der dieser an sich schon ungewöhnlichen und für ihre jüdischen Begriffe erschrekkenden Erscheinung voll Argwohn nachspürt. Sie stellen fest, daß Sarah in der Tat bei ihrem Bruder in Amsterdam gewesen ist. Hier, am Ziel ihrer abenteuerlichen Fahrt, nach der sie nun bei normalem Verlauf der Dinge in die Ruhe und Ordnung hätte

einkehren müssen, um vielleicht eines Tages von ihrem Bruder ausgestattet und an einen braven Juden verheiratet zu werden, entreißt sie sich endgültig einem solchen herkömmlichen Ablauf der Dinge. Mit ungewöhnlichen Ereignissen aufgewachsen, setzt sie ihr Leben jetzt mit ungewöhnlicher Begründung und ungewöhnlichen Mitteln fort. Sie erklärt: es wird in der Welt ein Messias erscheinen, diesem Messias bin ich zur Braut bestimmt. – Und durch nichts zu halten und zu bereden, macht sie sich auf zur Wanderung in die Welt, diesen Messias zu suchen.

Wir wissen nicht, nach welchem Plan sie gewandert ist. Man muß wohl verneinen, daß sie Nachrichten über Sabbatai Zewi und seinen Aufenthalt gehabt hat. Denn dann hätte sie sich vermutlich direkt nach dem Orient gewandt, um mit ihm zusammen zu treffen. Aber sie zieht von Amsterdam aus durch Holland, durch Deutschland, durch die Schweiz und bis nach Italien. Überall wirkt ihre Schönheit erregend, macht ihr Geschick und die Bestimmung, zu der sie sich berufen fühlt, die Menschen teilnehmend. Aber als habe sie schon jetzt Königliches zu verschenken, weicht sie vor der Erregung der Männer, die sie auslöst, um keinen Schritt zurück; nimmt auf, wer sie begehrt; gibt sich besinnungslos jedem hin, der darum bittet, kommt zu jedem Mann, der ihr ein Brieflein mit solcher Aufforderung in das Haus sendet. Zur Frau eines Heiligen bestimmt, lebt sie das Dasein einer Dirne, dabei in ihrer Sicherheit und der Beharrlichkeit, mit der sie das große Ziel verfolgt, völlig ungestört. Sie bleibt bei keinem Manne haften, geht mit nachtwandlerischem Instinkt von Ort zu Ort weiter, verachtet die, die sie beschimpfen, und erklärt denen, die sie um den sonderbaren Zwiespalt

zwischen Bestimmung und Lebensführung befragen: weil ich nicht heiraten darf, bis der Messias mich eines Tages nimmt, hat Gott mir die Befugnis gegeben, mein Blut zu beruhigen, wo ich kann und will. So wirkt sich in ihr und an ihr aus, was Eros und Religiosität in der Tiefe der Psyche an Gemeinsamkeit des Ursprungs haben. Von Amsterdam, Frankfurt, Mantua und Livorno liegen Berichte vor, die ihren Anspruch als Messiasbraut und ihren Lebenswandel darstellen. Gelehrte und Rabbiner begeben sich zu ihr, um diese seltsame Erscheinung zu prüfen, und es mutet wie Anklänge aus den Hexenprozessen des Mittelalters an, zu sehen, wie ihre Schönheit und sinnliche Eindringlichkeit ihnen Angst macht, und sie doch, in Zeit und Glauben befangen, ihr übernatürliche Fähigkeiten zuschreiben. Aber ungleich ihren mittelalterlichen Glaubensgegnern nehmen sie das Untergründige und Unfaßbare nicht zum Anlaß, einen Menschen auf die Folter zu spannen und aufs Rad zu legen. Jene fürchteten und haßten Eros und befreiten sich von der Beklemmung durch Totschlag. Diese scheuen Eros und weichen ihm aus, in dem sie seine Wirkungen zu sublimieren trachten. Jene hatten ein Dogma und hackten jedem die Beine ab, der sich in dieses Prokrustesbett nicht fügen wollten. Diese sind dogmenfrei und sind jedem religiösen Anruf verhängnisvoll geöffnet. So begreifen sie von diesem schillernden Wesen endlich nur, daß sie die Braut eines Messias sein will. Aber sie können ihr nicht helfen, da es noch keinen Messias gibt.

Zu dieser Zeit hält Pinheiro, Sabbatais getreuer Anhänger, sich in Livorno auf. Er versteht sofort die Zusammenhänge, die hier obwalten. Sabbatai befindet sich gerade in Kairo, um von Chelebi Geld für

Jerusalem zu erbitten. Er gibt ihm Nachricht mit allen Einzelheiten, die er erfahren kann. Und nun begibt sich etwas Seltsames: Sabbatai erklärt sogleich, daß dieses Mädchen ihm zur Frau vorbestimmt sei. Zwei Ehen hat er lösen müssen, weil es an der himmlischen Bestätigung mangelte. Aber dieses Mal ist kein Zweifel. Sarah ist ihm, und zwar ausdrücklich in seiner Eigenschaft als Messias, zur Frau bestimmt. Er verkündet das unter dem Jubel seiner Anhänger und der freudigen Zustimmung Chelebis, der sofort Boten und Begleiter nach Livorno entsendet, um Sarah nach Kairo zu holen.

Sie empfängt die Boten mit einem königlichen Gleichmut und folgt ihnen ohne weiteres. Erst an diesem verhältnismäßig ungefährlichen und romantischen Punkt setzen die Volkserzählungen wieder ein. Da lautet eine Variante: sie ist, ohne von der Existenz Sabbatais eine Ahnung zu haben, auf ihren Wanderungen bis nach Kairo gekommen und zu Chelebi. Sie hat ihm ihr Lebensschicksal berichtet, und seine Tafelrunde, der er davon Mitteilung macht, rät ihm, das Mädchen auszustatten und zu verheiraten. Er ist dazu bereit, aber Sarah sträubt sich. Sie erklärt: Der, den sie heiraten werde, befinde sich zur Stunde auf dem Meere in großer Lebensgefahr. Aber der Geist ihres Vaters werde ihm helfen. – Elf Tage später trifft Sabbatai Zewi ein, und seine Begleiter wissen wirklich von großen Gefahren der Fahrt zu berichten. Seeräuber haben das Schiff verfolgt, aber auf Sabbatais Gebet hin habe Gott sie über das Meer gestreut. – Eine andere Version: Sie erklärt Chelebi, sie müsse nach Jerusalem gehen, weil ihr Gatte sich dort befinde. Chelebi schickt sie mit einem zuverlässigen Führer dorthin. Wie sie kaum die Stadt be-

treten haben, kommt Sabbatai im Kreise von Anhängern daher. Sarah ruft: Dieser Weise ist mein Gatte. Sabbatai sieht sie an und antwortet: Dieses Mädchen ist meine Braut. –

In Kairo rüstet inzwischen Chelebi eine Hochzeit von einem wahrhaft orientalischen Pomp. Es wird schon kein Hehl mehr daraus gemacht, daß diese königlichen Zurüstungen dem Messias gelten. Seine Vermählung ist für den Kreis in Kairo der Augenblick, in dem sie seine Messianität offen vor der Welt bekennen wollen. Und Sabbatai sträubt sich nicht dagegen. Das Jahr 1665 ist angebrochen. Der Weg zum letzten Bekenntnis ist sehr kurz geworden. Wieder bietet ihm das Schicksal ein ungewöhnliches Zusammentreffen, und wieder nimmt er es in einer Art auf, die nach außen hin die Wirkung göttlicher Fügungen hat.

Sabbatai hat niemals eine Frau erwartet. Frauen spielen für sein Gefühls- und Vorstellungsleben keine Rolle. Seine seelischen und sinnlichen Bedürfnisse werden im Bezirk seiner Religiosität genügend befriedigt. Sein zweimaliges Ausweichen ist eindeutig. Er hat auch zu Sarah keinerlei erotische Beziehungen, weder vor noch in der Ehe. Eine Darstellung der späteren Ereignisse wird es beweisen. Ihn bewegt zu der spontanen Erklärung, dieses Mädchen sei ihm zur Braut bestimmt, weder ihre Schönheit noch ihr Schicksal noch ihr sinnliches Fluidum, sondern einzig ihre Erklärung, sie sei dem Messias zur Frau ausersehen. Also kalte Berechnung? Nein, sondern die Unfähigkeit, die Dinge noch anders zu sehen als in ihrer möglichen Beziehung zu sich selbst. Er ist längst der Sklave seiner Idee geworden. Was geschieht, geschieht für ihn, ohne daß es einer Nachprüfung be-

darf. Er trägt die Idee nicht: sie hat ihn unterjocht, und darum bleibt das Menschliche in ihm völlig brach und unberührt. Nicht eine Spur von Liebe ist in ihm zu dieser Frau. Sie ist die Königin, die ein Messias, ein königlicher Mensch, haben muß. Damit ist ihr Zweck und ihre Bedeutung für ihn erschöpft. Nicht einmal das berührt ihn, daß Sarah in der Folgezeit ganz offensichtlich zu einem Anziehungspunkt für junge Menschen wird, und daß sie, unter religiöser Verbrämung und mit antik anmutenden königlichen Gesten, insgeheim ihr früheres Leben mit den jungen Männern seines Kreises fortsetzt. Es besteht eben zwischen den Beiden, die sich da treffen, nicht der Schatten menschlicher Beziehungen. Beide sind die gläubigen Lügner ihres eigenen Geschickes. In der Besonderheit ihres äußeren und inneren Schicksals treffen sie sich und gehen sie für den Rest ihres Lebens nebeneinander her.

So ist die Hochzeit, die in Kairo gefeiert wird, nicht eine Vereinigung des Sabbatai und der Sarah, sondern des Messias mit seiner Königin. Bescheidene Versuche wagen sich an ihn heran, die ihm die Bedeutung ihres Vorlebens erkenntlich machen wollen. Wäre er als Mensch beteiligt gewesen, hätte er sagen müssen, daß für ihn die Frau seiner Wahl rein und ohne Vergangenheit sei. Da er nur als Träger einer Idee beteiligt ist, antwortet er: »Auch dem Propheten Hosea hat Gott befohlen, eine Dirne zur Frau zu nehmen.« Er will hier ein großartiges, prophetisches Symbol materialisieren. Aber da er es in der Wirklichkeit nicht leben und gestalten kann, degradiert diese Antwort diese Frau nur zum anderen Male. Aber er spürt nichts davon. Ihm genügt das Bewußtsein, daß die vorbestimmten Ereignisse ihn ein ent-

scheidendes Stück weiter dem Ziele zu getragen haben. So kehrt er nach Jerusalem zurück. Sein Weg führt wieder über Gaza. Dort wartet Nathan, der Auslöser seines Schicksals.

SIEBENTES KAPITEL

POSAUNEN

NATHAN GHAZATI HAT DEN ZUSAMMENHANG MIT Sabbatai Zewi nicht verloren, weder den inneren noch den äußeren. Er hat das Schweigegebot jener ersten Begegnung richtig verstanden, aber befolgen kann er es nur so lange, wie das Glühende in ihm nicht übermächtig wird und einen Ausdruck sich erzwingt. Unleugbar tragen die äußeren Geschehnisse der letzten Zeit dazu bei, seine übergroße Bereitschaft in Visionen und Verkündigungen ausbrechen zu lassen. Seine Umgebung ahnt schon, daß es zu einem Ausbruch kommen werde, denn er hat seit einiger Zeit das Lernen in den Schriften eingestellt.

Am 25. Elul 5425, an einem Sabbath im Spätsommer des Jahres 1665, kommt endlich eine große Vision über Nathan Ghazati. Er sieht das Licht, das zur Stunde der Erschaffung der Welt geleuchtet hat. Wie in den Gesichten des Jecheskel brennen feurige Schriften am Himmelsgewölbe auf. Er kann sie Wort für Wort lesen. »So sprach Gott: Euer Erlöser kommt, Sabbatai Zewi!« Und dann sieht er den Messias selbst, über den Himmel schreitend, angezogen wie ein Engel. Endlich und zu allem dröhnt aus den unfaßbaren Höhen herunter eine Stimme, die nicht von dieser Welt ist: »Von nun an in einem Jahre und einigen Monden wird offenbar werden und werdet Ihr erschauen das Reich des Messias, der aus dem Hause David kommt.«

Nach diesem Vorgang finden die Freunde ihn wie einen Rasenden, Schaum vor dem Munde. Wie er die Fassung wieder erlangt hat, steht das Gesehene und Gehörte mit unverminderter Deutlichkeit vor ihm. Er wiederholt es ihnen. Er predigt es eindringlich. Er schwört ihnen bei der lebendigen Welt,

daß jedes Wort lautere Wahrheit sei. Er verrät ihnen, indem er wieder auf die Handschrift des Jachini anspielt, daß er die gleiche Verkündigung in einem alten Dokument aus dem Jahre 5386, also eben dem Geburtsjahre Sabbatais, gelesen habe. Er tritt aus der unverpflichtenden Sphäre des hellsichtigen Menschen heraus in die helle Öffentlichkeit und in das verpflichtende Amt dessen, der aufgerufen ist: des Propheten.

Und in diesem Amt ist er beharrlicher und treuer als der, den er ankündigt.

Sogleich beginnt er seine Tätigkeit. Er verfaßt ein Sendschreiben, an keinen bestimmten Empfänger gerichtet, schlechthin für die »Brüder in Israel« bestimmt, eines, das mit zauberhafter Schnelligkeit und in einer Unzahl von Abschriften seinen Weg durch die ganze jüdische Welt findet und nach wenigen Wochen schon in Saloniki, in Konstantinopel, in Venedig, Livorno, Amsterdam, Hamburg, Frankfurt, Paris, London, Posen und Lemberg gelesen wird und wie ein Posaunenstoß in den Schlummer der Erwartung dringt:

»Kund sei euch, Brüder in Israel, daß unser Messias in der Stadt Ismir zur Welt gekommen ist und den Namen Sabbatai Zewi führt. Bald wird er sein Reich allen offenbaren. Er wird die Königskrone dem türkischen Sultan vom Haupt nehmen und sie sich auf sein eigenes Haupt setzen. Gleich einem kanaanitischen Sklaven wird der Türkenkönig hinter ihm her schreiten müssen, denn sein, des Sabbatai, ist die Macht. Dann aber, nach neun Monaten, wird unser Messias den Augen Israels entschwinden, und niemand wird sagen können, ob er noch am Leben oder tot sei. Aber er wird jenseits des Stromes Sab-



Die Grossen Ertz Betrieger.
Der Falsche Messias
IACOB NAYLOR
König der Quacker.
Im 1657 Jahr.
Der Falsche Messias
SABATAI-SEVI
König der Juden.
Im 1666 Jahr.
MONARCHIA
NOVA
So siehet NAYLOR aus in seiner rechten Tracht,
Die ihn in Occident zum Quacker König macht,
Und dis ist SABATAI den in den Orient
Die gantze Judenschafft MESSIAS hat genennt.

bation ziehen, den, wie man weiß, noch kein Sterblicher überschritten hat. Dort wird er sich mit der Tochter Mosis vermählen, und von dort aus wird unser Messias mit Meister Moses und allen verschollenen Juden hoch zu Roß nach Jerusalem ziehen. Er reitet auf einem Drachen und zügelt ihn mit einem Zaum, der aus einer siebenköpfigen Schlange besteht. Auf diesem Zuge werden ihn die Feinde Israels, Gog und Magog, mit einem mächtigen Heere überfallen. Aber nicht mit gewöhnlichen Waffen wird der Messias seine Feinde besiegen. Seines Mundes Hauch wird hinreichen, sie niederzustürzen, und sein Wort allein wird sie vollends vernichten. Nach seinem Einzug in Jerusalem wird Gott vom Himmel einen Tempel von Gold und Edelsteinen herabgleiten lassen, in deren Glanz die ganze Stadt erstrahlen wird. In ihm wird der Messias als Hoher Priester opfern. Alsdann werden die Toten der ganzen Welt aus ihren Gräbern aufstehen. Ich eile, dieses alles euch bekannt zu machen.«

In dieser Prophetie sind weltlicher und religiöser Messianismus eine Synthese eingegangen. Das entsprach völlig der Einstellung der Zeit. Es ist aber auch kennzeichnend, daß das an Leiden gewöhnte Bewußtsein der Juden automatisch eine Verzögerung der Erlösung einschaltet. Ohne einen letzten Hieb, ohne ein letztes und nochmaliges und endgültiges Unheil scheint ihnen ihre Befreiung nicht mehr denkbar. Das zu betonen, kann Nathan sich nicht genug tun. Es ist noch ein ausführliches Schreiben übermittelt, das der Prophet an Chelebi in Kairo gerichtet hat. Auch ihm teilt er in den gleichen Ausdrücken wie in dem ersten Sendschreiben mit, daß und wie die Erlösung der Welt sich vollziehen werde. Bei

Sabbatais nochmaliger Vermählung jenseits des Sabbation verweilt er etwas ausführlicher. Moses, der von den Toten auferstanden ist, hat eine Tochter, Rebekka, ein Mädchen von vierzehn Jahren. Die hat Gott dem Messias als die wahre Braut zugewiesen. Er wird sie heiraten, und Sarah, die man jetzt Königin nennt, wird die Sklavin der Tochter Mosis sein. Das ist das einzige Mal, daß er Sarah in seinen Manifesten und Mitteilungen je erwähnt, und es hat den Anschein, als habe er einen Widerstand gegen sie nie überwinden können.

Dann stellt er Chelebi vor, wie unendlich viel der Messias schon gelitten habe. »... und darum sind alle Juden in seine Hand gegeben, damit er mit ihnen nach seinem Willen tue. Die er verurteilen will, verurteilt er, und die er erheben will, erhebt er. In einem Jahre und einigen Monaten wird er dem türkischen Kaiser das Reich nehmen, ohne irgend welchen Krieg, allein durch das Singen von Liedern und Lobgesängen. Er wird den Türken überall mit hin über die Erde nehmen, wo er gewinnt oder erobert. Diese Könige sollen alle Sklaven des Sultans werden, aber der Sultan allein *sein* Sklave. Da soll auch kein Blutvergießen unter den Christen stattfinden, ausgenommen in Deutschland.« Aber auch damit ist die Erlösung noch nicht geschehen. Sondern es werden noch vier bis fünf Jahre darüber vergehen. Dann erst geht Sabbatai über den mystischen Fluß. Die Herrschaft der nunmehr gebesserten Welt übergibt er dem Großtürken und befiehlt ihm, die Juden in ihrem Besitz zu belassen. Aber nach drei Monaten steht der Sultan gegen die Juden auf, von seinen Ratgebern angestiftet. Da wird die Not groß. In der ganzen Welt gibt es dann viel Unglück. Nur die Stadt Gaza

wird eine Ausnahme machen. Die ist der Beginn seines Königreiches. Diese Stadt liebt Sabbatai so, wie David die Stadt Hebron geliebt hat. Gegen das Ende dieser Zeit geschehen dann die Wunder, von denen im Sohar geschrieben steht. Dann werden alle erlöst, die noch unter dem Joch sind. Dann werden auch diejenigen wieder auferstehen, die sich um das heilige Land besondere Verdienste erworben haben. Aber vierzig Jahre darauf erfolgt dann die allgemeine Auferstehung der Toten.

Die Ausführlichkeit dieses Schreibens, das ebenfalls in zahllosen Vervielfältigungen seinen Weg durch die Welt macht, ist aus einem doppelten Zweck gerechtfertigt. Nach der ersten, spontanen Äußerung ist für die Verbreitung und Verdeutlichung des Kommenden eine Erläuterung, gleichsam ein Kommentar notwendig. Dann aber auch ist dieser Brief eine Antwort Nathans auf eine Anfrage Chelebis, was es mit den Dingen auf sich habe, die man von Sabbatai und seinem Betragen in Jerusalem hört. Und das sind allerdings für einen Juden sonderbare und erschrekkende Vorgänge.

Sabbatai ist mit seiner Königin in Jerusalem eingezogen, läßt sich als Erretter der heiligen Stadt bejubeln, nimmt die öffentliche Verkündigung Nathans mit gelassener Selbstverständlichkeit zur Kenntnis und sträubt sich nicht dagegen, wenn seine Anhänger und die Armen, die zu ihm als dem befreienden Menschen und Sendboten halten, ihn bei seinem öffentlichen Auftreten als König und Messias ausrufen. Er ist schon sehr selbstherrlich geworden. Chelebi hat ihm viertausend Taler für die Armen der Stadt mitgegeben, und die Rabbiner machen Anspruch darauf, sie selbst und nach dem gewohnten Schlüssel zu ver-

teilen. Sabbatai kümmert sich um diesen Anspruch nicht. Er verteilt die Gelder so, wie er es für richtig hält, und es versteht sich, daß er dabei in erster Linie seine Anhänger und Freunde bedenkt. Die Rabbiner geraten in einen Paroxismus der Wut und drohen ihm den Bann an. Sabbatai ist aber heute schon so weit, das solche Drohungen ihn nicht mehr berühren. Er tut, was er will, und seine Freunde, einschließlich Chelebi, weisen ihm das selbstverständliche Recht zu einem solchen Verhalten zu. Aber etwas anderes bedrückt und verstört sie: Sabbatai, dieses Vorbild an Frömmigkeit, beginnt das Gesetz zu verletzen, zu mißachten. Er tut so, als ständen die Regeln und Vorschriften nicht seit mehr als tausend Jahren heilig und unverrückbar fest. Für ihn gibt es keine Gebetszeiten mehr und keine Gebetsordnung. Er betet, was er will und wann er will. Für ihn gibt es keine Vorschriften über das Tragen von Kleidung und über Feiertage und keine Speisegesetze mehr. Und das ist ein so ungeheuerliches Verbrechen, daß sie es nicht begreifen.

Sie sind geneigt, zu glauben, daß eine solche Blasphemie nicht in seinem Gehirn und in seinem Willen entstanden ist. Da ist plötzlich ein Mann neben Sabbatai Zewi aufgetaucht, einer, von dem man nicht weiß, woher er gekommen ist, und was er will: Samuel Primo. Der Messias bezeichnet ihn als seinen Sekretär, und er nennt sich ebenso. Aber das ist nur die Verkleidung einer auffälligen Beziehung von Herrschaft und Abhängigkeit. Sabbatai tut nichts mehr ohne seinen Sekretär Primo. Nicht, daß er ihn befragt und seinem Rat folgt; sondern so: Primo denkt etwas, Primo bringt etwas zum Ausdruck, und Sabbatai tut es in der Öffentlichkeit. Was Sabbatai denkt

und verkündet, verläßt den engen Umkreis und wird der Mitwelt zugänglich erst in dem Augenblick, in dem Primo solche Verkündigung nach seinem freien Willen und Entschluß in Worte gekleidet hat. Nur noch die ganz spontane Äußerung von Mensch zu Mensch ist Sabbatai freigegeben. Alles andere unterliegt der Redaktion und der Korrektur durch Primo. Dabei drängt er sich nie in den Vordergrund, und selbst wenn er den Messias wie eine Marionette an ihren Fäden bewegt und lenkt, bleibt er schweigsam im Dunkel der Kulissen verborgen.

In dieser Rolle ist Primo geblieben, so lange Sabbatai selbst in seiner Rolle als Messias blieb. Er hat viel besser als sein Herr gewußt, was für die Begründung und die Existenz eines Messias nötig sei. Er hat die schwachen Punkte in seiner Begründung und Lebensführung gesehen und sie versteckt oder überdeckt. Er hat immer neue Manifestationen erfunden, die das Verhalten des Messias rechtfertigten. Er hat den richtigen Instinkt dafür, daß ein ungewöhnlicher Mensch ein Anrecht auf ungewöhnliches Verhalten habe, und daß die Massen, die ihm glauben sollen, selbst vom Befremdlichen stärker ergriffen werden als vom Herkömmlichen und Vulgären. Er glaubt an den Messias, aber er hält ihn für schwach. Er dient der Idee, indem er sich zum Diener des Ideenträgers macht. Und in dieser Eigenschaft muß er ihn notwendig unterjochen.

Primo hat als erster den Mut, die Folgerungen aus den Ereignissen zu ziehen. Während Sabbatai nur auf sich und seine eigene Wirkung bedacht ist, begreift Primo, daß jetzt das religiöse Judentum an einem entscheidenden Wendepunkte steht, und daß im religiösen Bezirk mit der Wirkung eingesetzt wer-

den muß. Er sieht ein, daß das gesamte rabbinische Judentum in seiner Entwicklung und in seiner jetzt gewordenen Gestalt nur ein Notprodukt ist, dessen wirksamste Bedingung Diaspora heißt. Alles, was geboten und verboten ist, hat nur darin seine zeitliche Bedeutung. Es stammt nicht von Gott. Die Menschen haben nur ein kompliziertes System von Verteidigungsstellungen um das göttliche Gesetz errichtet, damit es ihnen, fern von ihrem Lande, ihrem Tempel, ihrer Tradition im eigenen Volkstum und unter art- und glaubensfremde Völker versetzt, nicht völlig verloren gehe. Er begreift auch wohl, daß die Entwicklung an einem gefährlichen Punkt der Kompliziertheit und der ewig unfruchtbaren Haarspalterei angelangt ist. Um so mehr Grund, mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß jetzt, mit dem Einbrechen der messianischen Zeit, ein grundsätzlicher Wandel eintreten müsse. Es geht heimwärts! Das Gesetz der Diaspora ist für die Fremde geschaffen. Es muß eingerissen werden. Viele Tausende werden nicht sogleich begreifen, was es heißt: der Messias ist gekommen. Aber sie werden es verstehen, wenn man das religiöse, das kultische, das orthodoxe Gesetz niederreißt, mit dem sie von Sonnenaufgang bis in die Nacht hinein Zeit ihres Lebens verkettet waren.

Ein Messias muß es auf diese Belastungsprobe ankommen lassen. Primo kann sein Verhalten auch jederzeit decken durch die Anschauungen, die im Sohar verankert sind: wenn der Messias die Olam ha-Tikkun, die Welt der Ordnung heraufbringt, dann verliert in dieser neuen Welt alles an Bedeutung, was es bisher im Judentum an Gesetzen über Erlaubtes und Verbotenes gegeben hat. Dann wird auch der

große Ritualkodex der Juden, der Schulchan Aruch (der gedeckte Tisch), seine verbindliche Kraft einbüßen. Also sündigt der Messias nicht, wenn er die Gebote mißachtet. Er beweist eben gerade dadurch, daß er der Messias ist. Er beginnt mit der neuen Ordnung, die seines Amtes ist. Irgendwo im Unendlichen sitzt der »Heilige Alte«, der »Alte der Tage«, den man früher einmal unzureichend »Gott« genannt hat. Er, dessen Weltplan in seiner Intention vollkommen war, und der doch an der Unreinheit der Materie zur Unvollkommenheit herabgesunken ist, hat jetzt aus sich, aus seinem heiligen Schoße den Messias als neue göttliche Person entlassen, den Malka Kadischa, den »heiligen König«, den wahren und vollendeten Urmenschen der neuen Welt, Adam Kadmon. Ihm hat er Kraft und Auftrag gegeben, endlich die letzte Ordnung in die Welt zu bringen, alles Böse und alle Sünde aufzuheben, alle gefallenen Geister zu beschwören, den Weg wieder freizumachen für das Einströmen göttlicher Gnade auf die Erde. Das tut der Messias. Er sündigt nicht.

Es ist auch für Sabbatais Anhänger nicht schwer, das zu begreifen, und es ist doch qualvoll und mühsam, von einem Tage zum anderen die Dinge aus dem Alltag zu verbannen, mit denen sie in übermäßiger Verbundenheit gelebt haben. Darum ist es Primos und auch Nathans Aufgabe, immer tiefer die Voraussetzung für die Aufhebung des Gesetzes, eben den Anbruch der messianischen Zeit, zu beweisen. Dieses gelingt ihnen weit besser in der Nähe als in der Ferne. In Jerusalem ist die Meinung über Sabbatai und sein Auftreten durchaus geteilt. Verargt man ihm von seiten der Rabbiner schon sehr die eigenmächtige Verteilung der Spenden, so erregt Na-

thans Sendschreiben vollends Verärgerung und unliebsames Aufsehen. Die Gemeinde Jerusalem befindet sich da, wie man erkennen muß, in einer peinlichen Lage. Es herrscht dort ein türkischer Gouverneur, der es sich scheinbar zur Aufgabe gesetzt hat, zwar die Juden nicht zu lieben, aber doch von den Spenden, die aus der ganzen Judenheit hier zusammenströmen, seinen gerüttelten Anteil in Form von Steuern, Kontributionen und willkürlichen Strafen in Anspruch zu nehmen. Die Bekanntgabe von Nathans Sendschreiben und die tumultartigen Szenen, die daraufhin im jüdischen Viertel entstehen, vielleicht auch die Nachricht, daß Sabbatai viel Geld aus Kairo mitgebracht hat, sind ihm ein willkommener Anlaß zum Einschreiten. Daß Sabbatai den Sultan entthronen will, veranlaßt ihn nicht etwa, sich mit diesem Rebellen zu befassen, oder auch nur nach Konstantinopel zu berichten, sondern lediglich zu einer erheblichen Anforderung von Strafgeldern von den Juden.

Mit einigem Recht sehen sie in Sabbatai den Urheber dieser neuen Bedrückung, und sie fordern ihn unter Androhung des Bannes auf, die Stadt sofort zu verlassen. An der Spitze seiner Gegner steht der Rabbi Jakob Chagis, und seine Gegnerschaft mag noch dadurch verschärft worden sein, daß er in seiner nächsten Verwandtschaft eine glühende Begeisterung für Sabbatai feststellen muß.

Ob der Bann wirklich ausgesprochen worden ist, steht nicht fest. So oder so hatte Sabbatai ihn auch nicht mehr zu fürchten. Er ist jetzt zum ersten Male völlig frei in seinen Entschlüssen. Wenigstens scheint es nach außen so, während im Innenverhältnis immer mit Primos Einfluß gerechnet werden muß. Nicht die

Furcht vor dem Bann, sondern der Wille, jetzt die Entscheidung herbeizuführen, sind für die Abreise von Jerusalem entscheidend. Sie erfolgt auch nicht, wie früher jeder Ortswechsel erfolgt ist: als Flucht. Es werden vielmehr große Vorbereitungen getroffen. Vor allem werden zwei Sendboten auserwählt, die in die Welt ziehen und die Kunde von Sabbatais Messianität verbreiten sollen: Sabbatai Raphael und Matthatia Bloch. Der eine wird nach Europa beordert, der andere nach Ägypten. Bloch bekommt später zum Lohn für seine Dienste eine Krone.
Sodann wird ein pompöser Reisezug zusammengestellt. Das Rabbinat Jerusalem versucht noch einmal, erregt durch diese gelassenen und weitschweifigen Vorbereitungen, seinem Gegner einen Hieb zu versetzen. Es erstattet gegen Sabbatai wegen Gesetzesverletzung und Gotteslästerung Anzeige bei dem Rabbinat in Konstantinopel, und muß es wohl in so eindringlicher Form getan haben, daß Konstantinopel sich veranlaßt sah, in einer Urkunde, die 25 Unterschriften trägt, den Chacham Baschi Jomtof ben Jaser an der Spitze, an die Gemeinde in Ismir Anweisung zu geben, Sabbatai auf irgendeine Weise unschädlich zu machen, falls er dorthin kommen sollte.
Sabbatai erfährt es, aber er kümmert sich nicht darum. Dagegen tritt Nathan, ein erzürnter Prophet, auf den Plan. Er richtet ein empörtes Schreiben an die Gemeinde Jerusalem und verkündet ihr, daß zur Strafe für dieses Verhalten gegen den Messias fortan nicht mehr Jerusalem, sondern Gaza die dem Messias wichtige Stadt sein werde. Der weitere Verlauf der Dinge hat dieser Drohung immerhin eine solche Eindringlichkeit gegeben, daß die Gemeinde Jerusalem bald darauf eine Abordnung zu Sabbatai nach Ismir

schickte, um sich wegen ihres Verhaltens zu entschuldigen.
Sabbatai gibt jetzt das Ziel seiner Reise bekannt: Ismir! Es zieht ihn immer wieder nach der Stadt seiner Geburt und seines ersten Werdens. Es ist, als müßte sein Wirkungswille sich gerade dort durchsetzen, wo er den ersten leidenschaftlichen Anlauf genommen hat und gescheitert ist. Dabei kann diese Stadt politisch für ihn nichts bedeuten. Da sein Auftreten nun einmal im Orient erfolgt, müßte es in das historische Zentrum von Jerusalem oder das faktische von Konstantinopel verlegt werden. Aber in beiden Orten ist er mißliebig. Ismir hat ihn zwar gebannt, aber er darf dort mit der alten Anhängerschaft rechnen. Er kann damit rechnen, daß ein besonderer Stolz die Menschen erfüllen wird, daß gerade ein Sohn ihrer Stadt zum Messias ausersehen ist. Auch ist Ismir als neuer Mittelpunkt der Handelswege der Verbreitung von Nachrichten besonders günstig. Und wie belanglos und vergessen der gegen ihn verhängte Bann geworden ist, hat er vor Jahren schon bei seiner stillschweigenden ersten Rückkehr feststellen können. Nathan tut das seinige, ihm den Weg dorthin leicht zu machen und den Einwohnern von Ismir durch das Verhalten andrer Orte ein gutes Beispiel zu geben. Die Reise Sabbatais führt über Aleppo. Dorthin schreibt der Prophet einen warnenden Brief und ermahnt die Einwohner, den Messias gut aufzunehmen und nicht dem Vorbild Jerusalems zu folgen, damit sie nicht das Schicksal von Jerusalem teilen müßten. Nathan betrachtet nämlich die Strafe, die der Gouverneur der Gemeinde auferlegt hat, als Folge der schlechten Behandlung, die sie Sabbatai zugefügt hat. »Denkt daran, daß die Zeit nahe ist!«

beschwört er die Menschen. Und er hat Erfolg. Er spricht nicht nur zu glaubensbereiten Juden, sondern auch zu Orientalen. Es darf bei allen diesen Vorgängen nicht vergessen werden, daß zwei Umstände die Glaubwürdigkeit aller Nachrichten erheblich vermehren: im Orient die leichte, phantasiebegabte Empfänglichkeit der Menschen, im Abendland der Reiz der Entfernung und der Respekt vor dem geschriebenen Wort.

Sabbatai findet in Aleppo einen begeisterten Empfang. Er ist, obgleich er sich noch nicht offenbart hat, für sie schlechthin der Messias. Sie taumeln vor Freude. Es berauscht sie die Ehre, daß der Messias bei ihnen Rast macht. Sie schreiben an die Gemeinde Konstantinopel einen überschwenglichen Brief: der Messias sei bei ihnen. Jetzt werde Gott erfüllen, was er durch seine Propheten verheißen habe. Sie hätten sich nicht nur auf das verlassen, was Nathan ihnen berichtet habe, sondern mit eigenen Augen gesehen, daß täglich um diesen Menschen Zeichen und Wunder geschähen. Schon begibt sich bei ihnen das, was für die ganze Folgezeit eine erregende Begleiterscheinung von Sabbatais Auftreten wird: daß Menschen in Krämpfen und Zuckungen zu Boden fallen und von dem Erscheinen des Messias und seiner Erwähltheit stammelnde Kunde geben.

Sie bitten ihn eindringlich, doch einige Zeit, wenn auch nur zwei Monate, bei ihnen zu bleiben. Er kann sich nicht dazu entschließen. Gerade dieser Empfang hat ihm die Möglichkeiten des Augenblicks gezeigt. Er muß sie ausnutzen. Zu allem drängt die Zeit. Es ist Spätherbst des Jahres 1665. Bis zum neuen Jahre sind es nur noch wenige Wochen. Da darf nichts versäumt werden. Er muß sie abschlägig

bescheiden. Daß sie ihm aber eine Ehreneskorte bis Ismir stellen wollen, nimmt er dankbar entgegen. Während der ganzen Reise geht Sabbatai in einen großen weißen Gebetsmantel eingehüllt. Seine Begleiter aus Aleppo, die Gegend und Sitten kennen, wollen ihn bereden, den Mantel abzulegen, da man an ihm den Reisezug schon von weitem als einen jüdischen erkennen und damit Räuber anlocken könne. Denn hier in der Gegend gelten die Juden als reich und werden mit Vorliebe ausgeplündert. Aber Sabbatai erklärt, er müsse so gehen. Das sei göttlicher Befehl. Wie die Leute der Eskorte nach Aleppo zurückkommen, sind sie von den Aufregungen der Fahrt und der Pracht des ganzen Aufzuges völlig überwältigt. Sie haben es alle gesehen und berichten es übereinstimmend, daß nachts eine Legion von Menschen den Zug von beiden Seiten begleitet hat, die dann, wenn es Morgen wurde, nicht mehr zu sehen waren. Sie berichten das auch getreulich nach Konstantinopel. Sie ziehen außerdem aus der Tatsache, daß nunmehr die erlösende Zeit angebrochen ist, die selbstverständliche Folgerung. Sie lassen Handel und Handwerk ruhen. Die Wohlhabenden bilden einen Fonds für die Armen, damit sie nicht mehr zu arbeiten brauchen und sich in frommer Zurückgezogenheit auf die heilige Zeit innerlich vorbereiten können.

Die widersprechenden Berichte, die von Jerusalem und Aleppo nach Konstantinopel gelangen, erzeugen dort eine unbeschreibliche Aufregung. Das schlechte Gewissen regt sich. Sabbatai, das ist doch der junge Gelehrte aus Ismir, den die Rabbiner hier einmal durch einen Schulmeister haben verprügeln lassen. Und der zieht jetzt als Messias durch das Land? Jachini rührt sich und schafft durch seine Predigten

bald eine kompakte Anhängerschaft. Zwischen ihnen und ihren Gegnern erheben sich wilde Dispute, genährt von Berichten, deren Herkunft nicht feststellbar ist. Freunde und Feinde vernachlässigen ihre Geschäfte und disputieren, reden aufeinander ein, beschimpfen sich, schlagen sich. Es wird so unruhig im Judenquartier, daß die Rabbiner die Angst überfällt. Sie haben keine Neigung, das Schicksal von Jerusalem zu teilen.

Sie befürchten, daß, wenn Jerusalem nur mit Geld gestraft worden ist, ihnen, so nahe der Residenz des Sultans in Adrianopel, die Strafe an Leib und Leben gehen könnte. Darum verbieten sie mit schweren Androhungen jeden Disput über Sabbatai und den Messianismus.

Das nützt nichts. Solche Leidenschaften lassen sich nicht einfach verbieten. Es geht hier ja nicht um theoretische Konflikte, etwa um die Frage, ob man sich für den Sabbath die Nägel erst am Freitag oder schon am Donnerstag schneiden soll, sondern es geht tatsächlich um den Kern ihrer inneren und äußeren Existenz. Da bestreiten die Gegner heftig, daß die Vorzeichen, die für das Kommen des Messias in dem Schrifttum angegeben sind, schon eingetroffen seien. Da muß zunächst einmal der Messias aus dem Stamme Benjamin gekommen sein. Wo ist er? Es muß, wie Maleachi prophezeit hat, der Tempel wiederhergestellt sein. Der Tempel ist Schutt, soweit er nicht türkische Moschee ist. Auch die äußeren Voraussetzungen in der Person des Messias stimmen nicht, von den inneren ganz zu schweigen. Er muß aus dem Stamme David sein. Dafür liegt bis jetzt kein Beweis vor. Er muß, wie aus dem Propheten Micha abzuleiten ist, in Bethlehem geboren sein. Auch Kimchi

und Raschi bestätigen das. Unwiderlegbar ist er in Ismir geboren. In keiner Schrift ist gesagt, daß der Messias Sabbatai Zewi heißen solle. Hundert andere Namen trägt er: Fürst der Welt, Fürst des Angesichts, Hüter Israels und so fort. Er soll auch der Schönste unter den Menschen sein in Ansehung seiner Gerechtigkeit. Aber er hat in Jerusalem nicht einmal den Armen gerecht ausgeteilt. Er soll, wie Jesaja sagt, klüger als Salomo und größer als Moses sein. Nicht mit einer einzigen Schrift kann er seine Klugheit belegen. Hat er – gewichtiges Argument – überhaupt je eine Zeile geschrieben? Und welche Taten kann er aufweisen, die ihn größer als Moses machen? Die Massenhaftigkeit und Gewichtigkeit dieser Argumente verfängt nicht gegenüber Menschen, die das stärkste und unwiderlegbarste Argument besitzen: die Bereitwilligkeit zum Glauben. Was Jeremias und was Jesaja über den Messias sagen, gilt schlechthin von diesem Messias Sabbatai. Sie begreifen, was Ezechiel sagt, als jetzt und für diesen Messias gültig: »Ich werde sein wie ein guter Hirte. Ich werde meine Lämmer in allen Ländern sammeln, wo sie zerstreut sind. Ich werde sie wieder in ihr Land bringen, und ich werde ihnen einen Hirten geben, der mein Knecht David sein wird.« Und was sie mit dem Gehirn nicht beweisen können, beweisen sie mit Dingen und Erscheinungen aus der Zeit. Ein Komet ist am Himmel aufgetaucht. Was kann er anders bedeuten als den Beginn der Zeit? Unter ihnen sind Menschen, die Erscheinungen gehabt haben. Sie haben Sabbatai erblickt, mit der dreifachen Krone als Messias, als König und als Besieger aller Völker der Welt. Will einer behaupten, das wäre Lüge und nicht innere Wahrheit? Und wenn es noch eines Beweises bedarf,

so diese Nachricht aus Aleppo: in der Synagoge zu Aleppo ist der Prophet Elias erschienen, in einem weißen Gewande und mit einem Gürtel aus schwarzem Leder. Das bedeutet, daß der Messias erschienen ist. – Nein, sagen die Gegner. Die Nachricht aus Aleppo mag richtig sein, aber sie bedeutet nur, daß »der große und schreckliche Tag des Herrn« kommen wird.

Diese Dispute werden genährt durch unablässig neue Briefe, die in Konstantinopel ankommen und von Hand zu Hand gehen. Es sind endlich deren so viele, und sie sind in ihrem Inhalt teils von so skrupelloser Absurdität, daß die Rabbiner auf den Gedanken kommen, es möchten irgendwo Menschen sitzen, die solche Briefe aus ideellen oder gar gewinnsüchtigen Absichten herstellen. Sie forschen nach und stoßen tatsächlich auf eine ganze Fälscherwerkstatt, die sich die Industrialisierung des Wunderglaubens zur Aufgabe gemacht hat. Sie belegen die Fälscher mit empfindlichen Strafen. Aber Wirkung erzielen sie damit nicht. Was die Dispute für einen Augenblick verstummen und selbst die Gegner beklommen den Atem anhalten läßt, ist vielmehr die Nachricht: Sabbatai Zewi ist in Ismir eingetroffen, und die Stadt bebt vor dem Übermaß an Freude!

ACHTES KAPITEL

TUMULT

—

EINE ZEIT IST FÜR DAS ERLEBNIS REIF, WENN SIE den Mut hat, für eine Sekunde die klägliche Kontrolle des Gehirns auszuschalten und sich auf die Notwendigkeiten des Herzens zu verlassen. Es ist für den Wert des Erlebens nicht entscheidend, ob es vor der Vernunft bestehen kann. Vernunft ist Fessel, Erlebnis ist Befreiung; und selbst wenn es böse ausgeht, liegt in dem, was es eigentlich darstellt: Antwort auf einen Anruf, der entscheidende Gewinn. Vernunft ist Monolog des Individuums. Erlebnis ist Zwiesprache der Kreatur mit Gott.

Sabbatai Zewi hat selbst fast nichts dazu getan, die Bereitschaft dieser Zeit herbeizuführen. Soweit sie nicht Allgemeingut war, haben andere das Entscheidende getan. Er selbst verfügte nur über den untrüglichen Instinkt, wo er auftreten und ernten könnte. Solche nachspürende Erwägung brachte ihn auf den Weg nach Ismir. In dieser Stadt ist eine viel größere Bereitschaft, als er je hat erwarten können. Das hat er vor allem seinen Brüdern zu danken. Sie sind durch ihre kaufmännische Tätigkeit reiche Leute geworden, und sie verwenden ihren Reichtum großzügig im Interesse ihres Bruders. Sie verteilen mit vollen Händen Geld an die Armen und die kleinen Leute, die Arbeiter, Fischer und Handwerker. Sie geben es zu dem frommen Zweck, damit diese Menschen in Ruhe und ohne Not sich auf die neue Zeit vorbereiten können. Im Ergebnis wirkt es wie ein Stimmenkauf für den Messias. Vielleicht handeln sie ganz bewußt und aus politischen Motiven, weil es ihnen wichtig ist, von allem Anfang an eine so starke Anhängerschaft für ihren Bruder bereitzustellen, daß schon sein erstes Auftreten von keiner Gegnerschaft

mehr gefährdet werden kann. Zwar ist in Ismir der Bann gegen Sabbatai längst vergessen, aber hier, wie in Jerusalem und in Konstantinopel, ist die Teilnahme auf Seiten des Volkes und der Widerstand auf Seiten der Gelehrten. So wie es überall auf der Welt ist.

Für Ismir ist in diesem Augenblick entscheidend, daß die Gelehrten zwar gegen Sabbatai sind, daß sie aber keine Autorität mehr besitzen. Die latente Stimmung der Zeit, die in Abschriften verbreiteten Offenbarungen Nathans, Gerüchte aus Kairo, Jerusalem und Aleppo, Sabbatais alte Schülerschaft und das Geld seiner Brüder bewirken zusammen einen Zustand drängender Erwartung, der durch die interessierte Teilnahme der europäischen Kaufleute noch gesteigert wird und jeden Anlaß zur Explosion willig hinnimmt. In solcher Stimmung empfangen sie die Nachricht, daß der Messias vor den Toren der Stadt ist.

Die Gassen geraten in Bewegung. Die Menschen drängen zum Rande der Stadt. Da kommt ihnen ein Zug entgegen, der den Schaulustigen eine noch nie gesehene Augenweide bereitet: Menschen in Prachtgewändern, staubbedeckt von der Reise, laut Psalmen singend, erregt, tanzend; junge Menschen und würdige Alte, verzückte Gesichter und ernste, mit den Runen der Weisheit gezeichnet. Man hat schon vernommen, daß von allen Enden des Orients her Männer ihre Familien verlassen haben, um Teilnehmer dieses Einzuges zu sein. Und unter ihnen geht ein hochgewachsener, dunkler, schöner Mensch mit fanatischen Augen: der Messias. Neben ihm – unerhörtes Ereignis für diese Juden – neben ihm eine Frau in einem Mantel aus weißer Seide, sehr schön

und so stolz, wie man sich Königinnen vorstellt. Und über dem ganzen Zuge lagert eine Wolke von brausenden, leidenschaftlich erregten Stimmen. Ein Märchen wird Wirklichkeit, stellt sich hier dar und ist doch noch schöner als die bildhafteste Vorstellung, weil man es greifen und daran glauben kann, ohne Widerlegung und Erwachen fürchten zu müssen.
Es schwemmt den Menschen den Boden unter den Füßen weg. Sie beginnen zu rasen, zu schreien: »Messias!!« Da tritt Sabbatai aus dem Zuge hervor und hebt die Hand auf. Weggewischt jede Stimme. Der Messias wird reden! Er redet und untersagt ihnen, ihn Messias zu nennen. Sie sollen es nicht eher tun, als bis er es ihnen gestatten wird.
Die eben noch hemmungslos schrien, schweigen sofort. Wenn der Messias es will, bezwingen sie sogar ihre Leidenschaft. Schon völlig ihm verfallen, begleiten sie ihn nach dem Hause seiner Brüder, wo er wohnen wird. Dort begibt er sich sofort in einen entlegenen Raum und beginnt zu fasten. Die Menge steht draußen und wartet.
Warum will Sabbatai nicht, daß man ihn als Messias anruft? Zu diesem Zwecke ist er doch nach Ismir gekommen. Warum schaltet er angesichts der Erregtheit der Massen, die ihm doch von der ersten Sekunde an völlig untertänig sind, noch diese Verzögerung ein, die den Eindruck einer raffinierten, auf äußerste Vermehrung der Spannung gerichteten Regie macht? Offenbar, weil er es in der Hand behalten will, wie die Dinge ablaufen und sich entwickeln. Man wird sehen, daß noch eine besondere, von außen kommende Begrüßung vorgesehen ist, deren Eintreffen er erst abwarten will. Darum hält er die Massen zurück. Das ist aber auch das letzte

Mal, daß es ihm gelingt. Auch der mißwollendste Betrachter muß für den weiteren Verlauf der Ereignisse zugeben, daß die Stimmung und Verfassung der Menge ihn überwältigt hat. So viel Bewußtseinsmomente man ihm auch sonst unterstellen muß: von hier ab unterliegt er der suggestiven Kraft eines seelisch überaus erregten Volkes.

Für den Augenblick ist die Menge sich selbst überlassen und kann nur aus den Nachrichten, die aus dem Hause der Brüder Zewi kommen, geringe Nahrung holen. Aber auch das mindeste kann ihr schon zur Legende und zum Wunderbericht werden. Vielleicht hat zwischen Sabbatai und seinem Bruder Elias ein Disput über irgend eine Frage stattgefunden. Durch die Gassen aber läuft folgende Erzählung: Elias glaubt nicht an die Berufung seines Bruders. Er hat auch Furcht davor gehabt, daß die Türken den Juden Strafe auferlegen, weil sie einen Messias anerkennen, der die Sultanskrone rauben will. Darum hat er sich gesagt, es sei besser, daß einer sterbe, als daß alle Juden in Not gerieten. Eines Tages, wie er seinen Bruder allein im Zimmer trifft, fällt er ihn mit einem Schwerte an. Sabbatai bleibt unbeweglich. Er schaut seinen Bruder nur an. Vor diesem Blick weicht Elias zurück und fällt wie ein Toter zu Boden. Aber von jetzt an glaubt er an den Messias.

Zur Untätigkeit verurteilt und doch sehr bereit, ihre Ergebenheit zu bekunden, wählen sie unter sich eine Leibwache von einigen hundert Männern und Frauen, die Tag und Nacht vor dem Hause des Messias warten. Es ist immerhin eine Tätigkeit, wenn sie auch nicht genügt, die ständig wachsende Ungeduld zu befriedigen. Die Menschen glauben jetzt selbst, daß Sabbatai guten Grund gehabt habe, ihnen Schwei-

gen aufzuerlegen. Sie flüstern von einem wichtigen Ereignis, das er erwarte, und sie erwarten es fiebernd mit ihm. Endlich, am 4. Tewet, dem 12. Dezember, kommt das Ereignis. Es treffen vier Männer ein, braun wie die Mohren, Wanderstäbe in der Hand. Sie gehen durch die Gassen und fragen die Menschen nach dem Hause Sabbatais. Zwei von ihnen sind nicht unbekannt. Es sind Mosche Galante und Daniel Pinto. Sie kommen von Aleppo und sind Überbringer einer Botschaft. Die Menschen zeigen ihnen den Weg und beginnen zu drängen und zu fragen: was für eine Botschaft? und woher? Es ist die Botschaft der Gemeinde Aleppo und vom Propheten Nathan aus Gaza. Über den Inhalt können sie nichts sagen. Sie tragen verschlossene Briefe bei sich.

Die Boten und ein Gedränge von Volk kommen vor Sabbatais Haus. Es wird Nachricht hineingegeben: Boten sind da. Es kommt Antwort heraus: Sabbatai ist mitten in dem großen Fasten. Er will es nicht unterbrechen. – Aber das Volk lehnt sich auf, wird ungeduldig, beginnt zu schreien. Die Botschaft ist doch an den Messias gerichtet, an *ihren* Messias, und ihr Inhalt geht sie genau so an wie Sabbatai. Er soll sein Fasten unterbrechen, soll die Gesandten empfangen, die Briefe öffnen, sie lesen und den Inhalt dem Volke bekanntgeben. Er gibt endlich nach, mit der Geste dessen, der sich dem Anruf des Volkes nicht verschließen will.

Der eine Brief enthält eine Huldigung der Gemeinde Aleppo. Der andere ist eine Begrüßung des Propheten Nathan, überschwänglich und voll blühenden Wortreichtums in der Anredeformel, weitschweifig und belanglos im Text, wenn man ihn mit der sonstigen Diktion Nathans vergleicht. Es ist die ständige

Wiederholung des Themas: du bist der wahre Messias; an dich glaube ich; durch dich wird die Erlösung kommen. Aber für das Volk ist das Ereignis wichtiger als die Formulierung. Sie empfangen eine entscheidende Bestätigung. Da kommen ernsthafte, gelehrte Männer nach Ismir gepilgert, von weit her, mit Worten, deren Ton sie tiefer begreifen als den Inhalt. Es ist die erste offizielle Deputation und Huldigung an den Messias. Und sie haben so lange warten müssen, daß sie alles annehmen, was ihrer Freude endlich freie Bahn verschafft. Die Ekstase bricht aus. Sie rufen ihn wieder als ihren Messias an, mit einer unerhörten Heftigkeit, gegen die es keinen Widerstand mehr gibt.
Es reißt auch Sabbatai mit. Indem er das Eintreffen dieser Botschaft als das auslösende Moment annimmt, erklärt er, daß er sein Fasten nunmehr nicht nur unterbreche, sondern völlig einstelle. Es sei kein Raum mehr für Fasten. Freuen sollen sich alle Menschen. Und er gibt sein erstes Dekret auf religiösem Gebiete bekannt: von heute an bis zum Ende dieses Jahres darf nicht mehr gefastet werden! Zu Ehren dieses Augenblickes muß vielmehr ein großes Fest gefeiert werden! – Das ist für die Masse Balsam und Rauschtrank zugleich. Ihr Feiertag beginnt.
Sabbatai belohnt die Boten fürstlich, veranlaßt seine Freunde, ein gleiches zu tun, und schickt sie als Träger weitester Wirkung für ihn wieder auf den Heimweg. Hier drinnen in der Stadt hat er gewonnenes Spiel. Wenn er sich fortan auf der Straße sehen läßt – er tut es gerne und zu mancherlei Zwecken – ist er stets von den Hunderten seiner Leibgarde umgeben. Jeder Schritt aus dem Hause gestaltet sich zu einem pompösen öffentlichen Aufzug. Vor ihm her wird

eine Fahne getragen, auf die ein Psalm als Devise geschrieben ist: »Die Rechte des Herrn ist erhoben.« Die Menschen kommen mit kostbaren Teppichen und Decken aus den Häusern und breiten sie vor ihm auf der Straße aus. Aber mit großer Gebärde der Bescheidenheit und Demut tritt er nicht darauf, sondern geht seitwärts am Rande entlang. Das hindert ihn nicht, einen großen silbernen Fächer zu tragen, mit dem er von Zeit zu Zeit diesen und jenen feierlich berührt. Und die, denen das geschieht, glauben, daß sie damit dem Himmel geweiht seien. Er hat sich einen goldenen Siegelring machen lassen mit einer zu einem Kreis gewundenen Schlange darin; vielleicht als vage Erinnerung an das ägyptische Symbol der Ewigkeit, vielleicht – wie er selbst angibt – weil das Wort Nachasch, Schlange, den gleichen Zahlwert habe wie das Wort Maschiach. Er veranstaltet mit seinen Getreuen, von Fackelträgern umgeben, auch nächtliche Umzüge mit Lärm und Liedern. Das war an sich nach den Gesetzen der Stadt ein strafbares Beginnen, denn nur den ‚fränkischen' Kaufleuten war es gestattet, sich nachts mit einer Laterne in den Straßen zu zeigen. Aber das Volk kümmert sich um solche Verbote nicht mehr. Es hat auch von der türkischen Wache nichts zu fürchten, weil die sich vor der fanatischen Menge vorsichtig zurückzieht. Das dient immerhin zum Anlaß, in der ganzen Welt zu verkünden, daß die Behörden nicht wagten, die Juden in ihrer messianischen Freude auch nur im geringsten zu stören.

Zwei Tage nach der Ankunft der Boten, am 6. Tewet, dem 14. Dezember 1665, begibt Sabbatai sich in feierlichem Aufzuge in die Synagoge. Vor siebzehn Jahren hat er hier schon einmal gestanden und hat an

verschlossene Tore gerüttelt, ein entbrannter Jüngling, der noch glaubte, es genüge, sich in einem Symbol zu bekunden, um Verständnis und Nachfolgerschaft zu erringen. Heute ist er älter und reifer, und die Rollen sind so verhängnisvoll vertauscht, daß in ihm die Überzeugung entstehen kann, er ernte mit gutem Recht und Gewissen eine Saat, die er vor langem ausgestreut habe. Denn jetzt rütteln die Menschen an ihm, und während sie nichts suchen als einen Führer auf dem Wege zu ihrer Erlösung, fühlt Sabbatai sich als Mensch, als Persönlichkeit, als Individuum angerufen. Er steht da, um auf den Anruf, wie er ihn versteht, die Antwort zu geben. Er gibt sie, während das Dröhnen des Schofarhornes durch die Synagoge geht, auf dem Almemor stehend, nicht mehr ein Werbender, sondern ein Gewährender, Erfüllender. Die Menschen zittern, und er verkündet: Ich bin der Messias! – Einmal hat er sich angeboten. Jetzt ruft er sich selber aus. Er hört das Echo, eines, das die Geschichte der Juden seit mehr als einem Jahrtausend nicht mehr vergeben hat und niemals wieder vergeben wird: Es lebe unser König, der Messias Sabbatai Zewi!

Ein König mehr denn ein Messias, begibt er sich von der Synagoge in sein Haus, um dort königlichen Empfang zu halten und die Glückwünsche der Untertanen und Gläubigen entgegenzunehmen. Den ganzen Tag ziehen Menschen an ihm vorüber, küssen seine Hand, küssen den Saum seines Kleides. Neben ihm thront Sarah, schön, erregt, selbst in diesem turbulenten Chor noch eine starke, eigene Note. Man sieht unter den Gratulanten viele, von denen man gestern noch wußte, daß sie Gegner Sabbatais waren. Heute haben sie sich den Tatsachen gefügt. Wer nicht in-

nerlich überzeugt ist, begreift dennoch, daß hier in aller Realität ein König Hof hält, der jedenfalls hier und in diesem Kreise die Gewalt und Autorität eines Königs besitzt. Dieser Tatsache fügen sie sich. Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen, denn es kommen auch zahlreiche Nichtjuden, um sich vor diesem König zu verbeugen. Das Treiben geht bis in die Nacht hinein.

Alle Ereignisse, die jetzt folgen, bis zum Schluß des Aufenthalts in Ismir, drängen sich auf den Raum von 16 Tagen zusammen, vom 7. bis zum 22. Tewet, das ist: vom 15. bis zum 30. Dezember 1665. Sie haben nirgends ihresgleichen.

Am andreen Morgen, dem 7. Tewet, wie das Volk wieder zu seinem Hause strömt, wird es mit einer seltsamen Nachricht empfangen. Sabbatai berichtet, daß in der verflossenen Nacht der Geist Gottes sich ihm offenbart und ihm verkündet habe, daß er, Sabbatai, um der Würde des Messias wirklich teilhaftig zu werden, sich seiner Frau Sarah nunmehr nähern müsse. Ein gleicher göttlicher Befehl sei an Sarah ergangen, daß sie sich ihrem Gemahl fügen müsse. Und so sind beide dem Befehl Gottes nachgekommen. Ganz wie nach dunklem Volksbrauch im Orient wird der Menge in aller Öffentlichkeit das Bettlaken mit den Spuren der Virginität gezeigt. Das Volk empfängt die Nachricht und ihre bildhafte Bestätigung mit hellem Jubel.

Was ist das? Wahrheit? Betrug? So weit hier die Virginität Sarahs dargetan werden soll, ist es ganz zweifellos Betrug. Man mag für Sarahs Lebenshaltung jedes Verständnis aufbringen, aber man kann nicht leugnen, daß sie zahllose sexuelle Beziehungen aufzuweisen hatte. Also ist der Nachweis der Virgi-

nität künstlich und muß einem Zwecke gedient haben. Will er auf ein Wunder hinweisen, daß Sarah trotz ihrer Mädchenzeit wieder Jungfrau geworden ist? Will er der strengen Auffassung dieser schlichten Leute von der Unberührtheit eines jüdischen Mädchens bis zur Ehe eine Konzession machen und dem gegnerischen Gerede von ihrer Dirnenhaftigkeit die Spitze abbrechen? Möglich auch, daß dieser Vorgang seiner eigenen Rechtfertigung dient, und die öffentliche Demonstration nur eine Begleiterscheinung ist. Vielleicht ist es beim Volke, bestimmt aber ist es bei seinen Gegnern noch nicht vergessen, daß er einmal zwei Ehen unter befremdlichen Umständen hat auflösen müssen. Damals berief er sich zur Rechtfertigung seines Verhaltens auf göttliche Anweisung. Heute schließt er den Ring seines Beweises. Damit findet er beim Volke Glauben und Anerkennung. Nicht so bei seinen Gegnern. Wie höhnisch sie über seine Beziehungen zu Sarah denken, bringt eine zeitgenössische – nichtjüdische – Quelle mit einiger Grobheit zum Ausdruck: »Sarah ... die aber ebensowenig mit ihm zufrieden war, als wenn sie einen Priester der heidnischen Göttin Cybele oder einen Verschnittenen bekommen hätte. Er enthielt sich, wie er selbst sagte, dieser Frau, so wie er es auch gegen die ersteren getan hatte.«

Die ungewöhnliche Bedeutung, die Sabbatai selbst diesem Vorgang zumißt, ergibt sich daraus, daß er sogleich einen feierlichen Zug nach der Synagoge veranstaltet. Er bedient sich dabei eigener und neuer Symbole. Vor ihm her gehen Männer, die Schalen mit Konfitüren und Vasen mit Blumen tragen. Dahinter geht ein Mann, der einen Kamm in einem Futteral trägt. Er selbst läßt sich von zwei Chachamim

begleiten, die ihm zur Seite gehen und seinen weißen Mantel halten. Er trägt seinen silbernen Fächer wie einen Aaronsstab und teilt wieder Würdigkeiten aus, indem er den und jenen damit berührt. So kommen sie zur Synagoge, und dort betätigt er sich sogleich mit einer neuen Manifestation. Er nimmt einen Stock und schlägt damit sieben Mal gegen das Tabernakel, in dem die Thorarollen aufbewahrt stehen. Dabei spricht er den vollen Namen Gottes aus. Ist es eine symbolische Wiederholung des Vorganges, als Moses in der Wüste den Felsen schlug, damit er Wasser für die Dürstenden hergebe? Ist es ein Anpochen bei Gott, ein Anrennen gegen ihn? Ein Hinweis auf die Unverletzlichkeit des Messias? Es bleibt ein symbolischer Akt, dessen Inhalt ihm selbst nicht klar gewesen sein wird, und der die Züge einer Affekthandlung trägt. – Den Sinn dieses ganzen Aufzuges ergänzt Sabbatai jetzt durch eine Prophezeiung: Sarah sei in dieser Nacht mit einem Sohne schwanger geworden. Aber dieses Kind werde nicht leben.
Hier wird sichtlich zum andren Male eine Zweckbehauptung aufgestellt. Wenn sich gerade in der Person des Messias, des Gesegnetsten unter den Menschen, der eine große Segen des jüdischen Bewußtseins, der Segen von der Nachkommenschaft, nicht erfüllen soll, so ist das entweder nur als Strafe zu begreifen, oder als besondere himmlische Anweisung. Es sei denn, daß man sich zu dem blasphemischen Gedanken entschließe, es fehle an der Möglichkeit oder der Voraussetzung einer Nachkommenschaft des Messias. Wenn das Volk auch diese Verkündigung hinnimmt wie alles und jedes, so hat es doch eine stille Enttäuschung darüber nie verwinden können und diese leere Stelle in seinem Vorstellungsbilde vom

Messias durch die Erfindung ausgefüllt. So findet sich in der sabbatianischen Verteidigungsschrift des Baruch de Arezzo die Angabe, dem Messias seien ein Sohn und eine Tochter geboren. Andere Quellen lassen nach seinem Abfall einen Sohn geboren werden, der Ismael-Mardochai geheißen haben soll. Fromme Erfindungen. Der Messias ist ohne Nachkommen gestorben.

Wie Sabbatai diesen Auftritt zur Bekundung neuer Symbole verwendet, so benutzt er den anschließenden Gottesdienst zu einer für jüdische Begriffe einschneidenden Änderung der herkömmlichen Gebetsordnung. Um zu bekunden, daß jetzt jeder Alltag zu einem Feiertag geworden sei, singt er beim Eintritt in die Synagoge einen Psalm, der nach dem Rituale nur für den Gottesdienst am Sabbath bestimmt war. Er besteht auch darauf, daß der Gottesname immer voll ausgesprochen werde. Daran klammert er sich mit besonderer Hartnäckigkeit. Dazu mag ihn die mystische Bedeutung veranlaßt haben, die in den Lehren der Kabbala der Aussprechung des Schem ha'mforasch beigelegt wird. Sie sagen: Gottes Schöpfung, als Vollkommenes gewollt, konnte sich nicht als Vollendetes darstellen, weil die Menschen der Sünde verfielen. Voneinander getrennt sind die höhere und die niedere Welt. Da die Weltordnung gestört ist, ist selbst die Vollkommenheit Gottes gestört. Er hat sich in unerreichbare Fernen zurückgezogen, und sein Name ist wie die Welten auseinander gerückt. Wenn aber der Messias kommt und die sittliche Ordnung der Welt wieder herstellt, wird auch die Einheit Gottes und die klare Einheitlichkeit seines Namens wieder hergestellt. Darum ist die Aussprechung des vollen Namens eines der lebendigsten Zeichen für den Beginn der Gnadenzeit.

Was die Menschen vor siebzehn Jahren zu einem angstvollen Schweigen gebracht hat, reißt sie jetzt noch tiefer in die Begeisterung hinein. Einer nach dem andern erhebt sich, tritt zum Almemor und huldigt dem Messias durch das Aussprechen eines Segens und durch die Stiftung einer bestimmten Summe Geldes zu Zwecken der Wohltätigkeit. Während sie sonst, einem alten jüdischen Gesetz der Diaspora getreu, in ihre Gebete immer einen Segensspruch aufgenommen haben für das Oberhaupt des Landes, in dem sie sich gerade befanden, vernachlässigen sie jetzt das Gebet für den großen und gefürchteten Sultan. Sie haben jetzt endlich ein eigenes Oberhaupt, für den sie Segenssprüche voll inniger und schlichter Gläubigkeit aufstellen. Tausende im ganzen Orient und in Ägypten und Italien beten für ihn diesen Mischeberach, diesen Segen: »Der die Hilfe gibt den Königen und Regierungen und den Fürsten, dessen Königreich das Königreich aller Welten ist: Gott, der große und gerechte und schreckliche, der heilige König, der gelobt sei, da es keinen gibt wie ihn, der da thront und auf die Throne setzt und den Bund schafft für David, seinen Knecht, damit er den Thron besteige in seinem Königtum, das bis in Ewigkeit dauern wird – er möge segnen und hüten und stärken und aufrichten und erheben, hinauf, hinauf, unseren Herrn, unseren König, den Weisen, den Heiligen, Frommen, Erhabenen, ihn, den Sultan Sabbatai Zewi, den göttlichen Messias, den Messias des Gottes Jaakobs, den himmlischen Löwen, den König unserer Gerechtigkeit, den König der Könige Sabbatai Zewi. O König aller Könige: bewahre ihn doch durch deine Barmherzigkeit, laß ihn am Leben und schütze ihn in allen seinen Ängsten und seinem Mißgeschick. Erhebe

die Sterne seines Königreiches und beuge die Herzen aller Fürsten und Herrscher, um ihm wohl zu tun, zugleich uns und ganz Israel. Amen!«
In diesem Segen schütten die Menschen ihr Herz aus. Dazu opfern sie von ihrem Besitz. Und empfangen, jeder einzeln, den Segen Sabbatais: »Der, der unsere Väter Abraham, Jizchak und Jaakob gesegnet hat, segne auch N. N., weil er freiwillig die Summe von ... gegeben hat.« (Wobei die Aufzählung einer Geldsumme nicht zu verwundern braucht, wenn man die ständige Aktualität von Spenden und Almosen im jüdischen Leben in Betracht zieht.)
Von dem Gelde, das so eingeht, und von den vielen Beträgen, die die Menschen ihm als Geschenk in das Haus bringen, macht Sabbatai einen bemerkenswerten Gebrauch. Für sich nimmt er nichts, denn er hat wohlhabende Brüder. Was er nicht an die Armen austeilt, verwendet er dazu, Juden, die in den Galeeren, den damaligen Gefängnissen sitzen, freizukaufen. Es werden nicht gerade große Verbrecher gewesen sein, die er da befreit hat, denn es war derzeit wohl nicht besonders schwierig, auf die Galeere zu kommen. Jede unbewiesene Denunziation und jede unbeglichene Schuld führte schon dahin. Aber doch wird unter ihnen dieser und jener gewesen sein, dessen handfeste Unbedenklichkeit sich sogar für die Zwecke eines Messias verwenden läßt. Alle aber werden froh gewesen sein, aus dieser Sklavenhaft plötzlich in die Freiheit und in die unbesorgte Freude der sabbatianischen Festtage gehen zu können. Sie bilden späterhin zusammen mit andren ergebenen Anhängern des Messias eine Art von Stoßtrupp, der die noch Zögernden oder die besonders Hartnäckigen mit ungeistigen aber eindringlichen Argumenten zum

Schweigen bringt, oder sogar zu offiziellen, wenn auch vielleicht innerlich widerstrebenden Gefolgsleuten macht.
Denn noch hat Sabbatai nicht die ganze Stadt bedingungslos für sich. Manche Einzelne, viele Gelehrte und fast die gesamte Rabbinerschaft sind gegen ihn. Sie beschränken sich nicht darauf, der Bewegung nur ferne zu bleiben. Sie betrachten sie als eine Gefahr für die Bevölkerung und als ein nationales Unglück für die gesamte Judenheit. Darum müssen sie, was in ihren Kräften steht, dagegen tun. Heimlich wie Verschwörer, und damit die Volksmenge nicht von ihrer Zusammenkunft und ihren Beschlüssen erfährt, versammeln sie sich im Hause des unverdächtigen Juda Murtia. Die drei angesehensten Rabbiner, Aaron de la Papa, der das Amt des religiösen Oberhauptes der Stadt inne hat, Benveniste und Salomon Algazi, ein angesehener Talmudist, führen bei dieser Versammlung den Vorsitz. Die Ereignisse werden in jeder Einzelheit besprochen und abgewogen. Das geringste, was Sabbatai im Ergebnis vorzuwerfen ist, stellt sich als Betrug und als Gotteslästerung dar. Sie haben sich Abschriften aller kursierenden Briefe, insbesondere Nathans Offenbarung und seines ausführlichen Berichtes an Chelebi nach Kairo besorgt. Sie stellen nach vielen Disputen und mit zahlreichen Belegen fest, daß der Inhalt aller Offenbarungen und Berichte mit Inhalt und Sinn der heiligen Schriften in unlösbarem Widerspruch stehe. Also ist das Recht, sogar die Pflicht gegeben, gegen Sabbatai einzuschreiten.
Aber was ihm tun? Welche Machtmittel hat man jetzt noch in Händen, um ihm seine Tätigkeit zu verbieten? Kein Zweifel, daß er ihnen freiwillig nicht

gehorchen wird. Man kann nochmals einen Bann gegen ihn aussprechen, aber das würde eine leere Geste sein. Niemand würde sich darum kümmern, am wenigsten Sabbatai. Man würde noch den Nachteil eintauschen, den Zorn der ganzen Bevölkerung auf sich zu ziehen. Was man gegen ihn tun muß, muß so endgültig sein, daß er eben nicht weiter wirken *kann*. Aus dieser Erwägung zieht einer der Chachamim den Schluß und spricht erregt das Todesurteil gegen Sabbatai aus.

Vor dieser Lösung, auch wenn sie eine endgültige darstellt, schrecken die meisten zurück. Vielleicht bleibt doch noch dieses und jenes als Milderungsgrund anzuführen. Und einer wagt die Frage an den Chacham, warum er ein so strenges Urteil fälle. Gewiß, Sabbatai sei nicht der Messias. Aber habe sein Auftreten nicht immerhin bewirkt, daß sehr viele Juden ein Bekenntnis ihrer Sünden abgelegt und in Bußwerken ihre Reue bekundet hätten? Einen Menschen, der, wenn auch Betrüger, das bewirkt hat, darf man nicht töten.

Dieses Argument droht die Stimmung der Verschwörer zu beeinflussen. Da greift Benveniste in sein Gewand und bringt einen Brief zutage. Es ist ein Schreiben aus Konstantinopel an das Rabbinat in Ismir, eine leidenschaftliche und haßerfüllte Aufforderung, dem Treiben des Sabbatai durch das endgültigste Mittel, das es gibt, durch den Tod, ein Ende zu machen. Der alte Jomtof ben Jaser hat vor seine Unterschrift die Worte gesetzt: »der Mann, gegen dessen Neuerungen wir uns auflehnen, ist wie einer anzusehen, der nicht an Gott glaubt, und wer ihn tötet, soll so von Gott angenommen werden, als ob er viele Seelen gewonnen hätte. Ja, die Hand, die sich aufhebt,

um diesen Menschen umzubringen, soll von Gott und den Menschen gesegnet sein.«

Dieses Schreiben, Benvenistes Beredsamkeit und das Bewußtsein, mit andren Einsichtigen einer Überzeugung zu sein, geben den Ausschlag. Unter Zustimmung la Papas fassen sie den Beschluß, Sabbatai zu töten. Sie beschließen ferner, da sie beim Volke auf keinerlei Mitwirkung rechnen können, aus ihrer Mitte einen zu bestimmen, der das Urteil vollstreckt. In dieser Situation feiert der Messias, der nicht unter ihnen ist und nichts von der Verschwörung weiß, einen großen Sieg: es findet sich keiner, der bereit ist, das Urteil zu vollstrecken. Niemand will der erste sein, der Hand an ihn legt. Untergründig geht die Erwägung: viele halten ihn für den Messias; vielleicht ist er es wirklich.

So gehen die Verschwörer mit einem Urteil auseinander, das keine Folgen haben kann. Aber etwas von dieser geheimen Besprechung ist doch durchgesickert und mit orientalischer Beredsamkeit noch am gleichen Tage – wir halten am 8. Tewet, dem 16. Dezember – im Volke bekanntgeworden. Von ihm erfährt es Sabbatai. Es sind keine Einzelheiten, insbesondere erfährt er nichts von dem Todesurteil. Aber daß es überhaupt Menschen gewagt haben, sich als seine und seiner Idee Gegner zu bekunden, erfüllt ihn mit einem wilden, ganz unköniglichen Groll. Seine Autorität ist angetastet, als Mensch und als Messias. Er brennt darauf sie wieder herzustellen.

Jene haben behauptet, daß sein messianisches Tun im Gegensatz zu den heiligen Schriften stehe. Das ist ein schwerwiegender Angriff, der ihm verhängnisvoll werden kann. Er muß also jenen beweisen, daß es hier nicht um die Heiligkeit der alten Schriften

geht, sondern um die Zulässigkeit und die verpflichtende Wirkung seiner eigenen Handlungen. *Er* hat jetzt zu bestimmen, was Religion ist und was nicht, was heilig ist und was profan. Heilig und folglich wahr ist immer das, was die Menschen heute glauben. Es ist an der Zeit für ihn, jedem Vergleich zwischen den Schriften und seiner Messianität den Boden zu entziehen. Und so, voll Trotz, geheimer Furcht und Schöpferwahnsinn, läßt er einen besonderen Bettag ausrufen mit der Anweisung, daß die Juden an diesem ganzen Tage in der Synagoge bleiben sollen.

Es geschieht widerspruchslos, was er angeordnet hat. Die Menschen stehen den ganzen Tag betend in der Synagoge. Sabbatai trägt wieder seinen silbernen Fächer, läßt zwei Gelehrte neben sich gehen, läßt vorauf die Männer mit den Konfitüren und den Blumenvasen schreiten, nimmt wieder einen Stock und dröhnt damit gegen die heilige Lade. Das Volk nimmt alles hin, überzeugt, daß hier nach Gottes Befehlen geheime Dinge geschähen.

Mit diesem Beweis seiner Autorität ist Sabbatai aber noch nicht zufrieden. Er hat noch von Mensch zu Mensch mit seinen Gegnern eine Rechnung auszugleichen. Er wagt noch keinen unmittelbaren Angriff gegen sie, weil er nicht sicher ist, wie weit er sich auf seine Anhänger verlassen kann, und ob sie vor der Aufforderung, sich gegen ihre bisherigen geistigen Oberhäupter aufzulehnen, nicht doch versagen werden. Darum entschließt er sich zu einem ungefährlichen Verfahren, das in Art und Ausführung von bedenklicher Unwürdigkeit ist: zu einer Denunziation seiner Gegner beim türkischen Kadi der Stadt.

Wie er sich zu diesem Gang rüstet, läuft auch schon das Gerücht durch die Stadt, Sabbatai Zewi sei im

Begriff, den Kadi von seinem Posten zu verjagen. Sofort strömen die Menschen zusammen, begierig auf neue Wunder. Sabbatai tritt aus dem Hause und sieht die Menschenmenge. Sogleich beginnt er zu singen: »Die Rechte des Herrn ist erhöht; die Rechte des Herrn behält den Sieg.« Das Volk stimmt in das Lied ein. Die Fahne wird entfaltet. Der feierliche Umzug geht durch die Gassen bis vor das Haus des Kadi. Während sich vor der Türe die Menge Kopf an Kopf staut, geht Sabbatai, nur von einem seiner Brüder begleitet, hinein, um Audienz zu verlangen. Obgleich er ein ausgezeichnetes Arabisch spricht, verwendet er doch dem Kadi gegenüber nur die hebräische Sprache und bedient sich seines Bruders als Dolmetscher. Es verlautet, daß er, als der Kadi ihn empfing, doch von einiger Verlegenheit gewesen sein soll und zunächst nicht gewußt habe, was er ihm sagen sollte. Aber dann zählt er eine Reihe von Namen auf, Namen von Personen, die er unter seinen Gegnern vermutet, und klagt sie an, Schmähungen gegen den König ausgesprochen zu haben. Der Kadi nimmt die Anklage entgegen und spricht von Bestrafung der Schuldigen.

Es wurden in der Tat erhebliche Geldstrafen über die von Sabbatai beschuldigten Juden verhängt. Seine eigenen Freunde müssen aber wohl der Auffassung gewesen sein, daß solche Denunziation eine Infamie sei. Sie werfen ihm vor, daß er eine falsche Anzeige erstattet habe. Aber Sabbatai belehrt sie lächelnd: sie haben doch Schmähungen gegen den König ausgestoßen; nämlich gegen mich. Und dafür verdienen sie Strafe. – Aber selbst diejenigen, die diese hinterhältige Auslegung anerkennen, verargen es ihm sehr, daß er seinen persönlichen Zwist vor einer türkischen

Behörde zum Austrag gebracht hat. Es ist strenger Brauch bei ihnen, Angelegenheiten zwischen Juden vor den eigenen jüdischen Gerichten zu erledigen. Sabbatai hat einstweilen keinen Anlaß, sich um solche Meinungen zu bekümmern. Für ihn erwächst selbst aus dieser Haltung kleinlichster Rachsucht noch eine Mehrung an Macht und Ansehen im Volke. Wie er nach der Audienz beim Kadi das Haus verläßt, stehen draußen noch die Menschen, und wie sie ihn sehen, strahlend und selbstzufrieden, begrüßen sie ihn mit Jubel und Gesang. Und nach wenigen Stunden geht schon wieder eine Legende von Mund zu Mund. Wer mag sagen, wie sie entsteht? Ist in einer Gruppe von Menschen. die sehr stark an etwas Gemeinsames glauben, immer einer, der lügt? Oder preßt die Kraft des kollektiven Gefühls immer aus einem die gebundene Erzählung als Dichtung heraus? Oder tun sie nichts andres als ihr Vorbild, der Messias: Wünsche so stark austragen, daß man sie als Wahrheit berichten darf?
Dieses ist die neue Legende: als Sabbatai das Audienzzimmer des Kadi betrat, war niemand im Raume. Da nahm der Messias ohne weiteres den Platz des Kadi ein, erhob sich auch nicht, als der Kadi kam. Mehr noch: um ihm seine Verachtung und seine Überlegenheit zu beweisen, trat er seinen Rock mit Füßen. Der Kadi wagte keine Gegenwehr. Als Sabbatai dann sprach, ging eine Flamme von seinem Munde aus, versengte den Bart des Kadi und hätte beinahe das ganze Zimmer in Brand gesetzt. Auch erhob sich zwischen ihm und dem Türken eine feurige Säule. Da flüchtete der Kadi zu Sabbatais Bruder und flehte ihn an, diesen Mann da fortzubringen. Das sei kein Mensch, sondern ein Engel Gottes ....

Und die nicht ganz an die Wahrheit dieser Wundergeschichte zu glauben vermögen, glauben doch, daß ein Wunder schon darin liege, daß der Kadi Sabbatai empfangen, angehört und entlassen habe, ohne ihm wegen des Geredes von seiner Messianität etwas zuleide zu tun. Diese sind die gläubigen Realisten.
Heimgekehrt von diesem ersten Angriff auf seine Gegner, setzt er seine königliche Hofhaltung fort, und in der Art, wie er es tut, vermehrt er die Ungewöhnlichkeit seiner Handlungen um eine, die bei den Juden helle Verwunderung erregen muß: er läßt die Frauen zu sich kommen, sitzt mit ihnen an der Tafel und spricht mit ihnen wie ein gütiger und weiser Vater. Solches Beisammensein mit Frauen ist zwar nicht verboten, aber es widerspricht jedem Herkommen. Bis jetzt war die jüdische Frau durch Gewohnheit und Sitte isoliert. Sabbatai hebt diese Isolierung auf. Er stellt die Frau dem Manne gleich. Er setzt sogar durch, daß zu den Vorlesungen aus der Thora auch Frauen den Almemor betreten, und daß über sie der Segen gesprochen wird. Es ist der Beginn einer Emanzipation, die so lange dauert wie sein Wirken als Messias. Sarahs Einfluß ist dabei unverkennbar. Auch sie durchbricht für sich rücksichtslos die Schranken des Herkömmlichen. Auf sie ist es zurückzuführen, daß jetzt Männer und Frauen zusammenkommen, auf der Straße, bei den Umzügen und bei Festlichkeiten. Gerade die Festlichkeiten, diese seltsame Mischung von Tafelfreuden und geistig-religiöser Gehobenheit, bekommen durch die Anwesenheit der Frauen ein andres Gesicht. Die Freude an solchen Veranstaltungen wird menschlicher, wirklicher, durchbluteter. Sie vermittelt doppelt das Gefühl, mitten im Anbruch einer neuen Zeit zu stehen. Zum

ersten Male seit undenkbaren Zeiten sieht man Männer und Frauen mit einander tanzen. Ein neues Lebensgefühl wacht auf. Sarah lebt es ihnen in aller Unbedenklichkeit vor, indem sie jeden Mann in ihre Sinnlichkeit hineinzieht, den sie gerade begehrt. Was seine Gegner Sabbatai vorwerfen, daß er seine Frau zu solchem Verhalten aufgefordert oder ermutigt habe, muß keineswegs eine bösartige Erfindung sein. Das auffällige Schweigen der sonst so mitteilungsfreudigen Zeitberichte über Details gerade ihres Lebens kann nur aus einer Schamhaftigkeit erklärt werden, die vor dem Aussprechen der Wahrheit zurückscheut.

Für Sabbatai kommt nach seiner ganzen Einstellung zu Frauen nichts auf seine persönliche Befriedigung an, vielmehr alles auf seinen Willen zur Wirkung. Durch seine Behandlung der Frauen sucht er seinen Einfluß auf die Männer zu festigen, zugleich ein neues Element in seiner Anhängerschaft zu gewinnen. Versöhnlich wirkt dabei besonders, daß er auch wiederholt mit seinen beiden von ihm geschiedenen Frauen zusammenkommt, ohne Rücksicht darauf, daß nach rabbinischem Gesetz ein Mann mit seiner geschiedenen Frau weder sprechen noch überhaupt unter einem Dache weilen darf. Aber der höhere Zweck macht alles erlaubt, und dieser Zweck ist nach Sabbatais Erklärungen kein geringerer als die Erlösung der Frau überhaupt. Er stellt ihnen dar, wie sie heute noch mit der ersten Sünde ihrer Urmutter Eva belastet seien. Damals ist der Fluch über sie verhängt worden:

Zum Weibe sprach er:

Mehren und mehren will ich deine Mühsal, deine Schwangerschaft, in Mühen sollst du Kinder gebären.

Nach deinem Manne sei dein Verlangen, er aber walte dir ob.
Von diesem göttlichen Fluche will er, der Messias, die Frauen erlösen. Dafür ist er in die Welt gekommen. Indem er die Sünde Adams erlöst und aufhebt, wird er auch die Frauen befreien und sie glücklich machen wie die Männer. Die Frauen hören es, begreifen jetzt vielleicht zum ersten Male die bedrückende Unfreiheit ihrer Existenz, und bekennen sich weinend und hoffnungsvoll zu dem, der sie auch von der naturgegebenen Mühsal zu erlösen verspricht, wie er jetzt schon ihren Alltag aufgelockert und farbig gemacht hat.
Daß nunmehr Frauen aktiv in die Bewegung eingreifen, macht sich jetzt so bemerkbar, wie es zuweilen bei Revolutionen der Fall ist, wenn zu den Erwägungen und Beweggründen der Männer der Instinkt von Frauen sich als auslösendes und antreibendes Moment gesellt. Und es sind revolutionsähnliche Vorgänge, die sich jetzt in dem weiteren Feldzug gegen Sabbatais Widersacher abspielen. Da er fast die ganze Stadt beherrscht, kann es nicht ausbleiben, daß jedes Wort des Mißfallens oder der offenen Feindschaft ihm zugetragen wird. Solche Stimmen zum Schweigen zu bringen, ist ihm jedes Mittel recht. Nur braucht er jetzt nicht mehr zum Kadi zu laufen und den Denunzianten zu spielen. Er hat seine Garde fanatisierter Anhänger, die die Austragung der Feindschaft für ihn besorgt. Er hetzt sie wie ein rachsüchtiger Diktator auf jeden, der ihm verdächtig scheint, oder ihm als gegnerisch bezeichnet wird. Da ist der Kaufmann Nachman Gaza. Er hat sich mißwollend gegen den Messias ausgesprochen. Schon stürmt die Masse gegen sein Haus an. Er wird

rechtzeitig gewarnt und entflieht nach Alexandrien. Auch Salomon Algazi kann eben noch äußerster Gefahr durch die Flucht entgehen.
Da ist weiter der wichtige und gelehrte Gegner Aaron de la Papa. Der macht aus seiner wütenden Feindschaft, die nicht nur eine sachliche gewesen zu sein scheint, keinen Hehl. Öffentlich verkündet er, daß Sabbatai ein Übel im Judentum sei, und daß es das Beste wäre, ihm Gift zu geben. Er vergleicht ihn mit Rëubeni und nennt ihn einen Betrüger gleich jenem. Er ist von Herzen bereit, den Messias zu begrüßen, wenn er kommt; jeden, nur nicht diesen. Diesen Gegner zu beseitigen ist Sabbatais glühendster Wunsch. Es muß möglich sein, ihn mit der Gewalt einer entfesselten Volksmenge aus dem Wege zu räumen. Es könnte damit zugleich erprobt werden, ob er die Waffe der Kollektivleidenschaft schon so fest in der Hand hat, daß er es ohne Gefahr eines Rückschlages wagen darf, sie gegen das geistige Oberhaupt der Stadt zu richten. Was jetzt in der Aktion gegen den Kaufmann Chaim Pegna geschieht, mutet wie eine Generalprobe zu einem Drama der Rachsucht und Gehässigkeit an.
Chaim Pegna hat inmitten dieses gläubigen Tumultes rundheraus erklärt, Sabbatai sei nicht der Messias. Keines der Merkzeichen, wie sie in den Schriften aufgezeigt wären, treffe auf ihn zu. Für Dispute und Beweise ist er völlig unzugänglich. Sabbatai vernimmt das. Es braucht nur eine kurze Andeutung von ihm, und schon setzen sich die Vollstrecker seines Zornes in Bewegung, um Pegna mit Gewalt zu bekehren oder ihn zu verjagen. Aber Pegna ist hartnäckig. Weder diskutiert er, noch ergreift er die Flucht. Er verschanzt und verbarrikadiert sich in

seinem Hause, bereit, Widerstand zu leisten. Aber auch das Volk ist hartnäckig und beginnt, Pegnas Haus zu belagern und es mit Steinen zu bombardieren. Vielleicht hätten sie in ihrem aufgespeicherten Zorn das Haus erstürmt und Pegna umgebracht. Aber es ist ein Freitag in der winterlichen Jahreszeit. Es dunkelt früh, und der Sabbath bricht an, genügend Anlaß für die Menschen, die Belagerung abzubrechen und in die Synagoge zu gehen. Pegna kommt aus seiner Barrikade hervor und begibt sich ebenfalls zum Gottesdienst, und zwar in die portugiesische Synagoge. Auch am folgenden Tage geht er zum Gebet. Er glaubt damit rechnen zu können, daß an diesem heiligen Tage Burgfriede herrsche, wie ihn das Volk aus sich selbst heraus zu Beginn des Sabbath erklärt hat. Aber er täuscht sich. Er hat jetzt nicht mehr mit dem Volke zu tun, sondern mit einem Hysteriker, der einem Paroxysmus der Wut verfallen ist. Während Sabbatai den feierlichen Dienst zelebriert, wird ihm die Nachricht überbracht, Pegna sei in der Synagoge der Portugiesen und verharre dort bei seiner feindseligen Haltung. Sabbatai sendet sofort einen Boten an den Vorstand der portugiesischen Gemeinde und läßt ihm befehlen, den Chaim Pegna aus der Synagoge zu werfen. Der Vorstand hält kurze Beratung ab. Dann schickt er den Boten mit ablehnendem Bescheid an Sabbatai Zewi zurück: nein, sie haben nicht das Recht, einen Menschen von seinem Gottesdienst zu verjagen.

Wie Sabbatai diese Antwort vernimmt, ist es um seine Fassung geschehen. Daß man ihm mit einem Nein zu antworten wagt, macht ihn zu einem Berserker. Er tobt auf, reißt an die fünfhundert Menschen mit sich und stürmt auf die Straße. Der Sab-

bath ist heilig, aber die Autorität des Messias ist heiliger. Sie rasen wie die Entfesselten hin zur portugiesischen Synagoge. Da hat man den Lärm schon von weitem gehört und hat das Tor verschlossen. Sabbatai hämmert mit den Fäusten dagegen, schreit besinnungslos: sie sollen ihm den Pegna herausgeben. Antwort von drinnen: Pegna ist nicht mehr da. Er ist über das Dach der Synagoge geflohen. Sabbatai beharrt: dann sollen sie ihm öffnen. Er will hinein. Antwort von drinnen: nein. Hier wird Gottesdienst abgehalten. Hier werden keine Feindschaften ausgetragen.

Sabbatai sieht sich nach seinem Gefolge um. Er ist blaß vor Wut. Da stehen die schlichten Menschen: Fischer, Arbeiter, Ruderknechte, Eierhändler, Geflügelverkäufer. Sie verstehen. Plötzlich sind Äxte und Beile zur Hand. Der Messias selbst ergreift eine Axt. Und dann donnern die Schläge gegen das Tor. Es zersplittert. Sie dringen in die Synagoge ein.

Drinnen schweigen ihm die Angst und das Entsetzen vor solcher Entweihung von Tag und Ort entgegen. Aber Sabbatai hat dafür kein Empfinden. Er begreift nur, daß unter diesen Menschen, die ihm den Pegna nicht haben herausgeben wollen, doch noch heimliche Gegner sein müssen. Er geht auf die Kanzel und beginnt zu reden und zu wettern. Was ist das für ein Gottesdienst? Was für Gebete werden hier gesagt? Es sind keine gültigen Gebete mehr. *Seine* Gebete soll man von jetzt an hier sagen. Heiligkeit der Überlieferung? Er zieht einen Band des Pentateuch aus der Tasche und hält ihn hoch. Das da ist heiliger als die ganze Thora. Er legt die Hände wie einen Trichter an den Mund, als ob er die Posaune blase, und wendet sich so nach den vier Himmelsrichtungen. Und

dann überfällt ihn eine Ahnung von seiner Situation, sinnlos schief gesehen und grotesk mit einer großen historischen Situation verkoppelt: er denkt plötzlich an Jesus. Ist es eine Erinnerung an das Auftreten des Jeschu hanozri im Tempel zu Jerusalem unter den Wechslern? Findet er eine Parallele in den Gestalten und ihrem Schicksal? Begreift hier plötzlich ein Außenseiter den anderen? Hier, im Zenith seiner tatsächlichen Macht, überkommt ihn der Gedanke an Verfolgung und Martyrium. Sicher will er Jesus nicht verteidigen, denn gerade der ist es ja, der von der andersgläubigen Umgebung der jüdisch-messianischen Erwartung entgegen gehalten wird zum Beweise dafür, daß der wahre Messias schon erschienen sei. Aber dennoch steht hier ein Außenseiter zum anderen, weiß der eine Verfolgte sich in seinem Schmerz, seiner Unruhe, in dem Pathos des Verfolgt-werdens eins mit dem anderen. Er hebt die Augen anklagend zum Himmel. Dann schreit er die Juden an: »Was hat Jesus von Nazareth euch getan, daß Ihr ihn so mißhandelt habt? Trotz allem werde *ich* ihn in die Zahl der Propheten einreihen!«
Dann packt ihn wieder die Wut. Er muß sich Luft machen. Er nennt Gegner bei ihrem Namen, insbesondere die Rabbiner, und beschimpft sie als Schweine, Kamele, Hasen, Dachse, mit den Namen der Tiere, die im Pentateuch, im Buche »Er rief« als unrein aufgeführt werden, und von deren Fleisch zu essen als Sünde verboten ist. Man soll den Kerlen, wettert er, nichts als vom Fleisch dieser unreinen Tiere zu essen geben. Dann geht er zur heiligen Lade und nimmt die Thorarolle heraus. Er trägt sie in der Synagoge umher und singt dabei das Lied von der spanischen Königstochter Melisselde. Und wie ihn

einige verständnislos anschauen, erklärt er ihnen, dieses Lied stehe im Zusammenhang mit den Psalmen und dem Hohen Liede. Nur ihm ist der geheime Sinn bekannt, ihm, dem Messias.
Da wagt Benveniste als einziger endlich einen Vorstoß. Er tritt vor Sabbatai hin und fragt ihn, welche schlüssigen Zeichen er dafür zu geben habe, daß er der Messias sei? Darauf gibt Sabbatai keine sachliche Antwort. Er entgeht der Gefahr, sich mit dem klügsten Kopf von ganz Ismir öffentlich in einen Disput einzulassen. Wozu auch, wenn einer durch Macht antworten kann? Pathetisch reckt er sich auf und antwortet dem Benveniste mit den gleichen erdrückenden Worten, mit denen er selbst hier vor Jahren verflucht wurde: mit der Aussprechung des großen Bannes. Dann läßt er Benveniste durch seine Anhänger aus der Synagoge werfen. Er verkündet hinter ihm drein, morgen müsse der Rabbi ihn um Verzeihung bitten, sonst werde er ihn Kamelfleisch essen lassen. Mit diesem Vorgang ist seine Kraft zu Exzessen einstweilen erschöpft. Er ruft noch einzelne Menschen auf und verlangt von ihnen, daß sie den vollen Gottesnamen aussprechen. Dann verläßt er die Synagoge. Seine Gefolgschaft begleitet ihn, tief durchdrungen von der Gewalt des Messias und der geheimen Tragweite aller seiner Handlungen. Sie sind keine Gelehrten. Für sie sind Beweise und Zitate kein Lebenselixier. Dagegen begreifen sie sinnfällige, konkrete Vorgänge um so williger und besser. Dieser Vorgang in der portugiesischen Synagoge hat seine Anhängerschaft ungewöhnlich vermehrt, weil jetzt auch diejenigen einlenken, denen seine Herrschaft über die Masse Angst macht.
Wohin die Dinge jetzt laufen, hat Aaron de la Papa

als erster begriffen. Er ist über Nacht aus Ismir geflohen, um aus der Entfernung weiter gegen Sabbatai kämpfen zu können. Damit ist der letzte offene Gegner in der Stadt – so weit eine jüdische Gegnerschaft in Frage kommt – verschwunden. Wer nicht zu ihm hält, wagt es jedenfalls nicht zu bekunden. Es kommen jetzt Menschen zu ihm mit Geschenken und Ergebenheitserklärungen, die ausschließlich dem Zwecke dienen, sich bei ihm als Machthaber in gutes Ansehen zu bringen.

Dennoch bleibt, von seinen Freunden zögernd ausgesprochen, der Vorwurf an ihm haften, daß er durch seine Aktion gegen die portugiesische Synagoge den Sabbath entweiht habe. Es trifft von la Papa, der sich in irgend einem benachbarten Orte aufhält, ein Brief an seine verlassene Gemeinde ein, in dem er darauf hinweist, daß gerade ein Messias das Gesetz halten und erfüllen müsse, und daß er es niemals übertreten dürfe. Dieser Mann in Jsmir könne schon aus dem Grunde kein Messias sein. Sabbatai zuckt darüber die Achseln. Er erklärt kategorisch, daß er völlig außerhalb des Gesetzes stehe. In allen seinen Taten wohne ein Sinn, den die kleinen Gehirne nicht begreifen könnten.

Zu diesen kleinen Gehirnen rechnet er auch la Papa. Er erklärt ihn seines hohen Amtes für unwürdig. Er erläßt noch am gleichen Tage, dem 9. Tewet, dem 17. Dezember 1665, ein Dekret, nach welchem Aaron de la Papa von seinem Amte entsetzt wird. Zu seinem Nachfolger ernennt er ... Benveniste, der auf das Todesurteil gegen Sabbatai gedrungen hat, den er als Schwein und Kamel beschimpft und gegen den er den großen Cherem ausgesprochen hat. Ein Irrtum? Eine große Gebärde? Nein, nur ein seltsames

Kapitel aus der sabbatianischen Politik. Wenn Sabbatai auch mit dem äußeren Erfolg seiner Erstürmung der Synagoge zufrieden sein kann, so hat ihn hernach doch wohl das Gefühl dafür beschlichen, daß zum mindesten die vulgäre Beschimpfung seiner Gegner mit der Würde eines Messias nicht zu vereinbaren sei. Er möchte da ein wenig ausgleichen, und findet Gelegenheit dazu, wie seine Freunde ihn fragen, warum er einen so angesehenen und gelehrten Mann als ein Kamel, als ein Gamal beschimpft habe. Mit einer Behendigkeit, die nur eine Zeit begreift und gutheißt, der aus Mangel an lebendigen Eindrücken das Jonglieren und geistige Spielen mit Worten zu einem Inhalt werden mußte, erklärt Sabbatai: seine Freunde legten seine Worte wieder einmal falsch aus. Nicht Gamal habe er gemeint, sondern Ge'mul, das Verdienst, die Vergeltung. Es ist eine Anspielung auf den dem Juden geläufigen Begriff Ge'miluth chassadim für einen, der Gutes tut, Gutes vergilt.
Es versteht sich, daß seine Freunde diese gewaltsame Auslegung willig und vielleicht sogar etwas beschämt wegen ihrer engen Auffassungsgabe entgegennehmen. Erstaunlicher ist schon, daß auch Benveniste sich entschließt, den ihm angetanen Schimpf zu vergessen und sich bei dieser Interpretation zu beruhigen. Zwischen ihm und Sabbatai haben Verhandlungen stattgefunden. Man kennt den Inhalt nicht. Aber im Ergebnis bezeugen sie erneut die erstaunliche Fähigkeit Sabbatais, Menschen zu behandeln und für sich zu gewinnen. Anderen Tages steht Benveniste auf der Gasse, und wie der tägliche pomphafte Aufzug mit Sabbatai an der Spitze daher kommt, ruft er aus: »Brüder, dieses ist der wahre Messias!« Und der Messias erntet den vielfachen Lohn seiner Diplo-

matie: ein großer Gegner ist als Freund gewonnen, das Volk jubelt vor Freude darüber, daß dieser geistige Führer jetzt zu ihnen gehört und der Friede in der Gemeinde hergestellt ist. Die Stadt ist völlig in seiner Hand. Wer jetzt noch Gegner ist, wagt sich nicht zu rühren. Er setzt Benveniste öffentlich und feierlich in sein Amt ein, eine sinnfällige Bekundung seiner unbeschränkten Autorität.

Wie alles ihm zufällt – nicht, weil er Anspruch darauf hat, sondern weil Zeit und Menschen mit Bereitschaften überladen sind – so fällt ihm auch noch der Triumph zu, seinen erbitterten Feind Chaim Pegna auf seiner Seite zu sehen. Was Drohungen und Angriffe und Verfolgungen bei diesem hartnäckigen Manne nicht haben bewirken können, bringt ein erschütterndes Erlebnis zustande. Wie er auf der Flucht aus der Synagoge in sein Haus zurückkommt, findet er dort seine beiden Töchter auf der Erde liegen, zitternd, sich windend, Schaum vor dem Munde. Und während er noch an Krankheit, gar an Vergiftung glaubt, muß er wahrnehmen, daß eine religiöse Ekstase sie befallen hat, und daß sie weissagen wie die Menschen einer aufgeschlosseneren Zeit. Deutlich ist die Verkündung der einen: »Ich sehe den weisen Sabbatai Zewi auf einem Thron hoch oben im Himmel sitzen, mit einer Krone auf seinem Haupte!«

Vor solchem Ausbruch des Unbewußten streckt Pegna die Waffen. Was so tief aus Gemüt und Wesen eines Menschen kommt, kann nicht anderem dienen als der Ausrufung der Wahrheit. Er geht am anderen Tage in das Haus Sabbatais, und vor ihm stehend, ruft er aus: »Sabbatai Zewi ist der wahre Messias!« Sie schließen Frieden miteinander. Durch das Volk

geht eine tiefe Welle der Erregung, daß gerade die Töchter des Leugners es gewesen sind, die ihn zur Umkehr brachten. Späterhin und auf dem Wege der schmückenden Berichterstattung wird dieser Vorgang zu einer Wundergeschichte, die das Gewicht zu Unrecht auf Sabbatai verlegt: ein jüdischer Kaufmann aus Livorno, Joseph Pynas, habe ein Gespräch von Türken belauscht, in dem sie verabredeten, sich die Stimmung der Juden zunutze zu machen und sie auszuplündern. Pynas sei darauf zu seinen Schuldnern gegangen und habe auf Zahlung gedrängt, damit er zu seinem Gelde komme, ehe die Türken alles nähmen. Sabbatai habe es verdrossen, daß dieser Mann so wenig Zutrauen zum Messias habe. Er befiehlt seinen Leuten, den Mann kräftig zu verprügeln und ihn zu überzeugen, daß der Messias vor den Türken keine Furcht habe. Wie nun Pynas die Menschenmenge sieht, die gegen sein Haus anstürmt, übermannen ihn Furcht und Erregung, und er fällt wie ein Toter zu Boden. Die Menschen halten ihn für tot und berichten es Sabbatai. Dem ist inzwischen sein Auftrag leid geworden, und er begibt sich in Pynas Wohnung. Mit einer Berührung seines silbernen Fächers bringt er ihn wieder zum Bewußtsein, oder – wie das Volk weiß – zum Leben. Auch wenn dieser Vorgang sich nicht auf Pegna beziehen soll, bestätigt er doch die Art, in der Gegner erledigt und Anhänger gewonnen wurden.

Die religiöse Ekstase, in die Pegnas Töchter verfallen sind, bleibt kein vereinzelter Fall. Es geschieht, was geschehen muß, wenn Menschen unter ungewöhnlich schweren Lebensbedingungen ihre materielle und ihre religiöse Existenz als eine unvollendete Einheit zu leben gezwungen sind, wenn der unablässig fühlbare

Druck eines Jahrtausends sich aus dem umhegten und umworbenen Bezirk ihres Glaubens her zu lösen verspricht, und wenn eine besondere innere Begabung für das Erfassen und Erleben religiöser Tatbestände durch den blendenden Schein einer Wirklichkeit und Erfüllung auf das äußerste erregt wird. Männer, Frauen und selbst Kinder verfallen dem Zustand der Verzückung. Man spricht von vierhundert Einzelnen, die zu dieser Zeit in Ismir prophezeit und geweissagt haben. Mag sein, daß darunter viele waren, bei denen ein hysterischer Wille zum sensationellen Verhalten ausschlaggebender für ihre Demonstration war als ein wirkliches, von innen wirkendes Überranntwerden. Für den Rest bleibt es noch bei einem seelischen Phänomen, das sie selbst und ihre Zeitgenossen ungewöhnlich erregte und erschreckte. Darum sind die Berichte darüber sehr zahlreich. Es scheint zweckmäßig, einige zu zitieren.

Es berichtet Ricaut, der derzeit englischer Konsul in Ismir war: »Es waren mehr als vierhundert Männer und Frauen, die das herannahende Reich des Sabbatai verkündeten. Selbst die noch kaum lallenden Kinder sprachen mit aller Deutlichkeit den Namen des Sabbatai, des Messias und des Gottessohnes aus. Die im fortgeschritteneren Alter stehenden sanken ohnmächtig hin, worauf sie mit überschäumendem Munde die Befreiung und das kommende Heil der Israeliten kündeten und von den Visionen sprachen, in denen sich ihnen Zion und der Triumph des Sabbatai offenbart hätte.«

Sodann, in auffallender Ähnlichkeit, nur mit Werturteilen durchsetzt, eine anonyme zeitgenössische deutsche Quelle: »Ja die Kinder selbsten, die kaum noch ein Wort lallen kunten, haben den Namen des

Sabbatai, des Messiae und Sohnes Gottes, gantz deutlich ausgesprochen. Wie denn auch der Höchste verhängt und dem Teufel so große Gewalt gegeben, dieses Volk zu betriegen, daß ihre Kinder eine zeitlang besessen worden und man in ihren Leibern unterschiedene Stimmen gehört: diejenige aber, die schon etwas erwachsen gewesen, seynd Anfangs ohnmächtig zu Boden gefallen, nachgehends einen Schaum vor dem Munde ausgeworffen, und von der Erlösung und künftiger Glückseligkeit der Israeliten geredet, wie auch, daß sie Gesichter von dem Löwen Juda und des Sabbatai Zewi Triumph gesehen hätten, vermeldet; und ob zwar dieses sich alles wirklich und in der Tat also zugetragen, so kann es doch nur allein des Teufels Betriegereyen, wie die Juden hernach es selbst gestanden, zugeschrieben werden...«
Auch Coenen, der interessierte Augenzeuge aller Vorgänge in Ismir, kann nur feststellen, daß hier sich begibt, was er, der evangelische Theologe, als eine Erfüllung der Verheißung aus dem Propheten Joel betrachtet: »Und darnach soll es geschehen, daß ich meinen Geist ausgießen werde über alles Fleisch, und ihre Söhne und Töchter sollen prophezeien.« So weit ihm die Ekstasen echt scheinen, sagt er von ihnen: »Inder daet es is dit werck niet anders geweest dan of een konst des Duyvels.« Wo er seine Bedenken hat, meint er: »men koster genoegsaem een gemaecktheyt in mercken, gelijk in de Quakers van England.«
Es ist von Baruch de Arezzo eine solche Prophezeiung überliefert worden, die er einem Manne namens Jeschurun zuschreibt, eine stammelnde, zukkende Folge von Worten, immer wie aus neuem inneren Krampf wiederholt, durchsetzt mit Zitaten aus den täglichen Gebeten: »Gott, ich hörte deinen

Ruf: König, König der Könige wird herrschen in Ewigkeit. Höre Israel, Gott unser Herr, Gott ist einzig. Der König ist gekrönt worden mit der Krone. Unser König Sabbatai Zewi. Gott schütze Israel. Unsere Bitten sind erhört. Von den Tiefen habe ich geschrien. Eine große Freude. Es sei gelobt, der schon lebt. Bringt die Krone unseres Königs. Wehe dem, der nicht glaubt, daß er erwählt sei. Gnade dem, der die Gnade hat, in dieser Zeit zu leben. Göttliches Lied der Gnade jedem Gottesgläubigen. Höre uns Gott und erlöse uns. Schon gab man ihm die Krone. Sein Königreich ist ein Königreich der Ewigkeit. Danket Gott, denn gut ist er. Gott der Wahrheit. Messias der Wahrheit. Sabbatai Zewi der Wahrheit. Große Freude sei über euch. Öffne deine Hände. Gott ist ein Herr. Da Gott zurückkehrt aus der Gefangenschaft Zions, sei große Freude den Juden. Danket dem Herrn des Himmels, denn einen König gab er uns. Wehe dem, der nicht an ihn glaubt! Der göttliche Stern unseres Königreiches ist aufgegangen. Gott, ich und mein Leben stehen vor dir. Als ein Engel habe ich zu dir gerufen. Gelobt sei, der in seinem Namen kommt. Gott wird es dir vergelten am Tage der Sorge. Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit! Hilf uns, o Gott, wie deine Barmherzigkeit ist. Es gibt keinen bösen Trieb. Gott erhörte meine Bitte ...« Und so fort bis in die Erschöpfung hinein, alles vier, fünf Mal wiederholt, in den prägnanten, zusammengerissenen Wendungen der hebräischen Sprache.

Die Juden leben in diesen Tumulttagen von Ismir so völlig auf sich gestellt, so ganz verloren in der Betrachtung dessen, was ihnen wichtig war, daß sie ihren gewohnten Alltag darüber mit großzügiger

Gleichgültigkeit vernachlässigen. In aller Begeisterung vergessen sie nicht, daß der Anbruch der messianischen Zeit an die seelische Vorbereitung der Menschen besondere und erhebliche Anforderungen stellt. Da es ihnen mit ihrem Glauben Ernst ist, widmen sie sich auch mit einem erschütternden Eifer der Erfüllung der religiösen Gebote. Sie begreifen: Sünde von Mensch gegen Gott, von Mensch gegen Mensch, von Mensch gegen die Gesamtheit, Sünde als Inbegriff alles dessen, was einer in kleinlicher Selbstbefangenheit an Würde und Wohlwollen und Liebe zum anderen, zum Du, zum Außen verfehlt, ist Quell und Ursache alles Unfriedens, alles Unglücks, aller Erduldungen. Damit muß ein Ende gemacht werden. Das muß abgegolten und abgebüßt werden. Was in dem heiligen Feste ihres Jahres verankert liegt: Versöhnung, was – wenn auch nur als Idee – begriffen zu haben, diesem Volke in der Geschichte des Seelenlebens einen besonderen Platz zuweist, wird jetzt in die Wirklichkeit übersetzt. Sie tun es mit den Mitteln, die sie aus ihrer Tradition kennen: durch Buße in jeder Form. Männer, Frauen und Kinder beten; sie fasten, zuweilen in einem Übermaß, daß der Körper darunter zusammenbricht und der Büßer stirbt; sie legen sich alle Arten von Kasteiungen und Entbehrungen auf; sie nehmen das symbolische Tauchbad jeden Tag, selbst mitten im Winter, in den kalten Wassern des Meeres. Um auch den Rest der Seelen, die noch nicht geboren sind, in die Körperhaftigkeit eingehen zu lassen, werden in großer Anzahl schon die Kinder mit einander verheiratet und damit das letzte Hindernis für den Beginn der Erlösungszeit beseitigt. Sie geben von ihrem Geringen oder von ihrem Überfluß dem, der weniger hat

als sie, oder sie geben es dem Messiass, oder schicken es nach Jerusalem. Sie vernachlässigen ihren Beruf und ihre Geschäfte. Sie wollen kein Geld mehr verdienen, denn in der zukünftigen Zeit hat alles Materielle keinen Sinn und Wert mehr. Sie beginnen, ihre Häuser und die Einrichtungen zu verkaufen, da sie sie doch auf dem Zuge nach Jerusalem nicht mit sich schleppen können.

Sie ringen mit allen Mitteln um ihre innere Erlösung, und von Zeit zu Zeit fühlen diese und jene, daß sie freigeworden sind und daß man ihnen verziehen hat. Ihre Freude ist übergroß. Sie sind jetzt in einen neuen Zustand eingegangen und stehen an der Schwelle jener Welt, in der die bisherigen Begriffe von Gut und Böse keine Geltung mehr haben. Was sie jetzt tun, ist ohne Beziehung zur Sünde, ihr Gesang so gut wie ihr Tanz, ihre üppigen Gastereien so gut wie die Unbedenklichkeit ihrer erotischen Betätigung, die bis dahin von der Klammer des Gesetzes zu einem Akt von religiöser Prägung zusammengehalten wurde. Sie sind ohne Gesetz und folglich zügellos. Die Erlösung führt sie zu der gleichen Haltung, wie späterhin, beim Zusammenbruch der Bewegung, es das Extrem, die Verzweiflung tat. Auch da wurden sie zügellos und ausschweifend, weil sie überlegten, daß nur aus dem tiefsten Abgrund der Sünde die Befreiung kommen könne.

Die Einwohner von Ismir und die europäischen Kaufleute sind interessierte, aber im allgemeinen unbeteiligte Zuschauer dieser Vorgänge. Ihr religiöses Mitverstehen legt ihnen Reserve auf. Sie sind anfangs auch noch nicht davon überzeugt, daß diese Bewegung ernsthaftere Formen annehmen und sich auf längere Dauer auswirken werde. Aber es kommt

ein Augenblick, in dem ihr eigenes Interesse recht empfindlich berührt wird. Ihre Geschäfte leiden unter der Bewegung. Die Makler, die Dolmetscher, die Arbeiter, Händler, Ruderknechte, Fischer und Handwerker arbeiten nicht mehr. Sie legen Handel und Wandel einfach lahm. Und da man sie nicht mit Gewalt zur Arbeit zwingen kann, muß ein Weg gefunden werden, ihnen die Ursache ihres Faulenzens zu nehmen. Die Türken insbesondere befürchten, daß es zu größeren Unruhen kommen werde, zumal das Gerede von der bevorstehenden Entthronung des Sultans schon Gassengespräch geworden ist.

Eine Abordnung der angesehensten Einwohner begibt sich endlich zum Kadi der Stadt und fordert ihn auf, irgend etwas zu unternehmen, damit der Handel seinen Gang gehe und die Unruhen vermieden würden. Dem Kadi sind die Vorgänge in der Stadt wohl bekannt; er mißbilligt sie zwar, aber er duldet sie dennoch, da er nicht weiß, was er gegen sie unternehmen soll. Ihm ist die Situation recht unbehaglich. Er kann doch nicht die ganze jüdische Bevölkerung in Haft setzen lassen, und wenn er ihren Messias in Haft setzt, werden die Juden ihm das Gefängnis stürmen. Immerhin verspricht er, sich die Rabbiner der Gemeinde am anderen Tage kommen zu lassen. Sie erscheinen, Benveniste an der Spitze, ein wenig erregt und beunruhigt, aber doch in dem sicheren Gefühl, es bei dem Stand der Dinge auf eine Kraftprobe ankommen lassen zu können. Das entgeht dem Kadi nicht und trägt nicht dazu bei, ihm die Unbehaglichkeit seiner Rolle zu erleichtern. Er hält den Rabbinern eine große Ansprache, in der er alle seine Bedenken über die Volksbewegung zum Ausdruck

bringt. Vielleicht ist es eine begründete Bewegung, vielleicht auch nicht. Er selbst ist jedenfalls auch noch nicht davon überzeugt, daß Sabbatai Zewi der Messias sei. Er will aber auch nicht ohne weiteres an ihm zweifeln. Schließlich sind die Türken doch auch ein gläubiges Volk, und sie haben mit den Juden gemeinsame Erzväter und Propheten. Er sagt: »Wir sind nicht unfolgsam gegen Gottes Gebote. Wir wissen, daß am Ende der Welt ein Messias kommen muß, dem wir uns beugen werden. Beweist uns, daß es der ist, den Ihr erwählt habt. Dann werden wir bereit sein, ihn anzuerkennen. Bringt ihn hierher. Ich will ihn prüfen. Ich will ihn selbst auf den Thron setzen. Aber wenn ihr mich nicht überzeugt...« Und nun folgen einige flügellahme Drohungen, mit denen es ihm nicht sehr ernst ist.

Er rechnet auch kaum damit, daß Sabbatai vor ihm erscheinen wird, so wenig, wie es Sabbatai in den Sinn kommt, sich dieser Aufforderung des Kadi zu fügen. Die Rabbiner sind etwas betreten über den Auftrag, den sie ihrem Messias auszurichten haben. Dagegen ist das Volk in heller Begeisterung, weil es hier eine Gelegenheit wittert, Zeugen unerhörter Wundertaten zu sein. Mit ihm freuen sich die heimlichen Gegner, wenn auch aus anderer Begründung. Helle Haufen sammeln sich vor Sabbatais Hause. Es sind wieder die Unentwegten darunter, die ihm mit dem Herzen nicht weniger dienen als mit ihrer Arbeitsfaust. Sabbatai hätte in dieser Situation bestimmen können, was er wollte. Aber er löst die Situation auf eine schlichte und im Ergebnis sehr nachhaltige Weise. Statt dem Kadi zu gehorchen und vor ihm Wunder zu wiederholen, die er ja gemäß der Legende längst vollbracht hat, hält er an das Volk eine

Ansprache und sagt, es gäbe da irgendwo einen hungrigen Satan, der ihn verfolge. Man müsse diesen Satan satt machen, damit er Ruhe gebe.
Eine solche Äußerung ist ein deutlicher Wink für die Reichen unter seinen Anhängern, den sie wohl verstehen, und dem sie eiligst nachkommen. Statt des Messias bringen sie dem Kadi Geld. Und er nimmt es an.
Wie das ruchbar wird, sind die Türken sehr erbost. Sie begeben sich erneut zum Kadi und stellen ihm ein Ultimatum zum Einschreiten gegen die Juden. Er verteidigt sich damit, daß die Annahme des Geldes an sich ja kein Grund sei, nicht doch etwas gegen die Juden zu unternehmen. Aber er lehnt es ab, gegen sie Gewalt anzuwenden. Er will die Verantwortung dafür nicht übernehmen. Da die Juden in der Stadt die Majorität haben, fürchtet er, einen Aufstand hervorzurufen, von dem er weiß, daß er ihm nicht gewachsen ist. Er beruhigt sich bei dem Gedanken, daß er die Juden einstweilen ein wenig eingeschüchtert habe. Dagegen verspricht er den Türken, sogleich Bericht nach Konstantinopel zu geben und Anweisungen einzuholen, was er endgültig unternehmen solle. Um noch ein übriges zu tun und zugleich jede Verantwortung von sich abzuwälzen, läßt er Sabbatai den Befehl zustellen, sich binnen drei Tagen nach Konstantinopel zu begeben, um sich dort vor dem Großvezier zu verantworten.
Sabbatai kümmert sich um diesen Befehl nicht im mindesten. Seine Stellung gegenüber dem Kadi ist inzwischen endgültig und eindeutig bestimmt durch neue Wunderberichte, die durch die Stadt gehen. Darnach sind in diesen Tagen, da der Kadi gegen den Messias etwas unternehmen wollte, in der Nacht der

Erzvater Abraham, der Prophet Elijahu und Mardochai, der Pflegevater der Königin Esther, beim Kadi erschienen. Der Prophet Elijahu schwebte auf einer feurigen Säule. Der Kadi erhob sich sofort von seinem Lager und bat die Drei, sich zu setzen. Sie taten es, und die feurige Säule stellte sich zwischen den Kadi und seine Besucher. Die Säule strahlte eine solche Glut aus, daß sie den Kadi zu verbrennen drohte. Er bat flehentlich, der Prophet möge diese Glut mildern. Elijahu tat es sogleich, aber er warnte den Kadi ernsthaft, irgend etwas gegen die Juden zu unternehmen, oder Beleidigungen anderer gegen sie zu dulden. Der Kadi versprach es. Und er hielt sein Versprechen. –

So erfüllt ist die Gegenwart des Volkes vom Geschehen des Wunderbaren, daß sie überall Mirakel sehen. Es geschieht ihnen immer irgend ein Gesicht oder eine Begegnung. Da sieht einer mitten am Tage auf einem Felde eine feurige Säule. Ein anderer hat sie in der Nacht gesehen. Ein dritter sah den Mond aus den Wolken kommen, und er war ganz feurig. Andere haben gesehen, daß der Himmel sich öffnete und ein feuriges Tor zeigte. Darin stand ein Mensch mit einer Krone auf dem Haupte, und seine Züge waren die des Sabbatai Zewi. Einem anderen, der am Strande entlang ging, begegnete es, daß er einen Stern vom Himmel in das Meer fallen sah, und vom Meere stieg der Stern wieder zum Himmel hinauf. Und es ist ihnen alles, was da geschieht, ganz vertraut. Es sind ihnen nur Illustrationen zu den Voraussagungen des Joel: »Und ich werde Wunderzeichen am Himmel und auf der Erde geben, Blut und Feuer und Rauchsäulen. Die Sonne soll sich in Dunkelheit verwandeln und der Mond in Blut,

ehe der große und schreckliche Tag des Herrn kommt.«

Bei dieser Aufgeschlossenheit für das Wunder und bei dieser Süchtigkeit nach dem Erleben des Wunderbaren kann es endlich auch nicht ausbleiben, daß ihnen eine Gestalt erscheint, die so liebevoll wie selten eine von der Tradition bedacht und von der zärtlichen Phantasie des Volkes umhegt worden ist: eben die des berühmten Propheten Elijahu aus der Zeit des Königs Ahab. Dieser Prophet ist ihnen nicht gestorben. Er ist nur von der Erde weggenommen worden. Auf einem feurigen Wagen ist er zum Himmel hinaufgefahren. Von dort aus entfaltet er nun seit Jahrhunderten seine unsichtbare Allgegenwärtigkeit. Es ist noch heute dem jüdischen Kinde ein märchenhaftes Gleichnis, daß an den beiden ersten Abenden des Passahfestes an der Tafel ein Platz frei gelassen ist. Ein Glas Wein steht da. Und während die Liturgien gesungen werden, öffnet man an einer bestimmten Stelle der Vorlesung die Türe, damit Elijahu eintreten kann. Er kommt, trinkt unmerkbar von dem Wein und segnet den Sinn des Festes durch seine Gegenwart, so wie er auch immer gegenwärtig ist, wenn ein jüdischer Knabe durch das Rituale der Beschneidung in den Bund aufgenommen wird. Das Passah dient dem Andenken an die Befreiung aus Ägypten, zugleich der Hoffnung auf eine neue Heimkehr, zusammengedrängt in den Schlußruf der Vorlesung: Le'schanah habah bi'jeruschalaim, im kommenden Jahre in Jerusalem! Und so ist für diese erneute Befreiung, die große messianische, Elijahu nach der Tradition der Vorbote. Wenn er sich zeigt, ist die entscheidende Zeit gekommen.

Folglich zeigt er sich jetzt. Immer wieder melden

sich Menschen, die ihm begegnet sind. Eine Frau sieht ihn im Traume. Eine andere trifft am Freitag einen unbekannten alten Mann, der sie um ein Almosen angeht. Es ist Elijahu. Er tritt in jederlei Gestalt auf, oft noch unsichtbar und sich nur durch sein Verhalten andeutend. Aber da man weiß: er ist da, läßt man an jeder Tafel einen Platz für ihn frei und stellt ihm Speisen hin, von denen er nimmt, ohne daß sie sich vermindern. Da war ein Mann, den diese unmerkbare Gegenwart betrübte, und er ordnete an, daß der Tisch über Nacht gedeckt bleibe. Am anderen Morgen ist seiner Erwartung Genüge geschehen: der Wein ist ausgetrunken. Elijahu hat den Becher zum Dank mit Olivenöl gefüllt. Weit umher berichtet wird der Vorgang, der sich im Hause des Salomo Carmona abspielte. Carmona hat Freunde zum Mittagessen geladen, und wie einer während des Mahles die Wand hinaufblickt, an der die schönen blanken Zinnteller zur Zierde befestigt sind, beginnt er selig zu lächeln, erhebt sich und verneigt sich tief zur Wand hin. Denn dort, in dem metallenen Schein, steht Elijahu. Die anderen erheben sich ebenfalls und verneigen sich mit ihm.

Die Nachwirkung solcher Vorgänge in den Gemütern der Gläubigen ist ungewöhnlich groß und wird vermehrt durch ein gleich wunderbares Ereignis, das aus Konstantinopel ihnen berichtet wird und das greifbare und praktische Folgen hat: da geht ein Jude durch die Straßen und trifft einen Mann, den er dem Ansehen nach für einen Türken hält. Der Mann spricht ihn an, und da erkennt der Jude, daß es Elijahu ist. Der Prophet ermahnt ihn, die Gesetze der Thora schärfer zu beachten. Er weist ihn auf das Gesetz hin, das in dem Buche ‚Er rief' verzeichnet

steht: »Abrunde nicht die Ecke eures Haupthaares, verdirb nicht die Ecke deines Bartes.« Das ist eines der Gesetze, durch das der Jude an der Nachahmung der Sitten seiner Umgebung gehindert werden soll. Er ruft ihm weiter ins Gedächtnis zurück, was in dem Buche ‚In der Wüste' Gott dem Mosche als Anweisung an das Volk gibt: »Sie sollen sich ein Fransengeblätter machen an die Zipfel ihrer Kleider für ihre Geschlechter, und sie sollen an das Zipfelgeblätter einen hyazinthnen Faden geben; so seis euch zu einem Blattmal ...« Die Zipfel, die vier Ecken des Kleides, die Arba kanfoth, haben diesem Gewandstück, dessen Anblick sie ständig an Gott und seinen Bund erinnern soll, den Namen gegeben. Nun geht der Jude heim und berichtet sogleich in einem Briefe nach Ismir von dieser Begegnung. Der Brief geht in Abschriften weiter durch das Land. Er bekommt durch die Person seines geistigen Urhebers ohne weiteres verpflichtende Gesetzeskraft. Die Folgen beschreibt eine zeitgenössische Quelle sehr verständlich: »... denn weil sie ihre Häupter auf türkische Weise ganz geschoren hatten, so schien es sowohl beschwerlich als auch der Gesundheit schädlich zu sein, wenn sie das Haar wollten wachsen lassen. So ließen sie zu beiden Seiten des Hauptes eine lange Haarlocke wachsen, die ihnen unter der Hauben hervorgehangen und wodurch nachgehends die Gläubigen von den Kophrim (das heißt: ungläubigen Gegnern) erkannt wurden.«

Jetzt verfolgt Elijahu das Volk bis in jede Einzelheit ihres Alltags. Am Ausgang des Sabbath wird Wein im Hause ausgegossen, weil der Prophet Freude daran hat und imstande ist, den Wohlstand des Hauses zu mehren. Es soll hier und da Menschen gegeben

haben, die sich heimlich einige Tropfen dieses Weines in den Geldbeutel schütteten. Die Rabbinern befehlen der Gemeinde, als Vorbereitung auf das Eintreffen des Propheten schon jetzt die Häuser zu reinigen und die hebräischen Bücher geöffnet hinzulegen. Es war da einer, der einen sehr schönen Hund hatte, an dem er sehr hing. Er verjagte ihn, weil er bei der Ankunft des Elijahu kein unreines Tier im Hause haben wollte. Als Sabbatai, wie es derzeit der Brauch war, zu einer Beschneidung als Gast gebeten wurde, bat er beim Eintritt in das Haus, noch mit dem Beginn der Zeremonie zu warten, bis er ihnen Anweisung gebe. Man wartete folgsam eine halbe Stunde. Da gab Sabbatai das Zeichen zum Anfang. Als man ihn späterhin nach dem Grunde fragte, erklärte er, bei seinem Eintritt in das Haus sei Elijahu noch nicht zugegen gewesen. Erst nach einer halben Stunde sei er erschienen.
Die andersgläubigen Berichterstatter von damals und von später haben Kübel voll Hohn über diese Menschen und ihren Glauben an Elijahu ausgegossen. Sie hätten es besser nicht tun sollen. Diese Menschen haben so in tieferer Wirklichkeit ihren Propheten gesehen, wie anderthalb Jahrtausende vorher die Menschen auf der Hochzeit zu Kana Wein getrunken haben. Nur Hochmut oder belangloser Intellekt werten oder erklären Wunder. Am inneren Geschehen können sie nichts verbiegen.
Was bisher hier in Ismir geschehen ist, drängt sich auf den Zeitraum einer einzigen Woche zusammen und dient, wenn von bewußtem Zwecke noch gesprochen werden kann, der offiziellen Errichtung des messianischen Königtums. Es kommt der 10. Tewet heran, der alte, traditionelle Fasttag zum Andenken an

die Belagerung Jerusalems durch die Babylonier. Da setzt Sabbatai mit einer großen und dem Volk verständlichen Idee ein: in der Stunde der Wiedergeburt des jüdischen Volkes ist kein Raum mehr für die Trauer über die Zerstörung Jerusalems. Das Volk wird es wieder aufbauen. Darum wird der Fasttag des 10. Tewet hiermit für alle Zeiten abgeschafft.

Zu dieser königlichen Verfügung treten als Ergänzung die Dekrete und Edikte, die Primo, Sabbatais ‚Sekretär', in die Welt hinaus sendet. An alle Gemeinden in Asien, Afrika und Europa gibt er Nachricht von dem Beginn der Erlösungszeit. Er weist sie an, was sie zu tun haben, um sich für die Zeit vorzubereiten. Er organisiert die Devotion, wie Ercole von Ferrara sie zu Savonarolas Zeiten für seine Stadt organisiert hat. Nur daß Primos Edikte Neuerungen treffen, die das Gewohnte berühren: er ändert die herkömmliche Gebetsordnung. Er leitet damit ihr tägliches Verhalten schon in den neuen Zustand über. Ein 10. Tewet ist nur einmal im Jahre. Aber Gebete sagen sie dreimal am Tage. Zum Pathos des Messias fügt er das, was wichtiger ist und dauernder: die Realität des kleinen Alltags.

Aber auch diese Änderung wird, insbesondere in Ismir selbst, so willig und schnell hingenommen, daß das Volk beinahe anderen Tages schon wieder bereit ist für neue Ereignisse. Sie ertragen keinen Stillstand. Sie kennen keine Wartezeit. Was jetzt so glühend begonnen hat, muß sich feurig ausbreiten und vollenden. Unter ihnen lebt der König der Könige. Er muß das Königlichste tun, das Wunderbarste, das Unerhörteste. Jedes Mirakel in seinen bekannten und schon vertrauten Ausmaßen ist zu schwach. Es muß,



Die Krönung Sabbatai Zewis

um ihnen zu genügen, geschehen, was in ihrer Geschichte einzigartig ist. Und es geschieht. Zwischen dem 11. und dem 22. Tewet, dem 19. und dem 30. Dezember 1665 teilt Sabbatai Zewi die Welt auf! Er vergibt Kronen und Königreiche an seine Brüder und seine engsten Freunde. Isaak Silveira, den, der heimlich Antwort gab bei der ersten Anrufung des heiligen Namens, ernennt er zum König David. Abraham Jachini, seinen großen Förderer, dem er die Auffindung der schriftlichen Verheißung verdankt, setzt er für diese königliche Weisheit in das Amt des Salomo ein. Sein früher Freund und großer Wohltäter Joseph Raphael Chelebi wird zum König Joas ernannt. Salomo Carmona, bei dessen Gastmahl sich der Prophet Elijahu zeigte, wird zum König Achab ernannt. Sein Sendbote Matathia Aschkenasi wird König Assa, sein Gegner von einst, Chaim Pegna, wird gewürdigt König Jerobeam zu heißen. Seinen Bruder Elias erhebt er zum König des Königs der Könige, das bedeutet: zum König der Türken. Seinen Bruder Joseph heißt er König der Könige in Juda, und sein Beiname ist: Kaiser der Römer.

Die Zuweisung der einzelnen Kronen ist von Sabbatai nicht als eine willkürliche gedacht. Jedem erklärt er vielmehr, welche Seele im Verlauf ihrer Wanderungen in ihn eingegangen sei und welche Person er mithin verkörpere. Sechsundzwanzig Könige und Fürsten ernennt er insgesamt, und da ist keiner, der an der Ernsthaftigkeit des Beginnens und an der baldigen Wirksamkeit der Amtserhebung auch nur den geringsten Zweifel hat. Die die Verwirklichung nicht erwarten können, fügen ihrem Namen schon jetzt den verliehenen Ehrentitel bei. Sie lassen sich über ihre Ernennung Dokumente ausstellen und Siegel anfer-

tigen, die sie unter ihre Briefe setzen. Da ist ein armer Schlucker, Abraham Rubio, ein Mann, der von Almosen lebt, und den Sabbatai für seine treue Anhängerschaft zum König Josia ernannt hat. Freunde und Bekannte des Rubio erwägen, daß solchem Mann doch mit Geld besser gedient sei als mit einer zukünftigen Krone. Sie drängen ihn und bieten ihm große Summen an, daß er ihnen sein Königtum verkaufe. Aber Rubio lehnt dieses Angebot lächelnd ab. Wer wird denn auch eine gewisse und nahe und glorreiche Zukunft um einiger Goldstücke wegen verspielen wollen?

Aber auch diese Aufteilung der Welt, ein Vorgang sondergleichen, wird vom Volke nicht als ein abschließender Akt begriffen, sondern nur als eine vorbereitende Handlung. Die Verteilung von Kronen ist die Hergabe ebensovieler Versprechen. Sie müssen eingelöst werden, wenn nicht alles sich als Trug und Märchen und leere Gebärde erweisen soll. Noch stehen die anderen, von der jetzt beendeten Zeit auf ihre Throne erhobenen Könige mitten in ihrer Gewalt. Sie muß ihnen genommen werden, damit Raum geschaffen werde für ihre Könige von morgen. So wie der Prophet Nathan Ghazati es verheißen hat, muß es geschehen. Darum muß als erster Sabbatai Zewi nach Konstantinopel gehen und den Sultan entthronen. Anders ist der Lauf ihrer Geschichte nicht denkbar.

Dieses ist der Augenblick schicksalschwerster Entscheidung im Leben des Messias. Es gibt keine Möglichkeit für ihn, weder eine innere noch eine äußere, sich diesem Anfordern des Volkes und der Logik im Ablauf der Dinge zu entziehen. Er hat Nathan und seine Prophezeiung aufgenommen, er hat das Volk

und seinen leidenschaftlichen Willen zu Wunder und Erlösung nicht von sich gewiesen, sondern sich zu ihrem Mittelpunkt gemacht. Da sind Geister, die er gerufen hat, und denen er jetzt gehorchen muß. Sein Schicksal ist eigenlebig geworden, zwangsläufig. Es verlangt Handlung von ihm, nicht Entschließung. Die Entschließung ist ihm vorgeschrieben. Die Handlung bleibt als die Quelle tiefster Gefahren seine eigentliche Verpflichtung. In Ismir lebt er getragen von einer Masse Menschen. Konstantinopel ist Ferne, Fremde, feindlicher Bezirk. Hier wird er gedrängt, dort muß er bedrängen. Hier wird ihm Macht angeboten und zugewiesen. Dort muß er sie aus Eigenem erringen.

Aber Gefahr oder nicht: die Wahl liegt nicht mehr bei ihm. Er verkündet also, was er verkünden muß: er wird sich mit dem Ablauf des Monats nach Konstantinopel begeben. Es ist der letzte mögliche Augenblick. Das Jahr 1665 ist zu Ende. Das von ihm selbst angenommene messianische Jahr 1666 bricht an. Die Zeit, die er selber angerufen hat, steht vor ihm und verlangt seine entscheidende Aktion.

Das Volk vernimmt diese Botschaft mit tiefster Zufriedenheit und Gläubigkeit. Aber sie jubeln nicht mehr. Sie halten im Übermaß der Erwartung den Atem an, wie Sabbatai Zewi am 22. Tewet, dem 30. Dezember 1665, eine Saycke, ein kleines Segelschiff besteigt, um nach Konstantinopel zu fahren.

NEUNTES KAPITEL

ECHO

DIE NACHRICHTEN VON DEN EREIGNISSEN IN ISMIR beginnen sich auszubreiten, gleichmäßig nach allen Seiten hin wie Schallwellen. Und die Verbreitung hat durchaus nicht jene mittelalterliche Langsamkeit, an die man für die damaligen Verhältnisse denken möchte. Juden sind immer irgendwo auf Wanderschaft und tragen Briefe und Botschaften mit sich. Und während der Bote sich in einer Gemeinde ausruht, geht schon ein anderer mit der Abschrift seiner Berichte zur nächsten weiter. Es waren ja auch durch Primos Fürsorge die beiden offiziellen Sendboten in die Welt hinaus geschickt worden, die als wandelnde Stationen für die Aufnahme und Verbreitung von Nachrichten sorgten. Ihnen kamen die zahllosen Privatbriefe zur Hilfe, die vom Orient nach Europa gingen, und die in sich wieder durch mündliche und abschriftliche Wiedergabe zu einer neuen Quelle der Berichterstattung wurden. Und in dem Maße, in dem der jüdische Orient nicht nur von den Nachrichten, sondern in aller Tatsächlichkeit von der Bewegung selbst ergriffen wird, setzt eine neue und sehr wichtige Reihe von authentischen Berichten ein: die der europäischen Kaufleute und der politischen Vertreter auswärtiger Staaten, die auch wohl im wesentlichen die wirtschaftlichen Interessen ihrer Nationen wahrzunehmen hatten.

Zu Anfang hatten sie sich um die Bewegung nicht viel gekümmert. Aber in überraschend kurzer Zeit berühren die Ereignisse schon den Nerv ihrer Interessen. Nicht nur, daß – wie schon dargestellt – ein Mangel an Arbeitskräften eintritt; auch die jüdischen Kaufleute werden zurückhaltend. Sie gehen keine neuen Verbindlichkeiten mehr ein. Sie treiben

ihre Außenstände ein und beginnen mit der Auflösung ihrer Geschäfte. Auch diejenigen orientalischen Juden, die nicht an den Messias glauben, tragen doch der Stoßkraft dieser Bewegung Rechnung und legen sich in ihren Geschäften äußerste Zurückhaltung auf. Im Ergebnis wird also der europäische Handel im Orient erheblich betroffen, und die Kaufleute und diplomatischen Vertreter beginnen, die Bewegung zu verfolgen und zu erforschen, Einzelheiten zu ermitteln und sie nach Europa zu berichten. Ein Herr Plettenberg, als »Resident des Kaisers in Dresden« bezeichnet, vermerkt: »Der Grund, warum unsere Kaufleute in Ismir nicht über diesen König bis jetzt berichtet haben, ist der, daß er sich wegen der Ungläubigkeit der Juden, sowohl in Ismir wie in Konstantinopel, solange zurückhielt. Er wird jetzt nach Konstantinopel gehen, und im nächsten Juni wird die Erlösung Israels in der ganzen Welt bekannt gegeben werden. Es sind jetzt noch mehr Nachrichten aus Venedig und Wien gekommen, daß Sabbatai Zewi schon in Konstantinopel eingetroffen und dort ehrerbietig empfangen worden sei.«
Auch der französische Gesandte, Monsieur de Chaumont, berichtet seiner Regierung von der »... Aufregung über den Messias, der in Kürze erwartet wird. Es wird gesagt, daß der Sultan damit einverstanden ist, ihm die Herrschaft über ganz Palästina abzutreten. Der größte Teil der Juden treibt seine Geschäfte nicht mehr, sondern bereitet die Übersiedlung nach Jerusalem vor. Erst haben wir uns darüber lustig gemacht. Aber allem Anschein nach droht die Sache jetzt Ernst zu werden.« Im gleichen Sinne berichtet der französische Konsul in Ismir an Sir Rosano in Livorno von dem Messias: »... vor dem

die Türken großen Respekt haben. Unsere Nation bleibt in einiger Besorgnis. Gott möge geben, daß die Sache uns nicht schadet.« Die Signoria von Venedig läßt sich von ihrem diplomatischen Vertreter Bellario ausführlich berichten. Der Großherzog von Toscana und der Herzog von Savoyen werden weiter unter denen genannt, die sich schriftliche Aufklärung geben lassen. Im weiteren Verlauf der Dinge wachsen dann die Berichte über die kurze Form eines Briefes hinaus und werden Abhandlungen, die kleinere Schriften und größere Bücher füllen.

Stoff zu solchen Werken bietet die Zeit schon jetzt in Fülle, allein durch das Übergreifen der sabbatianischen Bewegung auf die türkische Judenheit. Wachsend mit der Entfernung vom Zentrum der Bewegung steigert sich die Unkontrollierbarkeit der Berichte, ohne aber der Intensität des Glaubens Abbruch zu tun. Aber auch die Gegnerschaften werden im gleichen Maße heftiger, weil sie nicht gleich zu Beginn von einer erdrückenden Mehrheit der Anhänger erstickt werden. Zu einer Neutralität konnte es bei der heftigen Erregung der Gemüter aber nicht kommen. Die türkische Judenheit spaltet sich in Anhänger und Gegner, in Meaminim und Kofrim. Zwischen ihnen werden erbitterte Kämpfe ausgetragen, bei denen jedes Mittel erlaubt ist. Von Jakob Aschkenasi, dessen Nachkommen später erbitterte Antisabbatianer sind, wird berichtet, daß er über die Gegner des Messias sogar die Todesstrafe verhängt habe. Was aber auf die Länge den Sabbatianern das entscheidende Übergewicht gibt und die Kofrim mindestens in das Schweigen der Angst und Vorsicht drängt, ist der Umstand, daß sie etwas Positives zu verteidigen haben und mit der Vorbereitung ihres

Schicksals auf die ernsthafteste, oft erschreckende Weise beginnen.

Im Vordergrunde ihres Tuns steht die Buße, Buße in ihrer besonderen Form und dem besonderen Sinne, den die hebräische Sprache diesem Worte zuweist. Sie hat für Buße und Rückkehr und Antwort das gleiche Wort zur Verfügung: Te'schuwah. Was sie tun, ist also Antwort geben auf den Anruf des Gewissens, Rückkehr in den Zustand der Sündenlosigkeit. Getreu uralten Vorstellungen greifen sie daher zur Kasteiung. Was von den Juden der Stadt Saloniki berichtet wird, wiederholt sich überall und mag als Paradigma berichtet werden. Die Juden hier sind in ihrer Mehrzahl schon seit langem mit der kabbalistischen Lehre und insbesondere mit Art und Anforderungen der praktischen Kabbala vertraut. Sie sind weniger enthusiastisch als die Leute von Ismir, aber sie sind härter, strenger, fanatischer. Es ist ihnen unheimlich ernst mit ihrer Buße. Sie drängen sich zu ihren Gelehrten hin und tragen ihnen vor, was sie an Sünden begangen haben. Vier Chachamim sind ständig damit beschäftigt, diese Beichten entgegenzunehmen und zu bestimmen, was einer als Buße dafür zu leisten habe. Aber meistens genügt es den Bußfertigen nicht. Sie gehen weit über das auferlegte Maß hinaus. Die Fasten werden bis zur letzten Grenze körperlicher Erschöpfung ausgedehnt. Sie lassen sich mit Schnee und mit Eisstücken bedecken. Sie steigen in das Meer und stehen im kalten Wasser bis zum Umsinken. Sie gießen sich heißes Wachs über den Körper. Sie lassen sich bis zum Halse in die Erde eingraben und verharren dort bis zur Ohnmacht. In dunkler, flagellantischer Sucht schlagen sie sich gegenseitig mit Geißeln und mit Nesseln. Bündel von

Nesseln tragen sie unter ihrer Kleidung auf der nackten Haut. Es ist ein solcher Bedarf an diesem Züchtigungsmittel, daß weitum in den Feldern vor der Stadt nichts mehr davon gefunden wird, und daß es von weither für teures Geld beschafft werden muß. Immer dunkler, immer freudloser werden die Bußübungen. Da sind Menschen, die sich schwere Steine auf den Leib wälzen lassen und darunter verharren. Andere lassen sich mit Steinen bewerfen, zum Zeichen dessen, daß sie wert seien, gesteinigt zu werden. In hundert Symbolen von erschreckender Erfindungskraft drücken sie den Jammer über ein sündhaftes Leben und die Hoffnung auf ein Dasein in Reinheit aus.

Und immer wieder geben sie Almosen und liefern sich freiwillig einer immer wachsenden Armut aus. Sie halten die Läden geschlossen, und wenn sie doch geöffnet sind, so nur zu dem Zweck, die Waren und den überflüssigen Hausrat um jeden Preis zu verschleudern. Sie haben unter sich ein strenges Gesetz aufgestellt, daß niemand von Juden kauft, oder an Juden verkauft. Sie wollen nicht, daß der Besitz nur unter ihnen den Herrn wechsle. Bei Androhung des Bannes, verschärft um Geld- und Leibesstrafen, war das verboten, weil es doch nur bekunden würde, daß einer nicht an den Messias glaubt und sich heimlich für ruhigere Zeiten Reichtum zusammenscharren will. Sie verheiraten auch ihre Kinder in großer Anzahl. Von sieben bis acht Hundert solcher Ehen wird berichtet. Die Bevölkerung von Saloniki steht, wie die Bewegung gerade ihren Höhepunkt erreicht hat, in einer ausgesprochenen Verarmung und in der letzten seelischen Bereitschaft.

Nicht in dieser düsteren Form, aber doch mit ange-

spannter Aufmerksamkeit und mit einem sehr bereiten Willen antwortet als nächste die italienische Judenheit auf die aufflammende Bewegung. Die Stadt Livorno geht voran. Sie bestätigt als Durchgangspunkt der Juden aus dem Orient und insbesondere der palästinensischen Spendensammler von neuem ihre Wichtigkeit. Sie mißt sich auch als dem Orte, von dem aus Sarah zur Königin berufen wurde, besondere Bedeutung zu. Die Sabbatianer bekommen hier ohne weiteres die Oberhand.

Nicht so still erledigen sich die Dinge in Venedig. Hier ist intelligenter Boden, wo viel geforscht und viel gezweifelt wird. Hier ist kein phantasiebegabter Orient mehr. Bis 1649 hat hier noch Leon Modena gewirkt, in seiner Jugend ein Wunderkind, als Mann ein Polyhistor, den sein Amt als Rabbiner nicht hinderte, mit geistiger Betätigung jeder Art Geld zu verdienen, um es dann im Kartenspiel und bei rollenden Würfeln lebensfreudig zu vertun. Darum war er auch ein Gegner der Kabbala. Sehr aufgeklärt und seinen eigenen Volksgenossen sehr kritisch gegenüberstehend, war auch sein Freund und Amtsgenosse Luzzatto. Aber im Augenblick wird die Geistigkeit der Stadt von einem überzeugten Anhänger der Kabbala beherrscht, von Moses Zacuto, der einmal Mitschüler des Baruch Spinoza gewesen ist. Er hat Amsterdam verlassen mit dem Ziele, nach Palästina auszuwandern, aber er ist in Venedig haften geblieben. Sein Interesse für die sabbatianische Bewegung ist groß, aber die Führer der Gemeinde wollen die Verantwortung eines blinden Glaubens nicht tragen. Sie beschließen, in Konstantinopel anzufragen, wo man inzwischen doch zuverlässige Einzelheiten festgestellt haben wird. Der Briefwechsel, wie ihn Baruch

de Arezzo mitteilt, ist ein anschauliches Dokument der Zeit.

»Wenn in unseren Tagen die Welt aufgespalten ist von allen vier Enden her, vom Osten und vom Westen, vom Norden und vom Meer, und wenn sie in Teile und Parteien zerfällt und großes Geschrei ertönt wegen der Botschaft, die zu uns kommt und von unserer Erlösung spricht, und die Menschen sich teilen in solche, die glauben und solche, die nicht glauben: warum sollten wir da nicht kommen und von dem, der sie weiß, die Wahrheit erfahren? Er möge uns sagen, ob es da nicht um eine schlechte und wertlose Sache geht. Es steht doch die ganze Welt jetzt in Sorge und großer Furcht und Bedrängnis. Und damit nicht, Gott behüte, ein Unheil entstehe, haben wir uns entsprechend der Aufforderung unserer Gemeinde und ihrer großen Anführer entschlossen, diese unsere armseligen Worte in das Lager Eurer Heiligkeit zu schicken, um zu erfahren, ob man uns einen Tag der guten Botschaft bereiten wird, um von der Krone bis zur Wurzel alles zu hören. Wenn die Stimmen, die wir hörten, nur wie ein schwebender Turm in der Luft sind, werden wir wissen, wie gut es ist, die Leute unserer Gemeinde zu beruhigen und sie in ihrer Trauer zu trösten, wenn ihr Traum ihnen wie Schuppen von den Augen fällt. Wenn *Er* es ist, aber wenn er sich nicht beeilen wird, so werden wir auf ihn mit Zuversicht warten, denn so ist unser Los, und darin wird unsere Erlösung sein. Wenn es aber zweifelhaft ist, so sagt uns, wohin Eure Ansicht geht. Die Augen von ganz Israel sind auf Euch nach Konstantinopel gerichtet. Dieses sind die Worte der Schüler der Heiligen Schule in Venedig, am 8. Adar 426.«

Konstantinopel antwortet, und zwar in einer kauf-

männischen Einkleidung, die sie aus Vorsicht wählen, weil der Kurier von den Türken abgefangen werden könnte: »Die schönen Worte von Euren Händen, die die Thora und das Gesetz gerichtet haben, die heiligen Seiten kamen zu uns und fragen und verlangen Auskunft über Nozath haisim, über die Ziegenfelle, die Rabbi Israel aus Jerusalem gekauft hat. Da fiel der Widersacher unter seine Brüder und sagte, daß er eine große Sünde begangen habe, daß daher sein Geschäft schlecht ausgehen und er seine Ware nicht an den Käufer bringen würde, und daß er schon das Vermögen seiner ganzen Familie verschleudert habe. Da haben wir die Angelegenheit geprüft und uns das angesehen, was der Rabbi Israel hier gekauft hat, denn hier ist seine Ware ausgestellt. Wir haben sie als sehr wertvoll befunden. In jedem Lande nimmt man sie auf, und wer ihn verleumdet, wird es noch vor dem Gericht verantworten müssen. Und wie gute und erfahrene Händler es nach Art und Güte der Ware beurteilen, wird noch ein großer Gewinn dabei sein. Aber man muß abwarten, bis der große Jahrmarkt kommt. Mit Hilfe Gottes wird er im nächsten Jahr sein, und dann wird für teures Blut verkauft werden. Denn die Hand Gottes ist darüber. Die höchsten Gründe und die Ursache der Ursachen haben wir untersucht und sie erforscht und sie geprüft, und die Wahrheit ist mit Rabbi Israel. Das hat die Untersuchung mit aller Bestimmtheit ergeben. Und für Euch, die Priester, besteht die Pflicht, diese Wahrheit zu erfüllen, wie es sich gebührt, und Gott wird den Frieden richten zwischen den Streitenden, daß ihre Taten gut gedeihen, und sie nicht mehr an jener Sache zweifeln, denn Rabbi Israel ist gottergeben. Damit die Wahrheit allen kund sei, haben wir diesen

Brief geschrieben und unterschrieben, und ist alles richtig und wahr und fest und sicher:
Jomtow Chananjah Ninjakar, Mosche Sagis, Mosche Galante, Abraham Jachini, Kelew Schemuel.«
Mit dem Eintreffen dieses Briefes beginnen auch in Venedig die Kämpfe für und wider Sabbatai Zewi. Sie sind heftig, aber kurz. Soweit nicht Zacuto mit seiner Autorität den Gläubigen hilft, erledigen die Anhänger den Rest der Gegner unter Anwendung von Gewalt. Wie Sabbatai von diesen Vorgängen erfährt, gibt er Primo auf, der Gemeinde seinen Dank auszusprechen. Beide, der Messias und sein Sekretär, begrüßen die Brachialgewalt als Argument für die Bewegung mit erstaunlicher Offenheit. Dem Sendboten Venedigs, Rabbi Mosche ben Nehemias, gibt Primo eine Antwort mit, in der es heißt: »Ich hörte von den Enden der Welt Gesänge, als jener Mann zu mir kam und mir von den Einwohnern Venezias erzählte, wie stark und zuverlässig sie sind, und wie ihr Herz glühend wurde...« Einen Gegner haben sie sogar am heiligen Sabbath geschlagen. Dafür spricht Primo ein besonderes Lob aus: »Da komme ich, sie zu loben, weil sie das Gute getan haben, denn das sind die Worte Sabbatais: es gibt keine größere Heiligung des Sabbaths als jene, die diese Leute vornehmen.« Und Sabbatai vermerkt in einer Nachschrift zu diesem Briefe: »Ihr habt Euch würdig gezeigt. Eure Kraft möge wachsen, denn Ihr habt den Grund Eures Glaubens bekräftigt. Ich werde Euch Euren Lohn zahlen, der ich ihn an alle Gläubigen mit vollem Maße zahle. Bezahlt bekommen werdet Ihr von dem Herrn des Friedens und von mir, Israel, Euerm Vater, dem Bräutigam, der unter dem Trauhimmel herkommt, dem Gemahl der Thora.« Und die Unterschrift:

»Der Mann, der der göttliche Messias ist, wie ein Löwe, stark wie ein Bär, der auserwählte Sabbatai Zewi.«
Sabbatai darf sich so unterzeichnen. Er darf so sprechen, ohne die Wirklichkeit verzerrt zu sehen. Die Bewegung hat eine Tragfähigkeit erreicht, die sie zur Durchführung jedes Experimentes befähigt. Eine planvolle Zusammenfassung und Leitung der Massen hätte einen Zustand von historischer Dauer geschaffen. Man braucht für die werbende Kraft der Idee nur die Auswirkung unter den polnischen Juden betrachten. Allerdings geht sie diese Bewegung im erhöhten Maße an. Sie sind am äußeren Leid der Zeit und darum am Willen zur Befreiung am meisten beteiligt. Dennoch sagt die Spontanität, mit der sie antworten, Entscheidendes über die suggestive Macht der Bewegung aus. Sie befinden sich noch mitten in einer schweren Atempause nach einem Martyrium sondergleichen. Sie sind kaum mit dem nackten Leben davon gekommen und recken doch plötzlich den Kopf ganz hoch auf. Sie verkünden mit solcher Sicherheit und Unbekümmertheit die Wendung in ihrem Schicksal, daß davon die christliche Bevölkerung betroffen wird und nicht nur an den baldigen Eintritt dieses Wandels glaubt, sondern auch in Sorge darüber gerät, was denn nun mit ihrem, dem christlichen Messias geschehen werde. Wesentlich um diese Zweifel zu beseitigen, verfaßt Goljatowsky, Theologe in Kiew, ein Buch, »Der wahre Messias«, in dem er ungewollt zum Chronisten der damaligen Zustände wird: »Sie verließen Haus und Herd, ließen ihr Tagewerk im Stich und faselten davon, daß der Messias sie bald auf einer Wolke nach Jerusalem führen würde. Manche fasteten ganze

Tage hindurch, entzogen selbst den kleinen Kindern jegliche Nahrung und badeten bei grimmigster Winterkälte in den Flüssen, wobei sie irgend ein neu verfaßtes Gebet zu sprechen pflegten. Auf die Christen blickten die Juden voll Hochmut und drohten mit ihrem Messias, indem sie sprachen: wartet nur, bald werden wir Eure Herren sein.« Nicht ihre talmudische Gelehrsamkeit, nicht ihr Deuteln an Wort und Sinn und nicht ihre generationenalte Entfremdung von der Ursprünglichkeit der Bibel bewahrte sie vor dem Schicksal, zu gläubigen Empfängern jedweder Nachricht über den Messias zu werden. Vielleicht hat auch die Übersteigerung des formalen Intellekts sie schon wieder auf die andere Seite und zu einem Begreifen tief aus dem Gemüt her gebracht, wie denn auch die Gegenbewegung gegen überspitzten Kabbalismus und überkonsequenten Sabbatianismus unter ihnen und mit den Mitteln des Chassidismus lebendig wurde.

Auch Frankreich, das eine verhältnismäßig geringe Judenschaft hat, nimmt die sabbatianische Idee auf. In Avignon, wo die Juden von den Päpsten und ihren Beamten ständig und mit einer stumpfsinnigen Gehässigkeit gequält werden, zieht die Gemeinde still und unauffällig die Folgerungen aus dem, was ihnen berichtet wird. Im Frühjahr 1666 stehen sie mit Kind und Kegel bereit zur Abwanderung nach Jerusalem.

Paris ist in großer und andauernder Aufregung. Ein Bericht der Zeit verlautet von dort: »Sie sammeln sich unter einem Manne, der nicht, wie berichtet wird, sagt, daß er der Messias sei, sondern nur, daß er sich auf göttlichen Auftrag hin erhoben habe, die zerstreute Nation zu sammeln... Abraham Perena,

ein reicher Jude dieser Stadt, ist am letzten Montag mit seiner Familie nach Jerusalem abgereist. Man sagt, er habe ein Landhaus im Werte von 3000 £ zu viel weniger Geld zum Kauf angeboten, und zwar unter der Bedingung, daß der Käufer keinen Pfennig eher zu zahlen braucht, bis er sich davon überzeugt habe, daß die Juden einen König hätten.«
In England reagieren Juden wie Nichtjuden, die einen verhalten, die andern mit einem sportlich gefärbten Interesse. Die Londoner Judenschaft ist noch neu und gering. Über die offizielle Zulassung ist noch nicht entschieden, aber sie sind trotzdem vorhanden und bilden eine Gemeinde, an deren Spitze Sasportas steht, von dem noch zu sprechen sein wird. Kaum seßhaft geworden, wird ihnen die Nachricht vom Ende ihrer Zerstreuung zu einer Quelle der Zwiespältigkeit. Ein Bericht der Zeit gibt die treffendste und kürzeste Formel für ihre innere Verfassung: »Es sind nur wenige, die daran glauben; doch wünschen es viele.« Die Puritaner sind ihnen in der Bestimmung des messianischen Jahres 1666 ja voran gegangen, und darum besteht deren Interesse nur in der Abschätzung des Zeitraumes, den die Verwirklichung in Anspruch nehmen wird. Es werden offiziell Wetten mit der Quote 100:10 daraufhin abgeschlossen, daß Sabbatai Zewi spätestens binnen 2 Jahren als König von Jerusalem ausgerufen werden würde. Über den Abschluß solcher Wetten werden regelrechte und rechtsverbindliche Urkunden ausgestellt.
Keine Gemeinde und kein Land kann sich der Erregung entziehen. In Wien, das Schutzjuden in gesicherter und wohlhabender Position hat, ist die Erwartung und Bereitwilligkeit überaus groß. In Mähren nehmen die Tumulte unter den Juden einen sol-

chen Umfang an, daß der Landeshauptmann Graf von Dietrichstein öffentliche Manifeste zur Beruhigung der Bevölkerung verbreiten lassen muß. Von den Juden in Ungarn wird behauptet, daß sie schon begonnen hätten, die Dächer ihrer Häuser abzudecken. Von Marokko kommt eine Meldung, daß der Emir eine Verfolgung der Juden angeordnet habe, weil sie sich allzu offen und nach Auswanderung begierig zu ihrem Messias bekannt hätten.

Den lebhaftesten und aus seinen inneren Ursachen lebendigsten und wertvollsten Widerhall findet die messianische Botschaft in den beiden großen Judenzentren Amsterdam und Hamburg. An beiden Orten wird das äußere und innere jüdische Leben durch die Menge der spanischen und portugiesischen Juden bestimmt und beeinflußt. Sie haben, insbesondere in Amsterdam, keine materiellen Sorgen, sind sogar zum Teil recht wohlhabend. Sie genießen in Holland Rechte, die schon jetzt im Begriff sind, volle staatsbürgerliche Gleichheit darzustellen. In Hamburg sind sie davon noch weit entfernt und müssen noch Beschränkungen hinnehmen, deren einziger Sinn oft die Schikane ist. Aber die Hamburger sind Kaufleute und sitzen am Meere, zwei Vorbedingungen von Weitsichtigkeit und aus der Vernunft erwachsenden Duldsamkeit. So ist das Leben für die Juden also auch hier erträglich und für die Zukunft hoffnungsreich. Dennoch beginnen sie zu zittern und zu fiebern, wie die Nachrichten aus dem Orient kommen. Es ist das innere Leid des Marranentums, das hier angerufen wird, ein Leid, das nicht so brutal ist wie das der polnischen Juden, sondern ein sublimiertes Leid, und darum vom Geistigen her mit seiner besonderen Wirkungskraft ausgestattet. Sie sind alle-

samt Rückkehrer in den heimatlichen Bezirk ihres Glaubens, und die Botschaft vom Messias ist folglich nur die Fortsetzung ihres Weges, logische Ergänzung ihres Heimweges, Abschluß und Vollendung ihrer Sehnsucht nach einem Ausruhen im Umkreis ihres Volkes. Aber gemäß dem Wege, den sie gegangen sind, nach ihrer Vorgeschichte und Entwicklung begreifen sie die messianische Idee zwar nicht ohne ihren mystischen Gehalt, aber doch weltlicher, sachlicher, politischer als das orientalische und polnische Judentum. Was den andern ein neuer Beginn ist, erleben sie als Fortsetzung auf einer höheren und klareren Ebene. Darum überwiegen in der Art, wie sie antworten, die leidenschaftliche Freude und der entfesselte Jubel über die dunklen und schmerzlichen Bußwerke.

Amsterdam ist schon seit langem der Ort, an dem gute Köpfe und offene Herzen sich um den letzten Sinn ihres jüdischen Inhaltes bemüht haben. Der Wille zu einem jüdischen Dasein ist dort in immer neuen Manifestationen ausgebrochen. Das Schicksal des Uriel da Costa ist hier noch nicht vergessen. Er, Sprößling einer alten Marranenfamilie, dessen Vater ein strenger Katholik ist, erwacht eines Tages zur Erkenntnis seiner blutmäßigen und geistigen Zusammenhänge, tritt spontan wieder zum Judentum über und entflieht nach Amsterdam. In dieser Stadt, von der die Marranen heimlich, wie von einem Paradiese flüstern, hofft er jede Erfüllung zu finden. Aber was er sieht, enttäuscht und bekümmert ihn. Dieses rabbinische Gebäude soll das Judentum sein, das er sich aus dem Lesen der Bibel vorgestellt hat? Er verneint es. Er ignoriert eine Entwicklung, die ihm falsch und widerspruchsvoll scheint. Er beginnt, so

zu leben, wie er es nach seiner Auslegung der Bibel für richtig hält. Aber unter dem Regime eines de Herrera ist das unmöglich. Es wird der Bann gegen ihn ausgesprochen. Da Costa erträgt diesen Ausschluß aus seiner Gemeinschaft nicht lange. Er kriecht zu Kreuze und wird wieder aufgenommen. Aber der Rebell in ihm lebt weiter. Er zweifelt an allem, auch an der Unsterblichkeit der Seele. Seine Schrift darüber wird verurteilt und verbrannt. Wieder steht er an der Grenze des Ausschlusses. Er widerruft seine eigenen Gedanken, Trotz im Herzen. Und dieser Trotz eines liebenden Kindes liefert ihn zum zweiten Male dem Bann aus. Wieder beugt er den Nacken, weil er, der Heimkehrer aus innerer Not, nicht wieder vor den Toren stehen kann. Erniedrigend und demütigend sind die Zeremonien, unter denen man seine Freisprechung zuläßt: er liegt auf der Schwelle der Synagoge, und die Frommen gehen Mann für Mann über ihn hinweg. Da hat es ihn zerbrochen. Er verewigt sein Schicksal, seinen Trotz und seinen Zweifel in der Schrift »Ein Beispiel des menschlichen Lebens«. Er wartet nicht ab, bis die anderen ihm beweisen, daß er ein Irrender und Lügner sei. Er erschießt sich im Jahre 1640.

Sein Genosse und dennoch sein Widerpart im Zweifel und im Schicksal ist ein anderer Marranensprößling, Baruch de Spinoza, Heimkehrer gleich ihm, der die Räume des väterlichen Hauses zu eng findet. Aber der sieht nicht auf sein persönliches Schicksal, sondern auf das des Menschen, der Wahrheit, des Geistes. Kein persönliches Sentiment biegt ihm den Nacken. Während noch immer Marranen eintreffen, um sich endlich zum Judentum bekennen zu dürfen, streift er es von sich ab, als zu eng, als in seiner Idee

zu wenig verpflichtend für die Menschheit. Während Sabbatai Zewi durch den Orient wandert, um sich auf eine Messianität aus letzter jüdischer Tradition vorzubereiten, verfällt Spinoza, 1656, dem großen Bann wegen seiner Irrlehren, die die jüdische Tradition in Gefahr bringen. Und während Sabbatais Ausrufung zum Messias in Amsterdam bekannt wird, sitzt er abseits, nur noch objektiver Beschauer der Vorgänge, und äußert nach eingehender Prüfung des Für und Wider, es bestehe sehr wohl die Möglichkeit, daß die Juden von dieser günstigen Konstellation Gebrauch machten und das jüdische Reich wieder herstellten.

Die Amsterdamer Juden sind diesmal mit ihm einer Meinung, aber aus Geschick und Temperament her verfügen sie nicht über diese kühle Objektivität. Zwar sind auch unter ihnen viele Gelehrte von Ruf und Ansehen, aber ein besonderes Kolorit des geistigen Lebens, eine wichtige Nuance der Empfindsamkeit, des Pathos, der Romantik und der Schwärmerei, eine besondere Phantasie für das Aufnehmen von Nachrichten und Situationen sind durch die große Anzahl marranischer Poeten gegeben und in Wirksamkeit gesetzt. Es sind keine großen Schöpfer, aber das Dichten in jeder Gattung ist ihnen Lebensbedürfnis. Seit Manuel de Belmonte ihnen eine poetische Akademie gegründet hat, blühen sie im wahren Sinne des Wortes auf. Es sind interessante und lebendige Menschen unter ihnen, so Fray Vicente de Roçamora, ein Mönch aus Valencia, ehemals Beichtvater der Infantin Maria, die später Kaiserin von Deutschland und überzeugte Judenfeindin ist. Jetzt ist er Arzt, Gemeindevorsteher und zufriedener Hausherr in Amsterdam. Da ist der spanische Offizier Enrique Enriquez de Paz,

dessen Bild man verbrannte, da man seiner selbst nicht habhaft werden konnte. Jetzt ist er wieder Jude und schreibt in Amsterdam Komödien. So gibt es ihrer viele, und es ist verständlich, daß sie aus vollem Überschwang auf das Erscheinen des Messias reagieren. Ihre Freude ist wie die eines David, der vor der Bundeslade tanzt. Sasportas, der große Gegner, berichtet: »Amsterdam wogte und brauste. Durch die Plätze und Straßen bewegten sich im tanzenden Schritt unter Trommelschlag große Haufen von Menschen. Auch die Synagogen waren voll von Tanzenden, die die Thorarollen in den schön bestickten Überzügen aus dem Schrein hoben, um sie auf die Straße hinaus zu tragen. Der Mißgunst und der Feindseligkeit der christlichen Bevölkerung wurde nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt, vielmehr verkündete man überall mit lauter Stimme die neu eintreffenden Nachrichten, ohne sich durch den Spott der Christen irgendwie beirren zu lassen.«
Amsterdam wird, schon wegen seiner weiten Handelsbeziehungen, zu einer Nachrichtenzentrale. Der Ort, an dem sie bekannt gegeben werden, ist nicht nur die Synagoge, sondern vor allem auch die tägliche Börse. Dort laufen insbesondere die Briefe der Handelskorrespondenten ein. Bedenkliche, die ihre Vertreter im Orient noch einmal um besondere Auskunft ersucht haben, ob Sabbatai Zewi wirklich der Messias sei, bekommen die lakonische Antwort: »Huh, welo acher; er und kein anderer.« Der Brief geht auf der Börse von Hand zu Hand. Ein Kaufmann ist unter ihnen, Anatia, der Wasser in ihren Wein gießen will. Er versucht, den anderen aus dem Talmud zu beweisen, daß der Messias nicht kommen könne, da nicht einmal seine Vorgeschichte erfüllt

sei. Sie sehen ihn scheel und abweisend an. Wie sie zum Mittagessen heimgehen, erfahren sie, daß den Anatia während der Mahlzeit der Schlag getroffen habe. Das ist ein eindrucksvoller Vorgang, weil ihnen der Zusammenhang völlig klar ist. Es gibt von da an nicht mehr sehr viele offene Gegner.

Die Nachrichten und ihre Urheber sind nicht immer sehr zuverlässig, und mancher Wunsch wird als Tatsache berichtet. Aber das verschlägt bei dem Zustand der Gemüter nichts. Es genügt etwa ein Brief der Rabbiner von Jerusalem, in dem sie ihrem Glauben Ausdruck geben, daß der Tempel nun bald wieder hergestellt würde. Das ruft unmäßige Freude hervor. Sie veranstalten große Illuminationen. Die Synagogen und jeder Winkel ihres Hauses sind voll von Lichtern.

Sie machen in ihrer Weise auch völlig Ernst mit den Ereignissen und ihrer Bereitschaft. Es werden besondere Festtage veranstaltet, die mit Lichtern und Psalmensingen und in Anwesenheit vieler Nichtjuden in den Synagogen gefeiert werden. Die Druckereien sind überlastet mit der Herstellung eines kleinen Buches in hebräischer, spanischer und portugiesischer Sprache, in dem Anweisungen für die innere Vorbereitung auf die Messiaszeit gegeben werden, Beschreibungen von Bußübungen und Gebete und Anrufungsformeln. Es taucht auch ein kleines Buch auf, in dem schon die Feierlichkeiten und Zeremonien verzeichnet stehen, mit denen der Messias empfangen und gekrönt werden soll. Es setzen Änderungen der Gebetsordnungen ein. Während der große Priestersegen sonst nur an den hohen Feiertagen gesprochen wird, sagt man ihn jetzt an jedem Sabbath, weil die Zeit der Erfüllung doch so nahe ist. Schon beginnt man hier und da,

wie an anderen Orten, mit dem Verkauf der Häuser. Alles das geschieht von sehr klugen, aufgeklärten und nachdenklichen Menschen. Sie erhalten ihre besondere Legitimation dadurch, daß sich die angesehensten Vertreter der Gemeinde und Gelehrte wie Abraham Pereyra, Isaak Naar, Benjamin Mussafia, de Castro und andere der Bewegung anschließen. So wird die Stadt der »Gelehrten und Dichter« zu einem lauten Echo auf den Anruf eines Menschen und einer Idee. Die Anwesenheit von Marranen in Hamburg bedingt es, daß sie in ähnlicher Weise wie ihre Schwestergemeinde Amsterdam antwortet. Sie stehen auch in einem ständigen Austausch der Nachrichten miteinander. Ihre Freude über die Ereignisse bekommt noch eine besondere Note dadurch, daß sie daraus eine bewußte Demonstration gegen die Schikanen ihrer Umgebung machen. Die Anhänger Sabbatais, die Sefardim, sind auch hier in der Überzahl. Unabhängig von ihrer Gemeinde besteht die jüngere, aschkenasische Gemeinde, die aus polnischen und deutschen Juden besteht. Bei denen ist aus Temperament und Entwicklung die Begeisterung weniger stürmisch, aber die allgemeine Freude können sie darum nicht verkümmern. In den Memoiren der Glückel von Hameln spiegeln sich diese Zustände. »Was für Freude herrschte, wenn man Briefe (aus der Türkei) bekam, ist nicht zu beschreiben. Die meisten Briefe haben die Sefardim bekommen. Sie sind immer damit in ihre Synagoge gegangen und haben sie dort vorgelesen. Auch Deutsche, Jung und Alt, pflegten sich dann dort einzufinden. Die jungen Portugiesen haben allemal ihre besten Kleider angetan und sich grüne, breite Seidenbänder umgebunden, – das war die Livree von Sabbatai Zewi. So sind sie alle »mit Pau-

ken und Reigentänzen« in ihre Synagoge gegangen und haben mit einer Freude »gleich der Freude beim Wasserschöpfen« die Schreiben vorgelesen. Manche haben Haus und Hof und alles ihrige verkauft und erwarteten jeden Tag die Erlösung. Mein seliger Schwiegervater, der in Hameln wohnte, ist von dort weggezogen, hat sein Haus und seinen Hof und alle guten Hausgeräte stehen lassen und seine Wohnung nach Hildesheim verlegt.« Der Schwiegervater der Glückel ist ein sehr sorgsamer Mann. Er schickt an seine Kinder nach Hamburg einige Fässer mit Leinenzeug und getrockneten Lebensmitteln, da er annimmt, man werde von Hamburg aus auf dem direkten Wege nach Palästina fahren. Nach langen Monaten, wie alles vorüber ist, packt man die Fässer endlich aus, damit die Sachen nicht verderben.

Man hat in Hamburg das Schicksal Sabbatais schon seit längerer Zeit aufmerksam verfolgt, und es ist immer ein Zweifel geblieben, als welcher der erwarteten Messiasse er sich erklären werde, als der endgültige, als der Messias aus dem Stamme David, oder als sein dem Untergang geweihter Vorläufer und Wegbereiter, als der Messias aus dem Hause Benjamin. Die Selbstausrufung Sabbatais in Ismir im Dezember 1665 beseitigt diese Zweifel. Er ist nach seinen eigenen Erklärungen der endgültige Messias aus dem Hause David. Diese Nachricht wird mit Zufriedenheit und Jubel empfangen. Leute von gewichtigem Ansehen entscheiden sich für den Anschluß an die Bewegung, so Manuel Texeira, der Resident und Bankier der Königin Christine von Schweden, ebenso ihr Leibarzt, der angesehene und befähigte Benedikt de Castro. Nur Sasportas, der unentwegte Gegner, bleibt der Bewegung fern. In ohnmächtigem Zorn

muß er feststellen, daß er der einzige Nüchterne in einem Kreise von Trunkenen ist. Er klagt: »Und als ich dies alles mit ansah, vergoß ich ob dieses Schauspiels, wiewohl es des Gelächters würdig wäre, stille Tränen, voller Kummer über die Leichtgläubigkeit dieser Menschen, aus deren Geiste jede Erinnerung an unsere wahren Propheten und an unsere Überlieferung geschwunden war.«

Sasportas klagt vielleicht zu Recht über die Leichtgläubigkeit dieser Menschen, aber er trifft damit nicht den Kern der Sache. Entscheidend ist, daß alle Nachrichten einer generationenalten, stets lebendigen und überzüchteten Erwartung immer neue Nahrung gaben, und daß bei solcher inneren Situation die Kontrolle der Vernunft eine theoretische Forderung bleibt. Gewiß kommen neben authentischen auch falsche, übersteigerte, phantastische Berichte, aber schon daß sie solche Verbreitung erfahren, beweist, daß auch nach den Wunderberichten und Legenden ein Bedürfnis besteht. Und sie entstehen in immer neuen Varianten, und zwar zumeist aus nichtjüdischen Quellen. Sie lassen Sabbatai neue Wunder tun. Er hat den Tod von Verschiedenen vorausgesagt, die unmittelbar darauf gestorben sind. Er hat auf einem öffentlichen Platz ein Feuer anzünden lassen und ist mehrmals hindurchgegangen, ohne Schaden zu nehmen. Er ist eines Nachts, als er seiner Gewohnheit gemäß ausging, um das Tauchbad zu nehmen, der türkischen Wache begegnet, die ihn festnehmen will. Der Anführer will ihm eins mit der Hellebarde versetzen. Da erstarrt er plötzlich und sein rechter Arm ist verkrüppelt. Und in Jerusalem, wo gestern noch Sabbatais Gegner saßen, ereignen sich große Wunder. Langsam beginnt der versunkene und zerstörte

Tempel aus der Erde zu steigen. Schon heben sich die Mauern; Räume, die sonst unter Schutt lagen, beginnen sichtbar zu werden. Das hat den türkischen Gouverneur verdrossen, und er hat Soldaten ausgeschickt, die auch noch die Reste des salomonischen Bauwerkes niederreißen sollten. Aber wie sie an die Mauer kommen, werden sie von einer unsichtbaren Hand erschlagen. Er schickt neue Soldaten. Es widerfährt ihnen das gleiche Schicksal. Ihn packt der Zorn und er bewaffnet sich selber mit einem Hammer. Wie er auf die Mauer einschlagen will, wird er plötzlich gelähmt. Aus Mitleid heilt ihn ein Rabbiner durch sein Gebet.
Auch die Nachricht von den zehn verlorenen Stämmen taucht in vielfacher Form wieder auf. Es kommt über Jerusalem eine Meldung, »daß in Persien auf der Seite von Susa fast 8000 besondere Haufen, in der Barbarey aber und in den Wüsten von Tafilette mehr als 100.000 Juden bereit wären, ihm als ihren König und Propheten zu folgen...« Andere wissen, daß ein Mann namens Jerobeam die Juden »in der ansehnlichen Stadt Aden und im glücklichen Arabien in dem Königreich Elal« zu einem Aufstand bewogen habe. Sie hätten sich bereits mit bewaffneter Hand der Städte Sidon und Mekka bemächtigt, Mohammeds Grab gestürmt und 30.000 Türken dabei niedergesäbelt. Es vermerkt dazu ein Chronist, daß die Türken auf die Zerstörung von Mekka mindestens mit großen Geldstrafen für die Juden, wenn nicht mit ihrer Ausrottung antworten müßten. Und da solches noch nicht berichtet sei, könne die Zerstörung der Stadt nicht als bewiesen gelten.
Der Orient ist in dieser Zeit überhaupt mit Wundern gesegnet. Gelehrte und heilige Männer, die

schon vor mehr als hundert Jahren gestorben sind, beginnen aus ihren Gräbern zu reden. Der Prophet Zacharjah ist wieder auferstanden, um seinen Teil an Vergebung für die Sünden der Juden auszusprechen. Ständig steht ein geheimnisvolles Licht über Jerusalem.

Bei allen Antworten, die die Juden auf die Nachricht von ihrer baldigen Befreiung geben, vermißt man eine: die Dichtung. Sie singen, sie tanzen, sie jubeln; aber sie dichten nicht. Was hier geschah, war schon eine Dichtung. Es blieb bei der engen Folge der Ereignisse auch keine Zeit für das Ausreifen von Dichtwerken. Und als sie Zeit hatten, nachzudenken und erneut Vergangenheit in sich zu bilden, verschloß ihnen die Scham den Mund. Von Litaneien abgesehen, die den Charakter von Gebeten tragen, ist nur ein einziges, unbeholfenes, schlichtgläubiges Lied überliefert. Es hat einer von jenen geschrieben, die schon alles Erdulden hinter sich hatten und die darum ganz unbeschwert und hoffnungsfreudig sein konnten, einer aus dem Osten. Jakob Taussk ist der Verfasser. Er ist kein Dichter, und sein Lied ist zudem aus dritter Hand überliefert, wie der Titel lehrt: »Ein schön neu Lied vom Messia, anfangs dem vermeinten jüngsten Messiae im Morgendland Schabbasi Zebbi von Jakob Taussk von Prag zu Ehren aufgesetzt und im Jahr 1666 in Amsterdam mit jüdischer Schrift gedruckt; jetzo aber, damit der Juden blinde Torheit unter den Christen bekanter werde. Auhs dem holländischen Jüdischen Exemplar, mit behaltenem Dialecto, nachgedruckt in Breslau, Im Jahre unseres wahren Messias 1670«.

Taussk dichtet ungelenk, so wie schlichte Menschen aus dem Volke dichten, wenn ihnen das Herz über-

geht und ihre Alltagssprache nicht mehr hinreichen will, ihnen ein Ausdruck zu sein. Er glaubt alles, was er an Nachrichten gehört hat. Er knüpft daran bewegliche Mahnungen an seine Brüder, das alte Leben von sich zu tun. Was sollen jetzt noch Geschäft und Verdienst und Ansammeln von Geld?

Thut eich nit saumen, Brider mein,
Kein Geld solt ihr nit sparen.
Wenn wir kummen in heiligen Land,
sein mir nei geboren:
Weil uns wil geben der libe Gott
was er uns versprochen hot...

Er spricht ihnen Mut zu: habt keine Angst, liebe Brüder. Die Türken werden unsere Knechte sein. Sie werden uns die Gläser ausschwenken, aus denen wir auf das Wohl unseres Messias trinken. Wir werden nicht mehr arbeiten. Wir werden nur noch Thora lesen. Gott wird uns dabei behüten, und wir brauchen keine Furcht mehr zu haben. – Und dann beginnt er, der Mensch des abgeschlossenen Raumes, des Buches, des Lernens, des Grübelns, plötzlich die Sonne und den Mond und die Sterne anzurufen, hat plötzlich wieder Beziehung zu einem Ding in der Natur:

Nun scheine Sonn und zich dich aus,
und schein uns wakker fleissig.
Josua hast Du ach gedint,
da er hat der schlagen Mlochim (Könige) ein und dreißig...
Lebhanah (Mond) kum du ach einher
leicht mit all die Steren.

Da unser Eltern aus Golus Mizrajim (ägyptische
Zerstreuung) gingen,
leicht du ihn ach gar geren.
Du bist eitel derbarmkeit,
derlihs uns ach mit gruhser Freid . . .

Wenn ein solches Gedicht auch nichts für die poetische Qualität der Zeit bedeutet, so besagt es doch viel für die geistige Verfassung der Zeit. Menschen, die so denken und empfinden, sind für Gegenargumente sehr unzugänglich. Die Gegnerschaft erreicht sie einfach nicht. Zudem ist die Zahl derer, die Sabbatai ablehnen, recht gering. Hier und da zeigt sich Widerstand bei den Orthodoxen im strengeren Sinne. Sie zweifeln nicht einmal an Sabbatai oder dem Eintritt der messianischen Zeit noch in ihren Tagen. Aber die verpflichtende Heiligkeit von Gesetz und Tradition ist für sie so übermächtig, daß sie es nicht ertragen, sie angetastet zu sehen. Sie wissen genau, daß mit dem Anbruch der verheißenen Zeit die Gesetze hinfällig werden. Aber nun es so weit ist, schrecken sie davor zurück. Sie haben sich, um bis zur Befreiung ihres Volkes nicht unterzugehen, mit so starken Sicherungen umgeben, daß sie daran zugrunde gegangen wären, auch wenn die Zeit ihnen die wirkliche Befreiung gegeben hätte. So hat nicht ihre Gläubigkeit und nicht ihr Instinkt sie gerettet, sondern nur ihre Beharrung. Allerdings gibt ihnen im Augenblick diese Beharrung keine wirksame Waffe gegen die Sabbatianer. Sie werden so befehdet und verfolgt und angegriffen, daß sie sich nur in das Schweigen hinein retten können. Auch die Gegner aus anderen Gründen müssen schweigen, da Vernunft und Zweifel keine Waffen gegen Gläubigkeit

und Begeisterung sind. Sie sichern sich inzwischen für die Katastrophe, die sie als gewiß voraussehen, dadurch, daß sie heimlich Ersparnisse zurücklegen und ihre Sachen, die sie doch im Glauben an die baldige Auswanderung hätten verkaufen sollen, verstecken.

Nur ein Mann ist in der Zeit, der es sich zur Aufgabe macht, Gegner des Sabbatai Zewi zu sein, ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen und die Juden immer von neuem vor der Bewegung zu warnen: Jakob Sasportas. Er ist 1610 in Oran geboren und amtiert schon mit 24 Jahren in seiner Heimat als Rabbiner. Falsche Anklagen bringen ihn auf einige Zeit in das Gefängnis. Er bricht von dort aus und entflieht nach Amsterdam. Dort lernt er Manasse ben Israel kennen und begleitet ihn nach London, um ihn bei den Verhandlungen über die Zulassung der Juden zu unterstützen. Er bleibt in dieser neuen, inoffiziellen Heimat als Rabbiner, bis ihn 1665 die Pest aus London vertreibt. Er begibt sich nach Hamburg. Dort erreichen ihn die ersten Nachrichten von den Vorgängen in Ismir. Spontan lehnt er sich gegen alles auf, was dort ist und was dort geschieht: gegen Sabbatai, gegen sein Messiastum, gegen die Anhänger und die Wundergläubigen, gegen den Propheten Nathan, gegen Primo, gegen Sarah, gegen jede Äußerung und jeden Vorgang. Er ist an sich keine kämpferische Natur, sondern ein wohlwollender und gütiger Mensch. Er erkennt auch die Grundlagen der Kabbala an, wohl schon aus dem Grunde, weil es in der Zeit keine anderen Möglichkeiten gibt, religiös-mystische Bedürfnisse zu befriedigen. Aber daneben ist er nicht nur ein ausgezeichneter Kenner des Talmud, sondern auch ein geschulter Rationalist. Vor allem aber ver-



Bußübungen der Sabbatianer in Saloniki

fügt er über zwei Eigenschaften, die ihn notwendig zum Gegner machen: er ist im Orient aufgewachsen, kennt die Menschen und ihre Art, auf Worte und Vorgänge zu reagieren, weiß, mit welchem Ausmaß an Phantasie sie die Dinge erleben, und welche Vorsicht demnach geboten ist, wenn man ihnen glauben soll, und sodann: er hat einen guten Instinkt für Menschen und einen besonderen, aus der wachsenden Feindschaft gestärkten Instinkt für den Menschen, der sich da in Ismir aus eigener Machtvollkommenheit zum Messias aufgeworfen hat. Jede seiner Handlungen wertet er kritisch, wie mit Recht an jedem Menschen, der das Ungewöhnliche für sich in Anspruch nimmt, doppelte Kritik zu legen ist. Und da verbleibt fast nichts, was vor seinem abwägenden Verstand bestehen kann. Da begreift er als Ergebnis nur eine ungeheure seelische und politische Gefahr für die gesamte Judenheit. Diese Erkenntnis legt ihm Verantwortung auf, und er beginnt, an die Rabbiner in der ganzen Welt Briefe zu schreiben, daß sie als Führer ihrer Gemeinden in ihrem Kreise die Bewegung aufhalten sollten.

Es ist für den Augenblick eine nutzlose Bemühung. Er bekommt ausweichende Antworten. Andere bekennen sich offen und ausdrücklich zu Sabbatai und zur Bewegung. Andere beschimpfen ihn als einen Ungläubigen. Er muß Drohungen über sich ergehen lassen. Er wird verfeindet und verachtet und isoliert. Es hat endlich keinen Zweck mehr, daß er den Mund auftut. Es hört ihm niemand mehr zu, geschweige denn, daß man ihm antwortet. So verstummt er ohnmächtig, wird Zuschauer, wird ein eifriger, beharrlicher Sammler aller Nachrichten und Dokumente über Sabbatai Zewi und seine Anhängerschaft, und

vollendet in Hamburg im Jahre 1673 seine große Antisabbatiana, einen Vorwurf zu einer Tragödie, in der Ruf und Antwort sich verfehlen.

Soweit Sasportas in dieser Schrift nicht nur Tatsachen mitteilt, sondern sich mit der religiös-mystischen Idee, mit der Glaubenslehre, mit dem System des Sabbatianismus auseinandersetzt, leistet er zwar wichtige religionshistorische Arbeit, kann aber damit in der Zeit selbst nichts bewirken. Es mag einstweilen dahingestellt bleiben, ob Sabbatai überhaupt ein eigenes religiöses System geschaffen hat, und ob es nicht vielmehr die geistigsten seiner Anhänger waren, die ihm Worte in den Mund legten, Gedanken zuschrieben und Konsequenzen zumuteten, die ihre eigenen waren. Die große Masse war weder willens noch imstande, den theoretischen Teil der Bewegung zu begreifen. Daß hier die kabbalistische Welt an ihrem Krisenpunkt stand und die leidenschaftliche Konsequenz eines Abraham Cardoza im Begriff war, ihr den Todesstoß zu versetzen, mochten sie ahnen; aber sie sahen es nicht. Was sie in diesem Augenblick begreifen, ist nicht der religiöse Disput, sondern die Heilsidee. Der Bezirk ihres Glaubens ist voll davon. Sie haben nie ihren Propheten Hosea vergessen, der von dem »Tage von Jesreel« spricht. Das ist nicht die Stadt der Blutschuld Jehus, sondern ein Wort, das bedeutet: Gott worfelt, Gott zerstreut. In ganz frühen Zeiten ihrer religiösen Existenz ist ihnen eine strahlende Zukunft schlechthin verheißen worden, eine Zukunft, die ihnen von selber zufallen und zuwachsen mußte, wenn sie nur der Idee ihres Volkes und ihres Gottes treu blieben. Ihre Treulosigkeit hat diesen organischen Ablauf zerrissen. Was sie jetzt erwarten können, ist Gnadengeschenk,

auf das sie eine Hoffnung, aber keinen Anspruch haben. Ob das, was Sabbatai Zewi ihnen anbietet, aus diesem Gnadengeschenk kommt, kann nur im ganzen bejaht oder im ganzen verneint werden. Disputieren läßt sich darüber nicht. Darum ist ihr Haß und ihre Verachtung groß gegen alles, was in diesem Augenblick, statt zu glauben, Argumente gegeneinander abwägt.

Eine bei aller Ernsthaftigkeit ergötzliche Situation verdeutlicht solche Einstellung recht lebhaft. Tomas Coenen, der protestantische Geistliche in Ismir, sehr um Klärung und Aufklärung bemüht, begibt sich eines Tages, während Sabbatai Zewi schon in Konstantinopel ist, zu seinem jüngsten Bruder in dessen Haus, unterhält sich einiges mit ihm, und beginnt dann einen theologischen Disput. Zewi hört sich seine Argumente stillschweigend an und antwortet endlich: das wäre nicht sein Gebiet, aber Tuche und Gewebe kenne er gut. – Coenen muß von der Theorie ablassen und fragt den Zewi nach dem Messias. Zu seinem Verdruß beschränkt sich der Bruder darauf, den Messias sehr zu loben. Darum führt er ihm eine Reihe von Gründen an, mit denen er beweisen will, daß Sabbatai nicht der Messias sein könne. Da antwortet ihm Zewi: »Wenn Gott den Bruder auserwählt hat, wird er sich schon durch ihn beweisen«, und beendet das Gespräch.

Einer besonderen Gegnerschaft in dieser Zeit muß noch gedacht werden: der der nichtjüdischen Berichterstatter, insbesondere der Theologen unter ihnen. Sie sind sehr zahlreich. Sie greifen begierig diesen unerhörten Stoff auf und verarbeiten ihn, wenn sie auch meistens die tatsächlichen Vorgänge skrupellos bis zur seitenweise wörtlichen Übereinstimmung

einer vom anderen abschreiben. Sehr oft entstellen und verfälschen sie ihn auch und geben ihm Form und Wendungen, die auf das höhnische Gelächter der Leser spekulieren. Das ist, wenn auch nicht zu billigen, so doch sehr wohl zu verstehen, denn es geht ihnen garnicht darum, ehrliche Historiker zu sein, sondern es geht um die Dinge des Glaubens, die dahinter stehen. Und die werden mit einer erstaunlichen Gehässigkeit und Verächtlichkeit vorgetragen. Einige Zitate mögen das deutlich machen. »... was länger denn vor tausend Jahren von den Juden geschrieben Augustinus, tractat. 113 in Johannem: sie verlassen das Himmlische, begehren das Irdische: das ist und bleibt noch zur Zeit wahr an den heutigen fleischlichen Israeliten ... Der Christengeist bekennt, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen sei. Darum ist der Christ Geist von Gott. Hingegen der heutige Judengeist bekennt nicht, daß Jesus (als Christus oder Messias) in das Fleisch gekommen sei. Folglich ist der Judengeist nicht von Gott«. »Es werden heutigen Tages etliche Christen gefunden, die mit allem Fleiß von der neuen Juden-Messias-Zeitung erdichten, schreiben, drukken lassen und als lauter messianische und prophetische Wahrheiten den ohne das verdüsterten Messiasbegierigen Juden vorlesen, erklären ...« Und ein anderer: »warum nimmt man unseres wahren Messias Wunder nicht an? ... daß nicht etliche Judengenossen in der ersten Hitze sollten gewonnen worden sein, wollen wir nicht leugnen ... Das ärgste ist, daß sie lebendige Höllenbrände sind. Dessen ungeachtet wollen sie doch lieber elende Juden als vornehme Christen sein. Das macht's: das Alterum und der ewige Bund stecken ihnen zu sehr im Kopfe.«

Alles das bedeutet: die theoretische Zustimmung der Nichtjuden zu dem jüdischen Erlösungsproblem hat in dem Augenblick eine erhebliche Verminderung erlitten, als die Sache Ernst zu werden begann. Es wird jetzt nicht mehr ein jüdisches, sondern ein christliches Problem aufgedeckt, nämlich das bittere Eingeständnis von dem Scheitern aller bisherigen Bekehrungsversuche, das Fiasko dieser für den jüdischen Geist so unverständlichen Anschauung, man müsse und könne einen anderen Menschen durch Überredung oder Gewalt zu einem anderen Glauben bringen. Die verschiedenartigen Auffassungen über das, was Glaube ist, werden noch einmal in ihrer Unvereinbarkeit an das Licht gehoben. Es unterläuft den Gegnern dabei jene blinde Ungerechtigkeit, die das Verständnis und den Ausgleich von vornherein ausschließen: die verschiedenartige Bewertung der Wunder, je nachdem sie hüben oder drüben geschehen. Hüben sind sie Wahrheiten, drüben gemeiner Betrug. So muß der mangelnde Respekt vor dem Erlebnisbezirk des anderen notwendig zu der Zahl der Feindschaften und Widerstände eine neue hinzufügen.

Derzeit haben die Juden solche Einstellung übersehen. Sie hatten es nicht nötig, sich um Feindschaften zu kümmern. Ihre Augen und Ohren, ihre Herzen und Gedanken waren in Konstantinopel, wo ihr Messias die Geschicke der Welt zur Entscheidung bringen will.

ZEHNTES KAPITEL

MIGDAL OS

IM FEBRUAR DES JAHRES 1666, WÄHREND DIE Winterstürme das Meer aufjagen, fahren die kleinen Segelschiffe mühsam die Küste hinauf, von Ismir kreuzend in Richtung auf den Bosporus. Es sind die kleinen Kauffahrteischiffe, die keiner Beachtung wert sind. Der große Handelsweg, den die frachtschweren, wertbeladenen Schiffe fahren, geht anderen Weg.

Es ist aber unter diesen kleinen Seglern ein Schiff, das, wenn die Strömung der Seele meßbare Körperkraft hätte, vom Schwung, der anstößt, und vom Widerstand, der zurückreißt, bis in die letzte Fuge der Planken erbeben würde. Dieses Schiff trägt den Messias Sabbatai Zewi.

Er hockt auf dem Deck, gegen den Sturm durch Zeltlaken geschützt, und es ist zu ermessen, daß er nicht nach vorne blickt und nicht nach rückwärts. Er würde rückwärts blicken, wenn er wüßte, daß da hinter ihm eine geschlossene, in ihrer Dichte und Gläubigkeit erschütternde Masse stände, eine lebendige Mauer, die je und je, Pulsschlag auf Pulsschlag, Kraft gegen ihn und für ihn aussendete. Er weiß, daß dem nicht so ist. Seine Anhänger sind zahllos, aber wer unter seinen Gegnern ist, verfügt über die gefährliche Waffe des Geistes und der Beharrung. Wie die Zeit dahinläuft, und wie kleine, zuckende Handlungen, Bekenntnisse und Worte aus Sabbatai sich bekunden, geht ein Zug zur Entscheidung und Sonderung durch das Volk. Da sind viele, die gerne an ihn glauben möchten. Aber sie ertragen es nicht, daß man ihre Tradition antastet. Sie haben seit je mit dem überkommenen Gut des Glaubens gelebt. Mehr noch: sie haben rund über die ganze Erde eine übermensch-

liche Form gefunden, dafür zu sterben. Leid bindet, macht ehrfürchtig und demütig. Blut, nach außen vergossen oder nach innen schmerzhaft aufgewallt, gibt eine fanatische Verkettung zum Gestern, da einem doch das Morgen in jedem Augenblick aus der Hand geschlagen werden kann. Wenn sie zu wählen haben zwischen dem traurigen Gedenktag von gestern und dem verzückten Freudentag von morgen, so wählen sie das Gedenken als das Gewisse, Seiende, oft und tief Durchlebte. Sie mißtrauen dem Morgen und der Freude, weil beide für sie noch kein endgültiges Erlebnis geworden sind. Es müßte denn ein Bekenntnis, eine Verheißung, eine Offenbarung kommen, die mit letzter Eindeutigkeit den leidvollen Wandel ihres Daseins abschließt.
Nichts dergleichen ist geschehen. Sabbatai hat ihre Gesetze und ihre Gedenktage, diese Augenblicke der fruchtbaren Trauer, mit einem Federstrich aufgehoben. Er hat sie angewiesen, sich zu freuen. Freude untersteht keinem Gebot. Die Stimme, die hinter diesem Gebot steht, zwingt nicht. Sie hat nicht den Klang des Absoluten, des Unausweichlichen. Darum hat er immer noch Gegner.
Andere hingegen denken mehr an die Wirklichkeiten des Alltags. Sie haben sich alle, von Generationen her, an den Gedanken gewöhnt, daß sie auf einem Vulkan leben. Zum Teil leben sie recht gut dabei. Aber sie vergessen darüber nicht, daß es unklug ist, den Spaten des Wollens zu tief in dieses trügerische Erdreich zu stoßen und der Lava einen Weg über ihre eigenen Häuser zu bahnen. Sie leben in einem Lande, unter einer Religion, einer Herrschaft, die ihnen aus dem Glauben her und wegen ihres Glaubens zutiefst feindlich sind. Es gilt nichts, daß sie auf Raum

und Dasein und Erde seit Jahrtausenden ein angestammtes Recht haben. Über ihnen steht fremde Macht. Gott hat sie ihren Feinden überliefert. Und so lange dem so ist, ist es Vermessenheit und Torheit, den Feind zu reizen. Das aber geschieht in diesem Augenblick. Da hat sich einer auf die Fahrt begeben, der aus dem Zweck der Reise keinen Hehl gemacht hat: er will den Sultan, den Beherrscher des Reiches, in dem sie leben, von seinem Thron stürzen. Göttliche Sendung und die Erfüllung göttlichen Anrufes sind recht und gut. Aber zunächst einmal ist das, was hier geplant ist, Hochverrat. Möglich, daß das Unternehmen gelingt. Wer würde sich nicht freuen, wenn das gelänge, was aus tiefem Glauben Inhalt ihres Betens ist, Inhalt auch ihres Lebens, da sie noch nicht gelernt haben, nur mit den Lippen zu beten. Möglich also, daß dieser es vollbringt, den Anbruch des neuen Reiches wirklich zu machen. Aber wahrscheinlich ist, daß es mißlingt. Zweifeln jene an der Wucht und Unentrinnbarkeit der göttlichen Stimme, so bezweifeln diese die Gewichtigkeit der realen Dinge, der Macht und Möglichkeit, den Sultan zu entthronen. Und wenn dieses Unternehmen mißlingt, so wird daraus eine Katastrophe für alle Juden, die im türkischen Reich wohnen. Ein altes Gesetz, in dem sich der Widerstand einer starken gegen eine schwache Gruppe auslebt, verläuft so: die Tat des einen, falls sie als böse betrachtet wird, geht zu Lasten aller. Die Tat des einen, wenn sie gut ist, wird nur ihm alleine angerechnet. Mißlingt die Tat des Sabbatai, so sind im gleichen Augenblick alle Juden des Landes Hochverräter. Eine neue Kette des Leidens wird da für sie geschmiedet. Und darum sind sie seine Gegner.

Sabbatai weiß das. Darum kann er nicht rückwärts blicken und aus der Masse der Anhänger das Gefühl letzter Sicherheit schöpfen. Aber es ist auch unersprießlich, vorauszublicken und die Vorstellung an dem zu berauschen, was als Tat und Entschließung vor ihm steht. Denn auch das versagt sich an Bildhaftigkeit und Eindringlichkeit. Er weiß doch nicht, was er in Konstantinopel tun wird. Alle Tat und Entschließung haben sich zu eben dieser Reise verdichtet. Aber damit haben sie sich auch erschöpft. Er fährt: ja. Er nähert sich dem Ort und Boden, auf dem das Geschehen, der Erfüllung zu, sich weiter ausladen muß: ja. Aber er kann nicht begreifen, nicht bestimmen, nicht voraussagen, was da sein wird, was er dort tun wird. Er schwimmt im Strom, er treibt mit dem Wind. Es wird sich schon etwas ereignen, das ihm den Weg weist, das Wort eingibt, die Waffe in die Hand legt.

Was tut nun ein Mensch, der so in den Winterstürmen des Februar auf einem kleinen Segelschiff sich selber ausgeliefert ist, und der nach gestern und morgen, nach rückwärts und nach vorne hin ohne festen Ausgang und ohne festes Ziel ist? Er wird die geheimnisvolle Mittelebene zu erspähen trachten, auf der nichts wirklich ist, und auf der doch alles geschieht, da, wo Märchen, Legende, Dichtung ihr Zwischenreich aufgeschlagen haben, und von wo sie doch eines Tages mit aller Gewalt der Wirklichkeit in das Leben hineinstoßen: Traumland.

Er träumt auf dieser Fahrt, und er kommt, wenn er hin und wieder vor dem übermächtigen Sturm nachtüber einen kleinen Hafen anlaufen muß, wohl zur festen Erde, aber nicht zur festen Wirklichkeit. Der Wind steht dauernd gegen ihn und will ihn von

seinem Ziel abdrängen. Das ist ein schlechtes Zeichen, und seine Begleiter, vier Gelehrte aus seiner engsten Umgebung, neigen dazu, ihm die Fortsetzung der Fahrt abzuraten. Aber in den kleinen Zufluchtshäfen erfährt er Dinge, die ihm eine Rückkehr unmöglich machen. Legenden sind ihm längst voran gelaufen. Da weiß man, daß Sabbatai das Fahrzeug nicht mit vier Gelehrten betreten hat, sondern mit einer Schar von 400 Propheten. Kein Matrose und kein Kapitän befinden sich auf dem Schiffe. Es hat die Segel gespreizt und sich auf die Fahrt gemacht. Eine Wolke oder eine Feuersäule ist daher gekommen und hat es eingehüllt. Aber da ist der Sturm aufgestanden und wollte das Schiff zum Bersten bringen. Da hat Sabbatai sich erhoben und hat den Fuß gegen den Mast gesetzt, und in einem Nu ist das Schiff in Konstantinopel gewesen.

Es beruhigt Sabbatai, daß die Menschen das glauben, denn er hat, im Vertrauen auf eine Macht, die sich ihm bisher nicht versagt hat, seine Ankunft in Konstantinopel auf den Tag genau vorhergesagt. Man wird nicht zur Kenntnis nehmen oder es bald vergessen, daß der Wind ihm einen Strich durch seine selbstherrliche Rechnung gemacht hat. Und daß er jetzt gezwungen ist, mit seiner Nußschale immer wieder Zuflucht zu suchen, ist längst von der Gutgläubigkeit seiner Freunde erklärt worden: um die schnelle Fahrt zu mindern, hat der Messias befohlen, Häfen anzulaufen, da er nicht vor dem 21. Januar in Konstantinopel sein will.

Aber er erfährt bei seinen Landungen auch eine Tatsache, die jede Rückkehr ausschließt: auf die Nachricht hin, daß der Messias die Fahrt nach Konstantinopel angetreten habe, sind viele Juden spontan

aufgebrochen und wandern jetzt von allen Richtungen her der Hauptstadt zu, um Zeugen der großen Dinge zu sein, die sich dort ereignen werden. Das befestigt auch seinen Mut. Er wird dann in dieser Stadt, die für ihn voll Gefahren sein kann, nicht ganz verlassen und ohne Freunde sein. Im übrigen hat er vorgesorgt und einen getreuen Anhänger, den Rabbi Bune, nach Konstantinopel vorausgeschickt, um dort die für seine Ankunft und seinen Empfang nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Also fährt er weiter und träumt er weiter.

In dieser Traumebene gibt es Haltepunkte von merkwürdiger Eindringlichkeit. Vom Kreis um Sabbatai gehen nicht nur Gerüchte und Legenden aus; sie landen auch dort. Und gerade jetzt kommt aus den Niederlanden, von Seeleuten weiter getragen, ein seltsamer Bericht. Im Norden von Schottland ist ein Schiff erschienen. Es hatte seidene Segel und seidenes Tauwerk. Es war mit Seeleuten bemannt, die alle hebräisch sprachen. Eine große Flagge wehte vom Fock. Darauf stand geschrieben: die zwölf Stämme Jsraels.

Über solche Wunder und Erscheinungen, über solche Wirklichkeiten, an denen kein Gläubiger zweifeln kann, läßt sich gut träumen und der langsame, mühselige Ablauf der Fahrt verkürzen. Es werden damit auch kleine Kraftreserven geschaffen für den Zusammenstoß mit der Wirklichkeit, der unfehlbar erfolgen muß.

Sabbatais Gegner haben dafür gesorgt, daß dieser Zusammenstoß von allem Anfang an erfolgt. Sie haben das Für und Wider, das Mögliche und das Wahrscheinliche gegeneinander abgewogen und sind zu der Erkenntnis gekommen, daß hier nichts an Hoff-

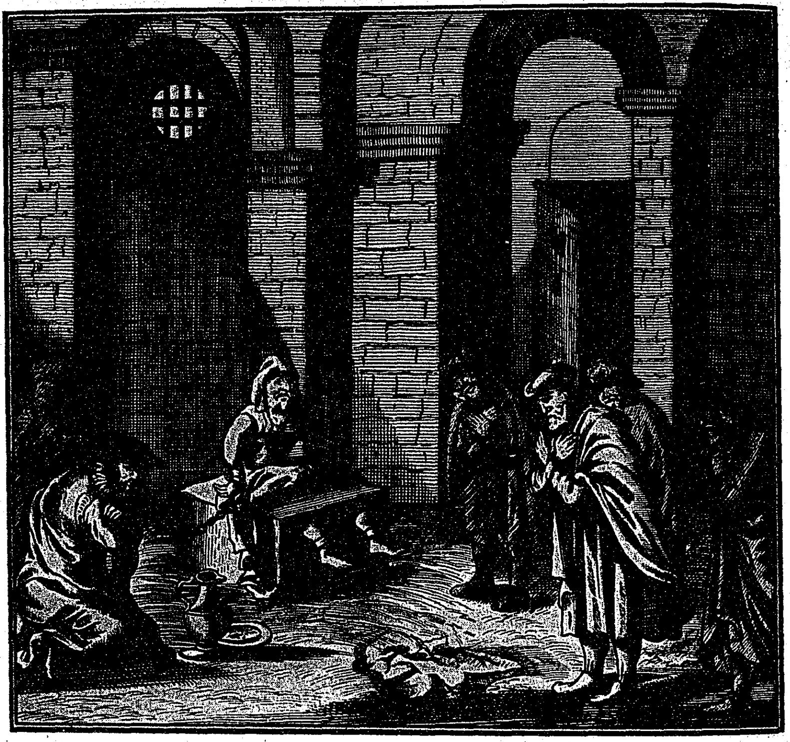
nung, aber alles an Gefahr zu finden ist. Die Notwendigkeit, diese Gefahr von der Gemeinschaft abzuwenden, ist gebieterisch. Sie müssen sich rechtzeitig vor jedem Verdacht schützen, daß sie an diesem geplanten Hochverrat beteiligt sind. Darum, noch ehe das Schiff die Dardanellen erreicht, begeben sich die Repräsentanten der Gemeinde Konstantinopel zu dem Großvezir Achmed Köprili und erklären: »Es wird in aller Bälde, von Ismir kommend, ein Schiff eintreffen. Auf diesem Schiff wird ein Mann sein, der sich als der Messias des jüdischen Volkes ausgibt. Er will dem Sultan die Krone vom Haupt nehmen und sie sich selber aufsetzen. Wir glauben nicht, daß er der Messias ist. Wir glauben, daß er ein Geblendeter oder ein Betrüger sei.« Nachdem sie diese Pflicht erfüllt haben, gehen sie fort. Vielleicht tragen sie sich im Stillen mit dem Gedanken: wenn er doch der Messias ist, so wird Gott ihm schon helfen. Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber.

Es hätte dieser Denunziation nicht unbedingt bedurft, denn schon einige Wochen vorher ist bei Köprili der Bericht des Kadi von Ismir eingegangen, in dem er um Verhaltungsmaßregeln gegen den Führer der neuen religiösen Bewegung bittet. Dem Köprili wird von einem Kenner, dem französischen Gesandten an der Pforte de la Croix, das Zeugnis ausgestellt, daß er nicht gerade blutdürstig sei. Aber er gilt als großer Politiker, der die Lehren der jüngsten Vergangenheit erfaßt hat und von der Pforte schonungslos jeden entfernt, der ihm auch nur verdächtig ist. Sonst ist er in seiner Justiz unparteiisch und unbestechlich.

Auf den Bericht des Kadi hin hat er eine Maßregel angeordnet, die unschädlich ist und doch eine ge-

wisse Sicherheit gewährt: Verhaftung des Sabbatai Zewi. Aber ehe es noch zur Ausführung kommt, wird ihm zugetragen, daß der neue Messias sich schon auf den Weg gemacht hat, um seine Drohung auszuführen. Die Juden hier bestätigen es ihm. Da muß also gegenüber dieser unmittelbaren Gefahr kräftiger zugegriffen werden. Mag Sabbatai Zewi sein, wer er will: seine Absicht stempelt ihn zum Hochverräter. Also muß man ihn beseitigen, ehe er auch nur Unruhen stiften kann. Köprili, zugleich selbstherrlicher Richter des Reiches, verurteilt Sabbatai Zewi noch vor seiner Ankunft zum Tode durch den Pfahl. Das Urteil wird einem Kaimakam zur weiteren Veranlassung übergeben. Der Tod, der Sabbatai so vielfach zugedacht wird, steht wieder vor ihm, ohne daß er es weiß. Er fährt und träumt. Das Schiff ist etwa vierzig Tage unterwegs, eine selbst für die Winterzeit unmäßig lange Fahrt. Aber schon wie es sich der Küste nähert, sind die Häscher des Kaimakam unterwegs, um die Insassen mit dem Augenblick der Landung festzunehmen. Sabbatai weiß, was er zu gewärtigen hat, und vielleicht wird er aus diesem Grunde versuchen, an einer leeren, unbeachteten Stelle der Dardanellen zu landen, um dann unversehens in Konstantinopel aufzutauchen. Das soll um der Ruhe in der Stadt willen verhindert werden. Darum streifen die Wachen die Küste entlang.

Sie sehen endlich ein Schiff, das mit den Stürmen so hart zu kämpfen hat, daß es sich in flügellahmer Fahrt und schutzsuchend der Küste nähert. Über die ausgeworfenen Stege schwanken Menschen auf das feste Land. Offensichtlich sind es Juden. Der Anführer der Wache fragt nach Namen, Ausgang und Ziel. Er hört: Sabbatai Zewi – Ismir – Konstantinopel.



Abordnungen jüdischer Gemeinden vor Sabbatai Zewi
im Schuldgefängnis zu Konstantinopel

Er nickt. Es schließt sich ein Ring von Bewaffneten um die kleine Gruppe, alles still und gewaltlos und ohne Erklärung.

Ohne Widerstreben besteigen Sabbatai und die Seinen die Pferde, die man ihnen anbietet. Sie reiten bis zum Abend, bis sie nach Chekmese Rutschuk, einem Ort in der Nähe von Konstantinopel kommen. Dort wird bis zum übernächsten Tag gerastet, denn es wird Sabbath, und der Kaimakam achtet den Wunsch der Gefangenen, diesen Tag nicht durch eine Reise zu entweihen

Aber inzwischen hat irgend einer von diesen Vorgängen erfahren. Er oder seine Nachricht sind schneller als die Pferde. Schon am Freitag Abend sind Anhänger Sabbatais da. Sie kommen zu Fuß, auf Wagen, zu Pferde. Sie liegen die Nacht über auf dem Pflaster vor dem Gebäude, in das man den Messias gesperrt hat, damit sie ihn gleich am anderen Morgen sehen können. Wie sie endlich zu ihm gelassen werden, erheben sie ein großes Jammern über sein Schicksal und klagen: wie einer sie befreien könne, wenn er selber gefesselt sei. Aber Sabbatai ist völllig ruhig und überlegen. Er bedeutet ihnen, daß sie ihn nicht frei sehen könnten, wenn sie ihn nicht zuvor gefesselt gesehen hätten. Auch Joseph sei als Gefangener nach Ägypten geführt worden und sei dann doch zur Macht aufstiegen. Es sei alles ein Geheimnis Gottes, das sie nicht verständen.

Vielleicht beruhigen sich die Gläubigen dabei. Sie tun jedenfalls im Augenblick alles, was möglich ist, um seine Lage zu erleichtern und sie seiner würdig zu gestalten. Der Kaimakam bekommt Geld in die Hand gedrückt. Dafür werden den Gefangenen die Fesseln abgenommen. Die Juden errichten für den

Messias einen erhöhten Sitz, der einem Throne gleicht, setzen ihm die Rabbinen zur Seite und feiern mit ihm bedrückt und erregt zugleich den Sabbath.
Inzwischen ist ganz Konstantinopel von der Nachricht erfüllt: der Messias der Juden kommt! Die Türken begreifen die Tragweite dieser Nachricht nicht ganz, aber es liegt etwas Unheimliches, Bedrohliches, Aufreizendes darin, das zu Widerstand und Abwehr herausfordert. Ehe sie noch um den Sinn ihres Tuns wissen, haben sie sich zu Haufen und Scharen auf den Weg gemacht, ziehen dem fremden Messias entgegen und wollen ihn erledigen. Aber die Behörden wünschen keine Unruhe und kein Aufsehen. Der Transport mit den Gefangenen wird auf Nebenwege geleitet, verbirgt sich bei Tage in einem Zollhaus in der Nähe des Meeres und trifft auf Schleichpfaden bei Nacht und Nebel in der Stadt ein. Der Messias wird in dem Gefängnis für Schuldner abgeliefert und dort verwahrt. Er hat seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Anders, als er ihn sich gedacht hat. Wieder nehmen die Ereignisse ihn an die Hand und führen ihn.
Obgleich weder er noch einer der Seinigen ein Wort zu einem der Anhänger hat sprechen können, obgleich zwischen Landung und Verwahrsam geringste Spanne Zeit lag und nichts an Lärm und Aufsehen dabei entstand, weiß dennoch schon am gleichen Tage die ganze Stadt: der Messias ist angekommen. Der Messias ist im Gefängnis.
Es geht ein stilles bedrücktes Atemholen durch Gläubige und Gegner. Auf den Gassen sorgen sich die einen und spotten die andern. Gheldi mi? Kommt er? rufen die Mohammedaner höhnisch und verjagen die Juden mit einem Hagel von Steinen. Aber die

Verjagten kommen wieder. Es drängen sich die Massen vor dem Gefängnis. Sie warten auf ein Geschehen oder auch nur auf den Anblick dessen, der, Betrüger oder nicht, die Welt, ihre Welt erregt. Aber sie warten vergebens. Nicht einmal die Behörden wissen, was ist und was sein wird, denn noch ist Sabbatai nicht vernommen worden. Erst nach zwei Tagen findet die Vernehmung statt, und sie spielt sich in einer Szene ab, die das Volk zu Sabbatais Lebzeiten nicht erfährt: Es erscheint ein Unterpascha des Achmed Köprili, beileibe nicht er selbst. Das würde der Sache zu viel Ehre antun und ihr zu große Wichtigkeit beimessen, wenn er selbst erscheinen würde. Gleichwohl weiß der Unterpascha genau, um was es sich handelt. Wenn er es nicht aus der Anweisung des Großvezirs weiß, so muß er es aus dem Gerede wissen, das durch Land und Leute geht; die Juden erwarten einen Messias. Das läßt auch einen Anhänger Muhammeds nicht gleichgültig. Alle Gläubigkeiten verankern sich in dem Einstmals, in der endgültigen Beschließung, in dem trostreichen Ende einer Zukunft, die ihnen ein Messias herbeibringt, damit endlich einmal die ewige Kette von Zeugung und Wiederkehr zur Ruhe und Beschließung komme. Und immer in Abständen entstehen Aussagen über das Nahen eines solchen Messias, und es kann keiner sagen, woher. So wie keiner den Wind kennt, der ein Samenkorn auf den schmalen Streifen Erde im Felsen warf.

Also ergeht die Frage an Sabbatai Zewi: »Wer eigentlich bist du? Bist du der Messias der Juden?« Es ist wie ein untergründiges Anklingen an die Frage, die Jahrhunderte zuvor der Gouverneur von Judäa stellte. Aber jener fragte unlustig, unbeteiligt und nur mit dem unbehaglichen Nebengedanken, daß der Be-

schuldigte und die, die Anklage erhoben, ihm Ungelegenheiten bereiten könnten, weil auf Capri ein gichtiger, mißtrauischer Greis sitzt, der bereit ist, ihn für jede Unruhe verantwortlich zu machen. Hier aber fragt einer mit weniger Verantwortung, dennoch mit mehr Teilnahme und Erwartung.

Die Antworten aber, so verschieden sie auch ausfallen, haben eines gemeinsam: sie tragen nicht den großen Freimut des Bekennens. Es mag einer vor sich und in der Stille und vor seinem Gott wieder und wieder das Ja aussprechen, das ihn in sich und seinem Glauben an die Berufung bestätigt. Vor dem Anruf des Unbeteiligten, vor der verärgerten oder teilnehmenden Neugier, die nicht fragt, um glauben zu können, sondern die prüft, um urteilen zu können, reckt sich das Gefühl der Unwiderruflichkeit zu einer schweren, stumpfen Wand des Hindernisses auf. So rettet der Messias aus Galiläa sich in die zweideutige Formel hinein, mit der er bekennt und mit der er doch die Entscheidung in die Hände des Schicksals überliefert: »Du sagst es.« Aber der Messias von Ismir greift mit beiden Händen nach einem Anker, der Sicherheit für sein Schicksal bedeuten kann. Er leugnet. Er sagt: »Ich bin ein Gelehrter aus Jerusalem, ausgesandt, um für die Armen Palästinas Spenden einzusammeln.«

Er leugnet. Er ist keine trotzige Natur. Wie er vor dem Bann der Rabbiner von Ismir und der Drohung der Rabbiner von Saloniki das Feld geräumt hat, ohne sich zur Wehr zu setzen, weicht er auch jetzt einer Gewalt aus, die ihn greifen will und die ihm gefährlich werden kann. Er kannte aber doch seine Gegnerschaft und mußte folglich mit der Möglichkeit rechnen, daß solcher Angriff auf ihn erfolgen werde. Sich

darauf einzustellen, Zug und Gegenzug zu überlegen, hatte er Zeit genug gehabt. Aber so wie sich ihm immer von neuem die erfüllende Wirklichkeit versagt, so versagt er selbst vor der Wirklichkeit, wenn sie sich ihm darbietet. Er kann seinen Glauben an sich und seine Sendung nur umsetzen, wenn etwas außer ihm ihn trägt. Tritt etwas ihm entgegen, und er hat nicht die Gewalt klar auf seiner Seite, dann weicht er zurück.

So begibt er sich auch hier auf die kleine menschliche Ebene des Leugnens, und aus dem kleinen menschlichen Bezirk her reagiert der Unterpascha auf diese Antwort: er holt zu einer mächtigen Ohrfeige gegen Sabbatai aus. Gegen Sabbatai, nicht gegen den Messias. Es ist die ausstrahlende, befreiende Reflexbewegung, mit der sich einer die Erlösung von einer dumpfen Angst triebhaft bestätigt. Ansonsten ist er von dem Augenblick an mit einer gewissen Zuneigung für Sabbatai erfüllt, für diesen Menschen, den er nicht mehr zu fürchten braucht, da er doch nicht der Messias ist, der nur mit seltener Geistesgegenwart ein fremdes, viel gepredigtes und nie befolgtes Gebot erfüllt: der dem Türken gutwillig und mit anspruchsloser Demut auch noch die andere Wange hinhält. Und das rührt den Unterpascha. Er äußert späterhin in Gesprächen, es hätten die Juden offenbar den Sabbatai gegen seinen Willen zum Messias proklamiert. Und der Schlag, den er dem Sabbatai versetzte, habe den Juden gegolten, die ihn in diese Stelle gedrängt hätten.

Nach dieser kurzen Befragung geschieht nichts mehr. Es ist kein Anlaß, etwas zu unternehmen, denn wenn einer selbst so mit dürren Worten seinen wahren Beruf bekennt, ist kein Grund vorhanden, sich weiter

zu beunruhigen. Aber immerhin ist er ein Mensch, an dem die Unruhe und die Erregung von vielen Tausenden sich entzündet. Darum ist es geboten, ihn im Gefängnis zu lassen und zu verhindern, daß er hierhin und dorthin treibt und eine Messiasbewegung wachsen läßt, die doch keinen Messias hat. Und das wieder ist ein Grund, ihn nicht mit der Härte zu behandeln, mit der man gefangene Missetäter behandelt. Er ist ja nur das Werkzeug einer Missetat, nicht Urheber.

Ein anderer Vorgang aber dringt nach außen, ein Bericht, der weitergegeben wird, und der, als sei es in unseren Tagen geschehen, mit der Würde des amtlichen Dokumentes in die Welt gesandt wird. Ein kühler diplomatischer Kopf, der »Bailo« Giambattista Ballarino, Großkanzler der Venetianischen Botschaft an der Pforte, hat ihn am 18. März 1666, sechs Wochen nach der Gefangennahme des Messias, von Pera aus an seine Regierung geschickt. Der Bericht ist unpathetisch und ist doch in dem, was er sagt, mit den Unwahrscheinlichkeiten angefüllt, die das ständige Kolorit dieser ungleichmäßig schimmernden Gestalt abgeben. Der Gesandte fühlt das und bricht dem Einwand des Märchens die Spitze ab: » Chiudo quest humilissima lettera con racconto forse nell'apparenza vano e sovverchio, da me perció pretermesso nei passati dispacci, ma altrettanto essentiale nel riflesso a vantaggi che van ricavando questi Barbari da qualunque nuovo emergente.«

Er weiß alsdann zu berichten, woher die Bewegung kommt, wohin sie zielt und wie sie die Menschen durcheinander wirft, die sich ihr hingeben. Ihm ist auch bekannt, daß schon vor Sabbatais Landung der Stab über den Messias gebrochen und das Todesur-

teil gegen ihn verhängt worden ist. Und nun erhebt sich die Frage: warum ist das Urteil nicht vollstreckt worden? Alle zeitgenössischen Berichte bestätigen doch, und Köprilis Politik für die Sicherheit der Pforte macht es wahrscheinlich, daß mit gefährlichen, bedrohlichen oder auch nur verdächtigen Menschen wenig Aufhebens gemacht wurde. Man beseitigte sie und war eine Sorge los. Was war geschehen, daß man Sabbatai Zewi nichts tat?

Nichts war geschehen, als daß Sabbatai Zewi eine Audienz bei Achmed Köprili nachgesucht und erhalten hatte. Er hatte eingesetzt, was er einzusetzen hatte: seine Erscheinung, seine Stimme, seine erstaunliche Beherrschung der arabischen Sprache, die Suggestibilität seines ganzen Wesens. Und der Großvezir ließ ihn am Leben, vollstreckte ein fertiges Urteil nicht, ließ es bei der Freiheitsbeschränkung bewenden und machte außerdem eine Ehrenhaft daraus. Aber seltsam, daß nichts über den Inhalt dieser Unterredung verlautbart wird. Hat Sabbatai um sein Leben gebettelt? Erwies er sich als so harmlos, daß es nicht nötig schien, das Urteil zu vollstrecken? Hat er den Großvezir überredet oder überzeugt? Ein Zeitgenosse vermerkt: »Was Sevy dar proponiret, will ich nicht berühren, weil es sehr ungewiß ...«

Ballarino weist einen Ausweg, um das Unwahrscheinliche dieses Ausgangs glaubhaft zu machen. Er sagt: die türkischen Staatsmänner haben die Bewegung letztlich geduldet, um von den Anhängern eben dieser Bewegung Geld zu erpressen. Gewiß, sie haben sich an der Bewegung bereichert. An welcher Bewegung oder an welcher Bewegungslosigkeit vogelfreier Menschen hätte sich der Machthabende nicht bereichert? Es zeigt aber hier der weitere Lauf der Dinge, daß im

Anfang die Sorglosigkeit und im weiteren Verlauf die Furcht ihre Hände nachlässig und dann unsicher machte. Aber vielleicht liegt die ganze Lösung des Rätsels nur in persönlichen Dingen, die sich zwischen dem Vezir und Sabbatai Zewi abspielten. Indiskrete Quellen verraten ausdrücklich Achmed Köprilis Vorliebe für schöne Männer.

So sitzt also Sabbatai im Gefängnis von Konstantinopel. Es werden ihm viele Vergünstigungen eingeräumt. Er wird nicht in Ketten gelegt. Er wird in einen Raum gebracht, der wohnlich ist und mehr nach Ehrenhaft als nach Zelle aussieht. Sein Freund und Sekretär Primo erhält einen Nebenraum angewiesen. Sabbatai darf bestimmen, wen noch aus dem engeren Kreise seiner Freunde er ständig neben sich zu haben wünscht. Bis auf die mangelnde Freiheit mangelt ihm nichts. Es ist vielmehr so, daß er in dieser erzwungenen Ruhe, in der Isolierung wider Willen die Kraft findet, sich zu einem neuen, gewaltigen Vorstoß zum Kampf mit Gott zu rüsten. Er verbringt seine Zeit mit härtesten Kasteiungen. Gebete wechseln ab mit Fasten, immer erneut, oft bis zu drei Tagen ausgedehnt. Er stemmt sich, wieder einmal tief gläubig, gegen die Stunde der Erlösung und will sie mit Gewalt heraufführen. Und immerhin gelingt es ihm, die Vorboten zu erzwingen. Feurige Erscheinungen lösen je und je die Verzükkung oder die Verkrampfung seines Bußwerkes. Neben ihm steht Primo, begabt mit scharfen Augen für jede Wandlung in der Haltung und im Ausdruck des Messias, begabt mit beredten Worten, um sogleich den Menschen, die draußen warten, zu berichten, wie die Bereitschaft des Himmels sich unerschöpflich in neuen Wunderzeichen geäußert habe.

Zum Bußwerk, wie es die praktische Kabbala vorschreibt, gehört das Tauchbad. Sabbatai erbittet von den Behörden die Erlaubnis, täglich an den Strand des Meeres zu gehen und dort, vor den Augen seiner Anhänger, die rituelle Handlung zu vollziehen. Seiner Bitte wird nachgegeben. Und nun beginnt ein seltsames Schauspiel. Vom Gefängnis aus setzt sich ein kleiner Zug Menschen in Bewegung: Sabbatai und seine engsten Freunde. Aber der Zug wächst mit der Länge der Straßen. Gläubige jubeln hinter ihm her, Ungläubige fluchen hinter ihm drein, die Gasse wirft Spott und Hohn und Beleidigung auf beide. Ein Tumult wälzt sich täglich bis an das Meer. Aber unbeirrt von allen Vorgängen steigt Sabbatai zu langem, atemraubendem Tauchen in das winterlich kalte Wasser, jetzt ganz Mensch, der um der Wirkung willen und weil Tausende ihm zusehen, ausführt, was der wieder aufbrechende Fanatismus seines Willens sich vorgesetzt hat. Aber die Tumulte steigern sich. Die Leidenschaften werden bei diesem Zug an das Meer gegeneinander ausgetragen. Die Ideen gleichen sich in Prügeleien aus. Da gehen Sabbatais Anhänger zu Achmed Köprili und bitten um militärischen Schutz für die tägliche Prozession. Der Großvezir ist bereit, diesen Schutz zu gewähren. Allerdings beträgt der Preis dafür 60000 Realen. Aber welche Rolle spielt das Geld in diesem Zustand der Gemüter? Es sind doch im eigenen Lande, ganz abgesehen von Auslande, überreichlich Menschen, die ihr Hab und Gut verkauft haben, da sie es bei der Rückkehr in das heilige Land nicht mit sich schleppen können. Und nichts ist selbstverständlicher und beglückender, als das erlöste Geld dem zu opfern, der sie auf der entscheidenden Wanderung führen wird.

Die 60000 Realen werden sofort bezahlt, und fortan begleiten die Soldaten des Sultans schützend den Mann, der auf eben diesen Wegen sich für die göttliche Mission stärkt, die Macht von diesem Sultan abzunehmen und sie auf sich zu übertragen.
Da es den Menschen nicht mehr genügt, ihren Messias nur auf der Straße und im Tumult zu sehen, gehen sie von neuem zu Achmed Köprili und erkaufen gegen Zahlung von weiteren 40000 Realen das Recht des Sabbatai, jederzeit jedermann als Besucher zu empfangen. Sogleich drängen sich die Gläubigen und die Neugierigen, Juden und Mohammedaner, und wollen den Messias sehen. Sabbatai weist niemanden ab. Mit der Sekunde, in der die Menschen vor ihn hin treten und willens sind, aufzunehmen, was er sagt, zu glauben, was er verheißt und anzuerkennen, was er sich an Bedeutung und Würde zumißt, ist der gelehrte Spendensammler aus Jerusalem endgültig versunken, steht wieder da der Auserwählte, den es aus dem Übermaß zwang, den heiligen Namen auszusprechen, um sich zu bekennen. Auch ohne die äußere Freiheit, und schon, weil er für den nächsten Augenblick keine unmittelbare Gefahr drohen sieht, kehrt ihm die alte Sicherheit zurück, geht von ihm das Bezwingende aus, das ihm Anhänger verschafft: die schattenhafte Tiefe seiner Auslegungen und Erklärungen, das Tönende der Stimme, das Fluidum aus Haltung und Ausdruck des Gesichtes und dem verschwärmten Glanz dunkler Augen. Und was nicht aus ihm kommt, wird in ihn hineingetragen: Berichte von Wundern, die keiner gesehen hat, die aber jeder bezeugt, da er sie aus sicherer und gewisser Quelle erfahren hat. Wären es kleine Wunder, so möchte sich wohl der Zweifel regen. Da es aber die

großen, erstaunlichen, unfaßbaren und darum untrüglichen Wunder sind, kann man sie nicht bezweifeln, man müßte sie denn widerlegen können. Es widerlegt sie niemand. Es nehmen sie vielmehr auch die Nichtjuden gläubig hin, und da sie doch keinen Anlaß haben, einen fremden Messias sehr zu lieben, zumal sie auf einen eigenen Messias hoffen, ist um so mehr zu beachten und als Wahrheit hinzunehmen, was sie selbst darüber berichten. Es sind teils sehr konfuse Dinge, aber sie haben alle einen Kern, der das Zentrum ihrer Phantasie trifft: die Tempelmauer, die aus der Erde wächst, die Hunderttausende der verlorenen Stämme, die aus dem Nichts wieder auftauchen, die feurigen Säulen, die Stimmen aus den Gräbern, das Lallen und Prophezeien von Kindern. Und schon längst sind die Vorgänge bei der Verhaftung Sabbatais in den Bezirk des Wunderbaren eingegangen. Sabbatai ist nicht verhaftet worden. Er ist nach Konstantinopel gekommen und hat dem Sultan durch den Großvezir mitteilen lassen, er wünsche Audienz bei ihm. Der Sultan hat den Vezir statt einer Gewährung angewiesen, Sabbatai Zewi festnehmen zu lassen. Ein Aga mit 50 Janitscharen erscheint zu diesem Zweck, aber wie er den Messias sieht, wagt er nicht, ihn zu berühren. Er kommt zum Großvezir zurück, klagend, das sei kein Mensch, das sei ein Engel, dessen Anblick er nicht ertrage. Selbst bei Verlust seines Lebens könne er den Auftrag nicht ausführen. Der Vezir sendet einen anderen Aga und läßt ihn von 200 Janitscharen begleiten. Dem geht es nicht besser als dem ersten. Da begibt sich Sabbatai, nachdem er diese Probe seiner Macht abgelegt hat, freiwillig in die Gefangenschaft. Die Juden ziehen von diesen Berichten ab, was ihnen

Ergebnis der Angst und Erschütterung bei den Andersgläubigen erscheint. Denn sie sehen schon ein wenig hochmütig und überlegen auf die anderen herab, die durch sie und durch ihren Messias der Erlösung teilhaftig werden sollen. Und wenn ihnen einer entgegnet, daß er noch keines der Wunder gesehen habe, das vom Messias ausgegangen sei, so haben sie ein Argument, dem jeder Vernünftige zustimmen muß: »Ist es nicht schon ein Wunder, daß Sabbatai noch lebt? Daß man ihn nicht kurzerhand beseitigt hat? Der Sultan ist sonst nicht zaghaft, wenn es sich um die Entfernung bedenklicher Menschen handelt.« Darauf ist nur zu erwidern, daß Sabbatai dann wohl dem Sultan nicht als Messias bekannt sein müsse. Aber gegen diesen Einwand steht die Gewichtigkeit von Tatsachen. Es ist nicht mehr zu übersehen, weder in der Massenhaftigkeit noch dem Sinne nach, daß der Andrang von Menschen zu Sabbatai Zewi unheimlich wächst und was er zu bedeuten hat. Möglich, daß Sabbatai, zum andren Male befragt, auch heute noch antworten würde: »Ich bin ein Sammler von Spenden.« Das ändert nichts daran, daß die Bewegung um ihn und zu ihm hin wächst, daß er nichts tut, sie einzuschränken, daß er alles tut, sie am Leben zu erhalten. Sein Verhalten widerruft und widerlegt seine Erklärung. Ist er aber doch der Messias, dann haftet an ihm die Prophezeiung des Nathan Ghazati, der er nie widersprochen hat: er werde dem Sultan die Krone vom Haupte nehmen und sie sich selber aufsetzen.

Wenn man ihm dennoch nichts tut, so heißt das, daß man nicht wagt, ihm etwas zu tun. Man legt nicht Hand an einen Menschen, der vielleicht doch der Messias ist. Das Beispiel der Vielen, die ihren Glau-

ben an ihn bekunden, macht unsicher und schwankend. Es kommen, um den Messias zu sehen, selbst die ganz Armen, die ihr letztes Stückchen Habe verkaufen müssen, um nur den Zehrpfennig für die Reise zu haben. Sabbatai gibt ihnen gnädig Trost und sagt ihnen voraus, daß sie für diese Tat einmal besonderen Reichtum erwerben würden. Es kommen angesehene Juden zu ihm ins Gefängnis, stehen da einen ganzen Tag lang vor ihm, den Kopf gebeugt, die Arme über der Brust gefaltet, ohne ein Wort zu sagen, ohne sich zu rühren, unbeweglich in der Andacht. Und Sabbatai nimmt das an. Er läßt das geschehen. Er erträgt das, weil es ihm zukommt. Schon fangen in der Stadt Menschen gleich denen in Ismir an, in Verzückungen zu geraten und vom Messias Sabbatai Zewi zu künden. In der einstmals feindlichen Stadt neigt sich unwiderstehlich alles ihm zu. Bis in den Alltag hinein lassen sie den Messias und seinen Einfluß wirken. Da sind viele, die sich der Buße hingeben und ihre Geschäfte im Stich lassen. Darunter leiden manche Handelsbeziehungen; darunter leiden vor allem viele englische Kaufleute, die mit den Juden Geschäfte treiben. Sie können ihr Geld nicht bekommen, weil die Läden geschlossen sind und nichts verkauft wird. Da wenden sie sich in ihrer Not an den, dem sie Einfluß und Autorität zuschreiben: an den gefangenen Messias. Er sieht die Berechtigung ihrer Klagen ein. Er beweist ihnen, über welche Macht er verfügt. Sogleich läßt er durch Primo ein Rundschreiben verfassen und verbreiten:

»Euch von dem Geschlechte Israels, die Ihr die Zukunft des Messias und das Heil Israels erwartet, sei ewiger Friede! – Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Ihr noch einigen Engländern Geld schuldig seid. So

erachte ich es für billig, Euch hiermit zu befehlen, diese Schulden abzutragen. Weigert Ihr Euch, solches zu tun und meinem Befehl nachzukommen, so wisset, daß Ihr nicht in unsere Freude und in unser Reich eingehen werdet.«

Solchem Befehl widersetzt sich keiner. Sie zahlen ihre Schulden.

Daß ein Mensch, obgleich er im Gefängnis sitzt, noch solche Macht entfalten kann, gibt ein unbehagliches Gefühl. Vielleicht ist es doch geraten, ihn zu beseitigen. Vielleicht ist es gefährlich. Es ist nicht abzusehen. Darum entschließt sich Köprili nur zu einer ausweichenden, Schwäche und Unsicherheit verratenden Maßnahme: er läßt Sabbatai in eine Festung, in das Schloss Abydos auf Gallipoli, überführen. Dort, hofft er, wird man ihn besser überwachen und leichter von dem wachsenden Strom der Besucher und Anhänger abschließen können.

Er hat vor allem, wenn es hier einer Rechtfertigung bedarf, einen äußeren Grund für diese Maßnahme. Er ist im Begriff, zum Kandiotischen Krieg auszuziehen, wird einige Zeit fernbleiben und fürchtet, die wachsende Unruhe unter den Juden möchte inzwischen die Sicherheit der Stadt gefährden.

Es hätte noch eine andere Möglichkeit gegeben, beinahe eine endgültige, die ganze Problematik mit einem Schlage aufzulösen. Die Juden selbst haben sie Köprili angeboten. Sie haben weitere 100.000 Realen aufgetrieben und bieten sie dem Großvezir an für die Enthaftung Sabbatais. Köprili ist einverstanden. Aber Sabbatai ist nicht einverstanden. Mit einer großen Gebärde stemmt er sich gegen diesen Plan. Er will nicht, daß auch nur ein Heller für seine Befreiung ausgegeben werde. Er weiß und verkündet, daß

es nur noch wenige Tage bis zum Eintritt großer, offenbarer Wunder sei. Er verkündet und die Menschen glauben noch inniger. Er spielt einen großen Trumpf aus und überdenkt um der augenblicklichen Wirkung willen nicht, ob es nicht doch die allerletzte Karte sei, die er in diesem Spiel mit der weltlichen Macht zu vergeben habe. Er gewinnt Anhänger und verliert die letzte Chance seines Lebens, wenn auch zunächst alles ihn zu bestätigen scheint. Am Rüsttag des Passahfestes, am 14. Nissan, wird er nach Abydos gebracht, am Vorabend des Festes, an dem die Befreiung aus Ägypten gefeiert wird.
Auch der Großvezier muß einsehen lernen, daß zum mindestens für ihn und für die Interessen, die er zu wahren hat, mit der Verschickung nach Abydos nichts gewonnen ist. Auch nach Gallipoli hin finden die Anhänger des Sabbatai ihren Weg. Sie finden ihn sogar leichter und weit zahlreicher, denn sie haben jetzt ein Hindernis zu überwinden. Mag auch ein Messias vor dem drohenden Gesicht der Tatsachen immer wieder ausweichen und später erneut vorstoßen: eine gläubige Masse von Menschen kennt diese Pendelbewegung der Kraft nicht. Der Richtungssinn ihres Wollens, vom Gefühl übermäßig genährt, ist eindeutig. Er ist auf das Ziel als das letzte erlösende Erlebnis gerichtet. Widerstände schwächen nicht, sondern fallen der seelischen Energie als Ansporn und Nahrung zu. So wird auch dieses Hindernis spielend überwunden. Es muß doch im Plan Gottes beschlossen liegen, daß der Feind jetzt erneut seine Hand an den Messias legt. Im großen Zusammenhang aber ist alle Demütigung nur dazu gegeben, um den Aufstieg hernach um so großartiger erscheinen zu lassen. So wie Gott das Herz des Pharaonen in Ägypten immer wie-

der und immer grausamer verhärtete, um dann die endliche Befreiung zum äußersten Triumph des göttlichen Willens zu steigern. Darum wird, was heute Festung und Gefängnis ist, morgen schon eine Burg sein, in der der Messias residiert und die Huldigungen einer Welt entgegennimmt; eine Burg, in der er seine Macht offenbart. Und so sagen die Gläubigen nicht mehr Abydos, sondern Migdal Os, Machtburg. Was sie so in dem Glauben und aus der bildnerischen Vorstellung vorwegnehmen, findet von einem Tage zum anderen in der Wirklichkeit seine erschütternde Bestätigung. Es setzt ein Strom von Besuchern ein, den Gallipoli nie zuvor und hernach gesehen hat. Der Ort der Isolierung wird ein Pilgerort. Der Kommandant der Festung, erst fassungslos vor diesem Andrang fremder und seltsamer Menschen, findet recht schnell die Form, sich damit abzufinden: er gestattet, um gerecht zu sein, jedem Besucher gegen einen bestimmten Geldbetrag den Eintritt zu Sabbatai. Er nimmt acht bis zehn Taler von jedem Besucher; zum Teil auch mehr. Er wird dabei ein reicher Mann und hat nichts zu bereuen. Die Einwohner von Gallipoli sehen die vielen Besucher gerne, denn sie bringen Geld in den Ort und beleben Handel und Handwerk. Die Dardanellenstraße weist eine ungewöhnliche Frequenz auf. Die Schiffahrtspreise erhöhen sich täglich. Konjunktur...

Denn es kommen nicht nur die armen und gedrückten Juden aus Konstantinopel und den anderen Städten der Türkei. Eine Welt hat sich in Bewegung gesetzt und hat ihre Boten zu Sabbatai Zewi gesandt. Tagtäglich kommen Reisende zu Lande von weither. Tagtäglich kommen Schiffe, von Venedig, Livorno, Hamburg, Amsterdam. Es kommen mit den Worten und

Grüßen demütiger Huldigung zugleich die Gaben, die man dem Auserwählten des Volkes schuldet. Geld in überreicher Fülle wird nach Gallipoli gebracht. Es langen Ladungen von Tischen, Stühlen, vergoldeten Sesseln, Teppichen erlesenster Art, Gewandungen, Schmuckstücken und Gefäßen an. Die kahlen Räume der Festung beleben sich feierlich und prunkvoll zu fürstlichen Gemächern. Aus den Gefangenenwärtern wird eine Ehrengarde. Alle Räume dienen nur noch dazu, Sabbatai Zewi und seinen Freunden und seinem Anhang als Residenz zu dienen. Nichts wagen die türkischen Behörden gegen diese Vorgänge zu unternehmen. Es vollzieht sich alles zu unwahrscheinlich, zu großartig, zu pomphaft und zu plötzlich. Über dem Staunen und über der ängstlichen Befangenheit lassen sie die Dinge treiben und gewähren. Die Juden frohlocken: man hat den Messias in eine Grube werfen wollen. Statt dessen wurde ihm ein Thron bereitet.

Und so wird über Nacht und gegen alle vernünftige Voraussicht dicht neben der Residenz des Sultans eine andere errichtet, aus dem Glauben, nicht aus der Macht her, und die nahenden Wochen und Monate müssen entscheiden, wie ihre Kraft zu einander steht und sich auswirkt.

ELFTES KAPITEL

KATASTROPHE

—

IN DER ‚MACHTBURG' HAT DAS LEBEN EINES RESIDENTEN begonnen. Nichts fehlt von den Dingen und Vorgängen, die das Leben eines Herrschers im alten, romantischen Sinne begleiten. Es kommen diejenigen, über die der Herrscher gebietet, und die ihm ihre Treue und Ergebenheit bekunden wollen. Das sind nicht nur die einzelnen unter seinen Anhängern, es sind vor allem die offiziellen Vertreter der Gemeinden von weit her. Allerdings haben diese Abordnungen einen doppelten Sinn. Sie sollen, ehe sie huldigen und anerkennen, zugleich Klarheit in das Übermaß der Gerüchte bringen und den Behauptungen der Gegner nachgehen, daß hier nicht ein Messias am Werke sei, sondern ein ungewöhnlich geschickter Betrüger. Es ist kaum ein Land, daß nicht seinen Vertreter entsendet.
Und es ist seltsam: keine der Abordnungen, die nach Abydos kommt, verläßt diesen Ort, ohne auf das tiefste geblendet und ergriffen zu sein. Dabei sind es zumeist Männer, die mit allen Feinheiten des Talmuds wie der Kabbala vertraut sind, die zu denken verstehen, die nicht zu blindem Vertrauen neigen, und die aus der Fülle der Enttäuschungen, die ihr Volk zu tragen hatte, an Zweifel gewöhnt sind. Es erweist sich, daß nicht nur das Volk mit seiner schlichten Bildung oder gar seiner Unbildung an ihm hängt, sondern daß fast alle bedeutenden Gelehrten, insbesondere Rabbiner von Asien, Afrika, Deutschland, Polen, Italien und Holland mit ganz geringen Ausnahmen Anhänger des Sabbatai sind. Sie legen damit das erschütternde Bekenntnis von der ständigen Gegenwärtigkeit und Bereitschaft der messianischen Idee ab. Da der Glaube an einen Messias und an eine mes-

sianische Zeit eine unlösbare Verbindung mit ihrem Alltag eingegangen ist, steht ihnen die Verwirklichung jenseits des Wunderbaren. Und steht sie ihnen im Wunderbaren, so ist eben für sie das Wunder kein Ausnahmezustand im Bild der Welt, sondern nur eine Manifestation des Göttlichen, mit der sie ehrfürchtig vertraut sind. Sie brauchen nicht den unfruchtbaren, kümmerlichen, in seiner Rationalität so armseligen Umweg des modernen Menschen, alle Wunder und Wunderberichte auf das kleine Maß des logisch Deutbaren und Abwägbaren zurückzuführen. Der undeutbare Rest, aus dem immer das Leben besteht, und in dem sich das Leben immer wieder ausdrückt, ist ihnen die gelebte, die unabweisbare, die letzte Wirklichkeit.

Es hätte allerdings keine noch so lebendige innere Bereitschaft vermocht, ihnen den Glauben zu erhalten, oder gar noch zu stärken, wenn nicht von dem, der Mittelpunkt eben dieses Glaubens war, eine Suggestion von ungewöhnlicher Gewalt ausgegangen wäre. Nie ist diese seine Kraft größer und wirksamer, nie imponierender und erfolgreicher gewesen als in diesen Monaten, da er als ein Gefangener zu Abydos sitzt, zwar in prunkvollen Räumen, aber doch in einer Festung; zwar ständig von Menschen umgeben, die ihm huldigen, aber doch von solchen, die dem Gefängniswärter erst die Erlaubnis abkaufen müssen; zwar in der freien Haltung eines Königs, aber doch durch den Zwang einer fremden Gerichtsbarkeit an seinen Ort gebunden. Nichts kann den Hellsichtigen darüber täuschen, daß man es hier mit einem politischen Gefangenen zu tun hat, dem man eben aus politischen Gründen ein großes Maß persönlicher Freiheit zugesteht, der aber im übrigen ein Gefangener

ist und bleibt, in vorsichtiger Entfernung von Wachen und Soldaten umgeben, in allem blendenden Schein doch zur Ohnmacht verurteilt.

Alles das fegt Sabbatai Zewi mit einer großen Gebärde zur Seite. Er sieht es nicht; will es nicht sehen. Und wenn er es doch sieht, macht er es für die anderen unsichtbar. Vor ihre prüfenden Blicke, die sicher oft von einem stillen Argwohn geschärft sind, drängt er sich, seine Erscheinung, seine Worte, seine Edikte, seine Hofhaltung, seine Gläubigen, daß sie blind werden wie er selbst, berauscht wie er selbst, und daß sie nichts spüren als die ungeheuer tragfähige Gewalt der Bewegung. Sie übersehen dabei, daß die Tragkraft der Bewegung jenseits der Festung Abydos liegt und nicht drinnen; daß die Tausende sie darstellen und nicht Sabbatai Zewi; daß sie selbst sich willig als neue Stütze in das Gebäude einordnen, während auf dem First nur einer steht, der ekstatisch eine Flagge schwingt.

In immer neuen Manifestationen entlädt Sabbatai Zewi sein Ichgefühl. Der 9. Ab kommt heran, der Tag der Zerstörung des zweiten Tempels. Aber dieser Tag ist zugleich der Geburtstag Sabbatais. Er schickt Boten nach Ismir und läßt Sarah, die Königin holen. Und kurz vor dem dunklen, schweren Erinnerungstage geht ein Edikt Primos an die Judenheit der Welt hinaus:

»Der erstgeborene Sohn Gottes, Sabbatai Zewi, der Messias und der Befreier der Juden, entbietet allen Kindern Israels seinen Frieden!

Nachdem Ihr gewürdigt worden seid, den großen Tag der Erlösung zu erleben und die Erfüllung des Wortes Gottes, das er durch die Propheten und unsere Väter gegeben hat, müssen Eure Klagen und Sorgen

in Freuden verwandelt werden, o meine Kinder Israels. Erfreut euch mit Gesang und Lied, weil Gott Euch Trost gegeben hat, und wandelt den Tag, den Ihr einst in Trauer und Sorge verbracht habt, in einen Jubeltag, weil *ich* erschienen bin. Ihr sollt euch nicht fürchten, denn Ihr werdet díe Herrschaft bekommen über alle Völker, und nicht allein über die, die auf der Erde sind, sondern auch über die Kreaturen, die in der Tiefe des Meeres verborgen liegen ...«

Und aus Eigenem fügt Sabbatai hinzu: »Höret auf mich und eßt gut und freuet Euch und kommt zu mir. Höret auf mich und sorgt nicht um eure Seele, denn ich werde den ewigen Bund schließen zwischen Euch und der Welt. So sagt David ben Isai, der größte unter den Königen der Erde, der erhaben ist über jeden Segen und jeden Lobspruch, der Löwe, stark wie ein Bär, Sabbatai Zewi.«

Aber Primo kennt die Bedeutung von Segen und Lobspruch besser. Er verfaßt und verordnet für die Feier des 9. Ab dieses Gebet: »Gib uns, Gott unser König, in Liebe Feste zum Freuen und Feiertage und Gezeiten zur Freude, den Tag des Trostes, den Tag, an dem unser König, unser Messias Sabbatai Zewi geboren wurde, dein Knecht und dein ältester Sohn, in Liebe, zum Gedenken an den Auszug aus Ägypten.«

Er gibt ferner für die Feier des Geburtstages des Messias folgende Anweisungen an die Juden: sie dürfen an diesem Tage mit keinem Nichtjuden umgehen. Sie dürfen keine Arbeit verrichten, es sei denn die, Musik in der Synagoge zu machen. Sie haben besondere Stellen aus dem Buche der Schöpfung »Im Anfang« zu lesen, besondere Psalmen und das Gebet, das er ihnen verfaßt hat. Und im besonderen: sie sollen sich freuen und gut essen.

Was Sabbatai Zewi da unternimmt, dieser Angriff auf den großen, heiligen, unendlich tief in den Herzen aller Juden verankerten Tischa be'Ab, ist eine Kraftprobe. Sie ist für den Gläubigen und den Widerstrebenden eine unerhörte Provokation. Aber die Probe wird bestanden. Das *Volk* besteht die Probe. Das neue Element, das in ihr Leben getreten ist, bricht die heiligsten Fesseln und begehrt endlich zu seinem Recht zu kommen: die Freude am Dasein. Wer bräche nicht die schwerste Fessel, die um einen Menschen liegt, wenn er ihm Freude gäbe?

Der Jubel in Konstantinopel ist ungewöhnlich groß. Wörtlich wird alles befolgt, was Primo vorschreibt. Niemand bezweifelt, daß Sabbatai Zewi die Quelle neuer religiöser Gesetzgebung darstellt. Mit tiefster Teilnahme und Ehrerbietung wird auch die Verheissung empfangen, die er in einem Briefe an seine Gemeinde nach Ismir zum Ausdruck bringt: jeder, der an das Grab seiner Mutter geht und die Hand darauf legt, soll so viel Verdienst vor Gott dadurch erwerben, als ob er den heiligen Tempel zu Jerusalem besucht habe. So macht er das Grab seiner Mutter zu einem heiligen Ort und legt ihm die historische Bedeutung bei, die das Grab der Urmutter Sarah in der Höhle zu Machpelah bei Hebron hatte.

Im weiteren Verlauf hebt Sabbatai auch den Fasttag des 17. Tammus auf, den Tag, der dem Andenken an die Einnahme der Stadt Jerusalem dient. Aber dafür bestimmt er einen neuen Festtag, den 23. Tammus, der zuerst auf den 26. Juli 1666 fällt. Es ist dieser Tag, sagt er, sieben Tage nach seinem Erwachen zur messianischen Berufung. Darum muß er wie der heiligste Sabbath gefeiert werden. 4000 Juden befinden sich an diesem Tage in Abydos. Sie ge-

horchen stumm und freudig und feiern einen Sabbath, der auf einen Wochentag fällt.

Von außen her strömen ihm Bestätigungen zu. Nichtjuden verfallen der Suggestion, die von der jüdischen Umgebung ausgeht, und treten zum Judentum über. Ein Derwisch, weiß gekleidet, tritt auf, predigt und verkündet den Messias Sabbatai Zewi. Die Türken nehmen Ärgernis daran und verprügeln den Derwisch. Er predigt weiter. Sie sperren ihn in das Irrenhaus, aber er läßt nicht von seinen Verkündigungen. Sie entlassen ihn, und er predigt weiter von Sabbatai Zewi.

Da ist ein Jude, Moses Suriel, der in ekstatischen Anfällen durch die Gassen schreit, die Erlösungszeit ankündigt und die Menschen zur Buße aufruft. Er hat großen Zulauf. Wo er erscheint, gibt es erregte Szenen, wilde Zusammenstöße. Die Türken beschweren sich darüber beim Großvezier. Der weiß nicht, was er solchen Erscheinungen gegenüber tun soll, und gibt den Vorständen der Gemeinde auf, selber für Ordnung zu sorgen. Aber was können die noch an Ordnung befehlen? Sie wenden sich an Sabbatai, und der befiehlt Suriel, vor ihm zu erscheinen. Er kommt. Sie haben ein Gespräch unter vier Augen. Dann geht Suriel wieder wie sonst durch die Gassen und schreit ekstatisch nach Erlösung und Buße.

Wer unter den Gläubigen und Anhängern noch den letzten Zweifel hat und meint, es könne nicht immer so weiter gehen mit Hofhaltung und Edikten und Wunderzeichen, sondern es müsse etwas Neues und Entscheidendes geschehen, der wird beruhigt durch einen Brief Nathans aus Gaza, der jetzt in Abydos eintrifft. Darin wird verkündet, daß Sabbatai Zewi noch vor dem Ende dieses Jahres gekrönt werden

würde. Weithin wird der Brief verbreitet. Sabbatai entschließt sich zu einer vorsorgenden, königlichen Maßnahme. Er ernennt drei Personen, die er nach Amsterdam, Venedig und Livorno absenden will. Sie sollen in diesen drei Städten als seine königlichen Gesandten residieren. Die Ernennung ist erfolgt, aber Primo hat die Abreise der Gesandten verhindert. Er ist immer der klügere Diener gewesen.

Was sich jetzt noch gelegentlich als Gegner zu bekunden wagt, verfällt einer schnellen Justiz. Da ist in Konstantinopel ein wohlhabender Kaufmann, dem bei der Sache nicht geheuer ist. Er begibt sich – ein Tatbestand von ewiger Aktualität – zum Großvezier und erklärt, er persönlich sei mit der Bewegung nicht einverstanden. Für alle Fälle wolle er hier zu Protokoll erklären, daß er an allen Vorgängen unbeteiligt sei und sie mißbillige. Das Volk erteilt ihm die Quittung für sein Verhalten. Es kauft sich einige Zeugen, die vor Gericht bekunden, daß dieser Kaufmann Hochverrat getrieben habe. Er wird zur Galeerenstrafe verurteilt. Von Ismir aus beklagen sich einige Leute, wahrscheinlich auf Betreiben la Papas, über den irreligiösen Lebenswandel Sabbatais. Aber das Konstantinopel von heute ist nicht mehr das Konstantinopel von einst. Als Antwort erhalten sie, von über zwanzig Gelehrten unterschrieben, einen Nidui, eine Ausstoßung zugestellt, eine Form des Bannes. »Alles Schlechte soll an Euch haften, wie es in der Thora geschrieben steht, bis Ihr Euch bekehrt habt!« Alle diese Vorgänge erhellen den Tatbestand dahin: der Messias ist kein Gefangener. Er ist der Allgewaltige, dessen Macht täglich und stündlich wächst, und für den die Krone schon bereit gehalten ist.

Es ist darum nicht sonderbar, daß viele Gemeinden,

in denen kluge, kritische, philosophisch geschulte und sehr aufgeklärte Köpfe sitzen und beschließen, von jeder Prüfung des Messias absehen und sich bedingungslos der Huldigung anschließen. Aus Amsterdam machen sich die Führer der sabbatianischen Partei, Pereyra und Naar, auf den Weg, weil sie zusammen mit Sabbatai von Konstantinopel nach dem heiligen Lande ziehen wollen. Wie sie auf dem Wege sind, wird ihnen ein Schreiben der Notabeln der Amsterdamer Gemeinde nachgesandt, das sie in Abydos übergeben sollen. Es ist die bescheidene Frage des Nachfolgers an den Herrn, was er tun solle. »Sag' an, unser König und Gebieter,« heißt es darin, »welchen Weg wir einschlagen und was wir tun sollen: sollen wir uns unverzüglich rüsten und in das Gotteshaus ziehen, um uns Deiner Heiligkeit zu Füßen zu werfen, oder aber der Gnade Gottes bis zu dem Tage harren, da alle unsere Zerstreuten versammelt werden?« Die besten Männer der großen Gemeinde haben diesen Brief unterschrieben. Die erste Unterschrift leistete der angesehene Philosoph und Freidenker Benjamin Mussafia.

Auch die portugiesische Judengemeinde in Hamburg hatte sich zu einer gleichen Huldigung entschlossen. Es vermerkt das Protokollbuch: »Angesichts der guten Nachrichten, welche uns durch Berichte aus Ismir und anderen Gemeinden geworden waren und unsere Hoffnungen auf das ersehnte Heil bestätigen, hatte der Präsident . . . von Eifer beseelt« eine Versammlung einberufen. »In jener Versammlung wurde beschlossen, Gesandte abseiten dieser Gemeinde nach Konstantinopel zu schicken, um unserem König Sabetay Seby, dem Gesalbten des Gottes Jaakobs (dessen Herrschaft sich entfalten möge und dessen Name

verewigt werde), die schuldige Huldigung darzubringen.« Nachträglich gibt man allerdings diesen Plan auf, einmal, weil man befürchtet, der Brief könne in fremde Hände fallen; sodann aber – und hier wird die Unbedingtheit des Zutrauens offenbar – wird der Brief zu spät nach Konstantinopel kommen, denn bis der Bote den Weg zurückgelegt hat, ist Sabbatai längst in Jerusalem. »Wir hoffen aber und halten es für ganz sicher, daß nosso Rey, unser König, vor Ablauf dieser Zeit in Erez Israel sein wird ... der Gott Israels erfreue uns mit den ersehnten Nachrichten und gebe, daß wir bald diese große Zeit erschauen, zu Ehren seines heiligen Dienstes.«

Hier dringt die Gegenwärtigkeit ihrer Beziehung noch bis in die ganz kleinen Ordnungen ihres Alltages hinein. So erweist es sich für sie als nötig, ein Gesetz über Majestätsbeleidigung zu schaffen. Sie belegen mit einer Strafe von fünf Reichstalern zugunsten der Armenkasse jeden, der über den Messias oder über seinen Propheten Ungünstiges sagt, und mit der gleichen Strafe den, der solche Lästerungen von anderen hört und ihn nicht dem Vorstand der Gemeinde anzeigt. Sodann wurde, unter Androhung der gleichen Strafe, von der Kanzel der Synagoge der Beschluß verkündet, »daß alle Wetten auf das Eintreffen unseres Heils (dessen uns Gott bald teilhaftig werden lasse) fortan verboten seien. Wer mit Nichtjuden eine derartige Wette abschließt, verfällt einer Buße von zehn Reichstalern.«

Wir wissen, daß Gesetze immer einem Tatbestand nachhinken, wenn er bedrohlich geworden ist.

Da Sabbatai Gehorsam findet, wächst ihm der Mut zu königlichen Erklärungen. Es lautet ein Schreiben,

das er an die Rabbiner von Konstantinopel richtet, wie folgt: »So spricht der große König, unser Herr: meinen Gruß an alle gläubigen Völker, die mich lieben, damit ich sie mache zu Freunden durch Erbschaft, zu besitzen das Gute, und ich ihre Schätze fülle mit Segen, so geistig wie leiblich, auch daß meine Sanftmütigen mit Güte gesegnet werden mögen, spricht der Herr: also seien auch gesegnet alle Menschen meines Glaubens, so Männer als Weiber, Brüder und Schwestern, Söhne und Töchter. Gesegnet seien sie, sage ich, aus dem Munde des großen Gottes, und aus dem Munde seines Knechtes, seines Auserwählten. Es sei Euch hiermit kund und offenbar, daß an dem Sabbath, an welchem dieser Abschnitt des Gesetzes gelesen wird, welcher beginnt: Werdet Ihr in meinen Satzungen gehn . . . (‚Er rief' 26, 3), Gott mein Elend und aufrichtiges Gemüt angesehen und mich mit großer Freude überschattet und erfüllt, woraus ich sah und klar merken konnte, daß die lange begehrte und ersehnte Zeit der Hoffnung Israels nunmehr gekommen sei. Damit sei Euch für dieses Mal genug gesagt . . .«

So geben Könige ihre Verheißung: mit sicherer Stimme und unbestimmten, klangvollen Worten. Und da er daran denkt, wie sehr die Menschen noch der unbestimmten Verheißung glauben, liebt er sie um des Vertrauens willen, von dem er lebt, und wird milde, herzlich, teilnehmend: »Der Allerhöchste gebe nach seiner Wahrheit und Barmherzigkeit, daß dieser Trost, den ich bei mir empfunden, als ich die Worte las: Ich gebe meine Wohnung in eure Mitte, meine Seele schleudert euch nicht weg, ich ergehe mich in eurer Mitte und bin euch Gott – immerwährend sein und sich vermehren möge.«

Denkbar, wahrscheinlich sogar, daß nicht Sabbatai diese Dekrete und Briefe abgefaßt habe, daß er nur unterschrieb, was Primo ihm vorlegte. Wer so hemmungslos sprechen, singen, weinen und jubeln kann wie Sabbatai, dem steht nicht die Hand mit dem Federkiel darin zu der ruhigen, in schwerem Pathos gleitenden Geste des geschriebenen Wortes. Wir kennen aus dieser Zeit mit Sicherheit nur einen Brief von seiner Hand, und der ist kurz, stoßweise und zuckend im Ausdruck, konvulsivisch geladen wie das, womit er seine Anhänger und Besucher anspricht.

Aber für die Wirkung nach außen hat diese Frage keine Bedeutung. Für die Welt sind dieses Dokumente von höchster Einmaligkeit. Darum wirken sie, und wie ihr messianischer Glaube in ihren Alltag eingewoben ist, dringen die Wirkungen bis in die Funktionen ihres Alltags. Sie stehen in aller Wirklichkeit am Vorabend der großen Ereignisse. Folglich wird es hohe Zeit, daß sie mit den Vorbereitungen beginnen. In sehr vielen Synagogen werden die Initialen Sabbatai Zewi's angebracht, ein Kranz von Blumen darum, eine Krone darüber mit den Worten: die Krone des Sabbatai Zewi. Die Gebete werden ergänzt, und Gott wird angesprochen: »Segne unseren Herrn und König, den heiligen und gerechten Sabbatai Zewi, den Messias des Gottes Jaakobs.« Und da es hier und dort noch Ungläubige gab, die sich weigern, diesen Segen auszusprechen, zwingt man sie mindestens, in der Synagoge zu bleiben, den Segen stehend anzuhören und ihn durch ein lautes Amen zu bekräftigen. In den Gebetbüchern kommt das Bildnis Sabbatais neben dem des Königs David zur Darstellung. Einem Bericht aus Siena entnimmt man, daß die Kinder, die in Italien geboren werden, den Vornamen

Sabbatai bekommen. Man erfährt aus Livorno, daß viele Juden sich mitsamt ihren Familien nach Alexandrien begeben, um näher an Jerusalem zu sein, und daß sich täglich viele andere zu gleichem Beginnen rüsten. Menschen sitzen da mit gepackten Bündeln voll Kleidung und getrockneten Lebensmitteln, damit sie Wegzehrung auf der langen Reise haben. Es schimpft und spottet der Pfarrer und Superintendent Michael Buchenroedern aus Heldburgk, ein cholerischer Ketzerriecher: »Sie (die Juden) horchen und hören, lauern und lauschen Tag und Nacht nur auf Messias-Zeitung, treiben ihre Schulden ein, nehmen mit Schaden quid pro quo, verschleudern ihre Ware... Noch lächerlicher aber ist es, daß heutigen Tages etliche Jüden sich die Haare abscheeren lassen, desto leichter und leiser das Blasen des neuen Messias-Düthorn zu vernehmen. Wie bald könnte ein Schalk bei der Nacht auf einem Berg stehend gegen eine Stadt oder Dorf, darinnen Jüden wohnen, mit einem Horn blasen, die Jüden aufwischend machen und ihnen Hörner mit dem Horn aufsetzen?«
Und er vermerkt weiter mit Unlust: »Weil... das mit Mund und Feder erschollene ausgebrochene Geschrei von dem neuen Messias und seinem Propheten Nathan die Juden noch mehr irre und stutzig macht, daß etliche nicht mehr wollen heiraten, die anderen nicht mehr wie vorhin so stark den Handel mit Kaufen und Verkaufen betreiben, die dritten sich großer Dinge vernehmen lassen, gleich als wenn in der Christen Länder auf viele Staffeln sie höher steigen würden, die vierten behaupten und ausgeben, es seien schon etliche Christen ihrer, der Juden Meinung...«
Es ist diese väterliche Besorgnis, die da aus den letzten Zeilen mit kindlicher Schlichtheit spricht, nur

eine der Stimmen, wie sie damals sonst noch, nur ernsthafter und tiefer begründet, aus vielen Christen angesichts dieser Entwicklung der Dinge sprachen. Wir wissen, daß in Hamburg christliche Kaufleute sehr bestürzt zu ihrem Prediger Edzardi kamen und ihn fragten, was denn aus der christlichen Lehre vom Messias werden solle, wenn die Berichte, die sie von ihren Korrespondenten aus der Türkei empfingen, auf Wahrheit beruhten. Es schreibt ein anderer Kaufmann im Juli dieses Jahres aus Amsterdam:

»... Aber nun muß man außer allem Zweifel stellen, daß Sabathai Sebi 'een herlich Instrument Godes is' und daß kein Zweifel an der Erlösung Israels mehr obwaltet.«

Es ist schon früher dargestellt, welche innere Beziehung die christliche Welt jener Zeit zu dem apokalyptischen Jahr 1666 hatte. Es haben aber nur wenige sich darüber Gedanken gemacht, wie die Ursprünglichkeit des Eindrucks und die Tiefe der Auswirkung bei den Juden zu rechtfertigen sei. Nur der Pfarrer Buchenroedern, schimpfend und wetternd, zählt eine Reihe wahrer und plump erfundener falscher Messiasse der Juden auf und schließt zürnend:

»Also ist es abermals garnichts Neues, wenn die Juden in diesem 1666. Jahr so große Lust und Begierde haben, den vermeinten neuen Messias anzunehmen und nach dem alten Vaterland fortzuwallen. Es ist ihnen solches nicht angeflogen, sondern angeboren, von Vätern gleichsam ererbt und mit der Mutter-Milch eingeflößt und gesogen.«

Wie recht der Pfarrer Buchenroedern hat! Es geht hier um Erbteil, um Bestandteil des lebendigen Wesens. Darum gab sich alles Geschehen schlicht und im Grunde selbstverständlich. Hier war Zweifel eine

sinnlose Haltung. Es wurde geglaubt, was die Brüder des Messias, Elias und Joseph, an Legenden in die Welt trugen. Es wurde geglaubt, was die Vertreter der italienischen Gemeinden und die Abgeordneten aus Aleppo berichteten. Es war eigentlich schon nicht mehr wichtig, was an Einzelheiten da gesagt und übertragen wurde. Es kam einzig noch darauf an, daß der Messias sich zu einer entscheidenden Tat erhebe.

Aber außer Dekreten, Anweisungen, Verkündigungen und Sendschreiben kommt keine Tat aus der Festung Abydos. Sabbatai sitzt da, Wochen und Monate, hält Empfänge ab, wirbt und lockt und verschwendet, treibt in einem geschlossenen Kreise mit immer neuen, erstaunlich aufzuckenden Akzenten, und doch für den Beschauer mit einer bedrückenden, quälenden Einförmigkeit. Seine Kraft reicht nur dazu, die Ekstase am Leben zu erhalten. Um diesen Ring zu durchbrechen und zur Tat zu schreiten, hätte es wieder einer Kraft von außen bedurft. Aber die wirkt jetzt nicht. Vor ihm liegen lauter Bereitschaften. Sie anzurufen, wäre seine Mission gewesen. Es waren schon damals etliche der Meinung, es müsse ihm ein Leichtes sein, aus seinen zahlreichen Anhängern 20000 Menschen auszuwählen, sie mit der Unsumme Gelder, die ihm zur Verfügung stand, zu bewaffnen, und den Sultan, der genug mit seinem Lande und seinen Nachbarn zu schaffen hatte, zur Abtretung des heiligen Landes zu zwingen. Aber solche Realpolitiker übersahen, daß die messianische Idee den Gedanken an Gewalt nicht kennt, daß gerade die Gewaltlosigkeit ihr Signum ist, weil dann doch die Entscheidung von oben gegeben und nicht auf der Erde mit Blut erkauft wird. Es ist nicht abzusehen, was

geschehen wäre, wenn Sabbatai sich wirklich der Macht bedient hätte, die ihm zur Verfügung stand. Er hätte immerhin ein historisches Faktum von nachhaltigster Bedeutung geschaffen. Aber dazu konnte es nicht kommen, da noch niemals Sabbatai sich zu anderer Tat als der des Wortes oder des Symbols entschlossen hatte. Sein Wirken erschöpfte sich immer darin, Bereitwillige zum Handeln aufzustacheln.
Es kann nicht der Zweifel an dem Maß der Bereitschaft gewesen sein, der Sabbatai hinderte, in dieser einzigartigen Situation seines Lebens das entscheidende Wort zu sprechen. Es muß der Zweifel gewesen sein, ob dieses Wort, wenn er es aussprach, genug tragende und zündende Gewalt hatte. Es muß der immer wache Rest des schwankenden, unsicheren Gewissens gewesen sein, der ihn auf der Höhe seines Ruhmes noch einmal ausspähen läßt nach einer andersgearteten Bestätigung seiner selbst, nach einem anderen Propheten als Nathan Ghazati, nach einem Verkünder, dem man nicht wie dem Ekstatiker aus Gaza den Vorwurf der Unklarheit machen konnte, dem vielmehr die Welt Klugheit, Nüchternheit und Autorität der Gelehrsamkeit zubilligte. Er späht nach einem solchen Propheten aus, er findet ihn, er ruft ihn ... und ruft seinen Henker ... tiefer, tragischer noch: er ruft seinen Judas Ischariot.
Es sind im Sommer des Jahres 1666 zwei Vertreter der polnischen Judenheit zu ihm gekommen, um Botschaft und Huldigung darzubringen. Der eine Loeb-Herz, der andere Jesaja, Sohn des Lemberger Rabbiners David Halevi. Sabbatai weiß sehr wohl, welche Bedeutung die polnischen Juden für die Bewegung haben, wenn auch nicht mehr dem Vermögen und der Masse nach, so doch vermehrt um ihres Martyri-

ums willen, das sie in den Augen der ganzen jüdischen Welt zu lebendigen Zeugen des Elends macht, das der Erlösung vorangehen mußte. Wenn es ihm gelingt, auch diese beiden Abgesandten für sich zu gewinnen, so gibt er damit der Bewegung vielleicht die entscheidende Anhängerschaft. Und um sie zu gewinnen, verläßt er sich nicht auf die Kraft, mit der er sonst Menschen gläubig und gefügig gemacht hat. Er läßt vielmehr die ganze Pracht, den ganzen komödienhaften Apparat eines Herrschers spielen, entfaltet die letzte ausgeklügelte Regie, um seines Erfolges ganz sicher zu gehen.

Sie werden nicht sogleich vorgelassen. Man verweist sie zunächst an Abraham Jachini und den Kreis seiner Verkünder, der sich um ihn gesammelt hat. Zu diesem Zwecke müssen sie sich zunächst von Abydos nach Konstantinopel begeben. Dort wird ihnen die wunderbare Auffindung der schriftlichen Prophezeiung bestätigt. Dort werden sie getränkt und überschwemmt mit den Berichten göttlicher Verkündigungen, Offenbarungen, Wunder und Zeichen. Was bleibt ihnen da anders als zu glauben? Von Jachini aus werden sie an Primo weitergegeben. Sie müssen also zurück nach Abydos. Sie treffen dort am 23. Tammus ein, dem von Sabbatai neu geschaffenen Sabbath. Sie haben davon noch nichts gehört und schicken arglos einen Diener aus, um Lebensmittel einkaufen zu lassen. Dafür müssen sie eine strenge Strafpredigt Primos über sich ergehen lassen.

Von Primo erfahren sie dann eine weitere, entscheidende Vorbereitung. Wenn die Bewegung von Sabbatai jeweils die verführerische Unmittelbarkeit des Eindrucks, den momentanen Impuls und das gefühlsgeladene, stammelnde Wort erfährt, so erhält

sie von Primo die große, dekorative, repräsentative Geste des Tonfalles, des pathetisch schreitenden Wortes. Er ist der Redakteur der Ekstase. Er ist der geniale, fast dämonische Journalist dieser Ideen, die er mit einer eigenartigen Fernwirkung versieht. Von ihm stammen die Fassungen der Dekrete. Seine Äußerungen stehen gegen die eines Jachini und eines Nathan Ghazati wie ein Kristall gegen einen bunten Tuchknäuel. Er verdichtet das Unwägbare des Augenblicks zu der weithin sichtbaren und erkennbaren Präzision einer Verkündigung. Er kennt Note, Art und Weise, wie sie den Gehirnen und Herzen der Glauben-Wollenden eingehen. Aber mehr noch: er gibt allen Vorgängen, halben Entschließungen, unbestimmten Andeutungen, unverbürgten Gerüchten die gefährliche Note der Unwiderrufbarkeit, indem er sie mit dem schweren Rhythmus des geschriebenen Wortes fixiert. Er gibt der Sekunde samt ihrem Inhalt die Dauer, versieht sie mit der Eigenschaft, erinnert zu werden, lauert auf jede Äußerung des Messias, um sie festzuhalten, sie zu materialisieren, und häuft so hinter ihm einen Berg von Tatsachen auf, den der Messias nie mehr wird ableugnen können, der mit seinem Eigengewicht immer hinter seiner Furcht vor der letzten Entscheidung stehen wird. Und darum ist er sein Dämon. Er erlaubt ihm kein Vergessen. Zwar kann auch er ihn nicht zwingen, sich zur Tat zu entscheiden, aber er sammelt um ihn her die Zeugnisse von gestern und vorgestern, aus deren Massenhaftigkeit die Tat eines Tages mit Notwendigkeit von selbst, von der inneren Triebkraft her geboren werden muß.

Zu diesem selbstgewählten Amt gehört auch, daß er zuvor die Abordnungen der Gemeinden empfängt

und in ihnen den Boden der Empfänglichkeit vorbereitet. Er bindet nicht nur den Messias an seine eigenen Worte, sondern er belädt ihn ständig von neuem mit der verpflichtenden Last des Vertrauens, das von weither ihm zugetragen wird. Eines Tages wird eben doch der Messais unter dem Druck von innen und außen nachgeben müssen.

Aber woher kommt diese Tiefe, diese stille Heftigkeit der Verknüpfung? Hängt er an dem Menschen Sabbatai Zewi? Hängt er, wie Tausende, an der Idee? Oder gar an dem verlockenden Amt, der nächste zum Throne des Messias zu sein? Oder treibt hier nur die Dämonie seines Wesens ihr Spiel und sorgt sich nicht, wem nun gerade sie dient? Dieser Dienst war so ausschließlich, und er selbst trat so sehr hinter der Aufgabe zurück, die er übernommen hatte, daß über ihn als Mensch und einzelnen nichts als unbestimmte Legenden verblieben sind. Nur für den Rest seines Lebens notiert die Chronik mit hartem Griffel Tatsachen von schwerem inneren Gewicht: wie alles längst vorüber ist, der Messias gestürzt und die große Bewegung verdammt zur Unfruchtbarkeit der Sekte, finden wir Primo, reumütig dem Irrtum einer brennenden Jugendzeit entsagend, als Rabbiner in Adrianopel. Er ist es, der gegen den größten, schöpferischen geistigen Vollender der sabbatianischen Ideen, den leidenschaftlichen Abraham Cardozo, den Cherem, den großen Bann ausspricht!

Aber in diesem Augenblick sorgt Primo noch für seinen Messias und für die Idee. Wohl vorbereitet entläßt er die polnischen Gesandten endlich zur Audienz vor Sabbatai.

Sie kommen zu ihm wie Kinder zu einem Vater. Sie wollen ihm die ganze grauenhafte Not und das Elend

klagen, das über sie und die ihrigen in Polen hereingebrochen ist und noch bis auf diesen Tag nachwirkt. Aber Sabbatai ist kein liebender Vater. Er läßt sie nicht zu Ende erzählen. Er kennt ja auch diese Tatsachen alle. Es gibt genug Schriften darüber, und eine davon, »Unter dem Druck der Zeiten«, Zok ha' ittim, liegt ihm vor. Es ist ein Bericht in gereimter Prosa, angefüllt mit allem Grauen der Einzelheiten und durchweht von einem an Haß grenzenden Gefühl der Empörung. Die zeigt ihnen Sabbatai als Beleg seiner Sachkunde und als Beweis für die Entbehrlichkeit ihres Berichts. Denn es liegt ihm nicht daran, daß man zu ihm redet. Er will reden. Auf ihn und seine Wirkung kommt es ihm im Augenblick allein an. Und er entfaltet die große Regie. Er trägt ein rotes Gewand und hat die Thorarolle, die in seinem Zimmer steht, mit einem roten Mantel versehen lassen. Er weist auf beide und fragt: »Wißt Ihr, warum mein Kleid und dieser Mantel rot sind?« Und da sie in ehrfürchtiger Erwartung schweigen, erläutert er mit dem Spruch aus Jesaja: »Denn ein Tag der Ahndungen ist in meinem Herzen angebrochen, und das Jahr meiner Erlösten ist gekommen.«
Das verstehen die Gesandten, verstehen es sogar feiner als er, der im Augenblick der nahenden Erlösung und Befriedung der Welt von Rache spricht. Sie entgegnen ihm, daß sich gerade die Juden in Polen durch die Tiefe ihres Martyriums alles Anrecht auf Erlösung verdient hätten.
Aber er läßt ihnen nicht den Trost der Klage. Er ist schon wieder mit vollem Schwung bei sich, bei seiner Sendung und seiner Geltung. Er gibt ihnen einen Bibelvers: »Ich will meine Pfeile mit Blut trunken machen.« Und da er immer der Suggestion seiner eigenen Worte

zu unterliegen bereit ist, wird er von Augenblick zu Augenblick trunkener, und so kann wieder von ihm die Wirkung ausgehen, der schon so viele erlegen sind. Er beginnt zu reden, zu verheißen, zu trösten. Er zieht Schriften der Kabbala heran, erzählt und deutet dunkle Stellen, begeistert sich und seine Hörer, schlägt unvermittelt in tiefe Trauer um und singt mit klangvoller Stimme den Vers aus den Klageliedern: »Gedenke Herr, wie es uns geht.« Es übermannt ihn der Inhalt dieser schmerzlichen Bekenntnisse, und die Tränen der wirklichen Ergriffenheit brechen aus ihm hervor. Auch die Gesandten weinen, aus dem Augenblick und der Erinnerung doppelt aufgewühlt. Dann reißt er sie und sich mit einem jähen Übergang aus dieser Trauer zu ekstatischer Heiterkeit hinauf. Er tanzt wie in Verzückungen durch den Raum und singt, darunter sein Lieblingslied: »Die Rechte des Herrn behält den Sieg.« Er folgt aber nicht dem Text in seiner unantastbaren Überlieferung, sondern nimmt eine kleine Änderung vor, die gleichwohl den gelehrten und hellhörigen Gesandten wie die große Kühnheit einer Verkündigung erscheinen muß. Er singt: »Die Rechte des Herrn behielt den Sieg.« Er nimmt eine große Verheißung unbekümmert und selbstsicher vornweg. Und wo es in dem folgenden Verse heißt: »Ich werde nicht sterben, sondern leben«, sagt er: achaje, ich werde lebendig machen. Ich werde die Toten auferwecken! Die beiden Gesandten senken demütig und ergriffen das Haupt. Er sieht, diese beiden hat er gewonnen. Er wird menschlicher und persönlicher zu ihnen. Er fragt sie aus und läßt sie erzählen. Den Vater des Jesaja, den Lemberger Rabbi, kennt er schon aus Berichten und erkundigt sich nach ihm; da er hört, er sei krank, gibt

er dem Sohn ein goldgewebtes Halstuch für den Kranken. Wenn er es umlegt, wird er geheilt sein. Aber noch ein anderes erfährt er bei dieser Gelegenheit. Es lebt in Polen ein bekannter und sehr weiser Kabbalist, Nehemia ha' Kohen. Auch er hat verkündet, daß bald, in dieser Zeit, der Messias kommen werde. Er hat in einer Vision gesehen, daß Gott selbst im Jahre 5408 einem Messias die Krone auf das Haupt gesetzt hat. Allerdings hat er den Namen des Messias nicht genannt. Aber darauf legt Sabbatai kein Gewicht. Ihm genügt , daß da einer sein Messiastum verkündet hat, und daß ein neues Zeugnis für ihn gewonnen werden kann. Und wird Nehemia erst in Abydos sein, so kann es nicht ausbleiben, daß er den allein wahren und echten Namen findet.
Sabbatai gibt dem Jesaja, wie die Gesandten sich verabschieden, einen Brief für seinen Vater mit. Es heißt darin: »Bald werde ich Euch rächen und Euch wie eine Mutter ihrem Kinde Trost spenden. Zwiefach soll der Trost sein, denn in meinem Herzen ist der Tag der Rache angebrochen, und das Jahr meiner Erlösten ist gekommen.« Er unterschreibt mit der Wucht seiner Überzeugung: »David ben Isai, der über die irdischen Könige eingesetzte Gesalbte des Gottes Jaakobs und Israels, Sabbatai Zewi.« Und als wolle er nicht den eigentlichen Sinn seiner Bemühung allzu deutlich betont sehen, setzt er in der Nachschrift des Briefes hinzu, er wünsche so bald wie möglich »den Propheten Nehemias« bei sich zu sehen.
Die Gesandten machen sich auf den Heimweg, und wohin sie kommen, werden sie zu begeisterten Verkündern des unerhörten Eindruckes, den sie mitgenommen haben. Die Wirkung des Briefes, den sie

vorzeigen, und der ausgeschmückten Berichte ist stärker, als Sabbatai sie je erwartet haben mag. Es bleibt ein Taumel der Erregung hinter ihnen auf dem ganzen Reisewege, besonders in den deutschen Gemeinden.

Wieder daheim, übergeben sie die Aufforderung des Messias an Nehemia ha' Kohen. Ohne ein Wort des Widerspruches, ohne eine Sekunde des Zögerns macht der »Prophet« sich auf den Weg. Er ist kein Jüngling mehr und die Strapazen einer Reise nicht gerade gewohnt. Aber er ist mit einem stillen, selbstverständlichen Eifer drei Monate unterwegs, um dem Befehl zu gehorchen. Daneben ist er zugleich Träger eines Auftrages, denn verschiedene Gemeinden in Polen, die ihm das Geld zur Reise verschafft haben, erwarten von ihm als Gegenleistung genauen Bericht über das, was es mit dem Messias auf sich habe. Der Geist des polnischen Juden, nicht minder zum Glauben und Hoffen geneigt und nicht minder in Erwartung einer verheißenen Erlösung, hat gleichwohl durch seine ausschließliche Beschäftigung mit dem Talmud sich weiter als alle anderen von der bibelnahen Ursprünglichkeit entfernt. Er gefällt sich sehr in der Erwägung von Möglichkeiten und folglich im Zweifel. Glauben ist gut, aber Wissen ist besser. Wenn auch das Herz ja sagt, so muß doch noch das Gehirn seine Autorisation erteilen. Und einer, der so von innen her aufgebaut ist, ist Nehemia ha' Kohen.

Anfang Septemder 1666 trifft er in Abydos ein und wird mit den größten Ehren empfangen. Es wird seiner möglichen Bedeutung als neuen Propheten des Messias von vornherein Rechnung getragen. Aber das Weltliche und Äußerliche hat für ihn zu wenig Gewicht, um Eindruck auf ihn zu machen. Er sieht

diesen ganzen Pomp und diesen übermäßigen Reichtum mit verhaltenem Mißtrauen. Gewiß: dem Messias gebührt ein glanzvolles Auftreten, und mit dem Begriff des Königs ist die Vorstellung von Reichtum und Pracht unlösbar verbunden. Aber Nehemia lebt nicht nur für sich in einer bedürfnislosen Armut. Er kommt zudem aus einem Bezirk, in dem das Sterben der Hunderttausende und die grenzenlose Not ihres Alltags noch allzunahe und eindringlich sind. Der Kontrast ist von störender Deutlichkeit.

Vor der Erlösung kommt das Leiden. Das Leiden, weiß und hofft Nehemia, hat sein Volk hinter sich gebracht. Aber welcher Mensch findet aus solchem Absturz über Nacht die sorglose, etwas lärmende und ungebundene Freude, wie sie Sabbatai ihm vorführt? Wer noch so nahe diesem massenweisen Sterben steht, für den ist der Gedanke an die Erlösung mit den schweren, unheimlichen Tönen des Schofar-Hornes verbunden, nicht mit Tänzen und Liedern und festlichen Mahlzeiten. Es ist ihm alles zu unruhig und zu laut und zu wenig ernsthaft. Es verletzt ihn, den weltfremden Einsiedler, den sinnenfeindlichen Menschen zu sehr diese orientalische Üppigkeit und Fülle. Gegen sein Schamgefühl steht die aufreizende Erscheinung einer Sarah, wie sie neben dem Messias Hof hält, wie sie mit ihrer Schönheit um Gefolgschaft wirbt und sich in Dinge mischt, die nur Männer angehen. Er möchte das alles mit einer großen Handbewegung forträumen, er möchte den Raum klar und durchsichtig machen für den Zweck, um dessen willen er zugleich gerufen und gesandt ist. Und ungleich den Gesandten aus Polen vor ihm, wehrt er sich gegen das Getöne und den Überschwall der Gefühle und den Nebel der Worte, die auf ihn eindrin-

gen, erzwingt es, daß aus dem unruhigen Monolog ein klarer Dialog werde, und beginnt hart und unerbittlich zu fragen.
In dem messianischen Gebäude, das sich da vor ihm enthüllt, sind zwei Lücken, die ihm schon von weitem sichtbar sind. Sabbatai Zewi nennt sich den Messias ben David. Gut, dagegen hat auch der große Kabbalist nichts einzuwenden, denn er weiß so gut oder besser noch als die anderen, daß ein solcher Messias kommen muß und daß die Zeit dafür überreif ist. Er ist sogar bereit, anzuerkennen, daß dieses Jahr, das im Abrollen ist, das entscheidende Jahr darstellt, obgleich es nach dem Sohar 1648 und nicht 1666 sein müßte. Wer weiß, ob da nicht Gott eine Verzögerung eingeschaltet hat? Aber darum ist er doch noch nicht bereit, auch nur ein Jota dessen aufzugeben, was geschrieben steht, und was folglich unumstößlich richtig ist.
Es steht nun geschrieben, daß der Messias der leiderfüllte Mensch sei. Er ist der Mensch der Verfolgungen, der Erduldungen, der Erniedrigungen und des Elends. Er muß es sein, weil er das Böse, das die Welt getan hat, durch sein Erleiden abtragen und tilgen muß. Abtragen nicht durch den Tod, sondern durch das Leben. Nicht sein Opfertod befreit die Menschen, sondern sein opfervolles Leben.
Wie ist es da mit Sabbatai Zewi bestellt? Was hat er gelitten, erduldet und ertragen? Nehemia ha'Kohen berührt da eine Stelle, die auch von Nathan Ghazati schon als schwach erkannt wurde, und die er in jeder Bekundung hat verdecken wollen durch den Hinweis auf die 18 Jahre ruheloser Wanderschaft des Messias. Auch Sabbatai Zewi weist darauf hin. Jeden Widerstand, den er gefunden hat, jede Ablehnung,

die ihm begegnete, jedes Ereignis, über das er sich bekümmern mußte, sind ihm eben so viele Stationen seines Leidens. Aber Nehemia ha'Kohen sieht darin recht wenig Anlaß, sich als Märtyrer zu fühlen. Sabbatai hat doch nie Not gelitten. Schon von seiner Jünglingszeit an ist er ein Kind aus reichem Hause gewesen. Immer konnte er Pomp entfalten. Immer waren Feste für ihn gerichtet, wenn er sie nur haben wollte. Und daß Menschen ihm gegnerisch gesinnt waren, hat ihn nie um seine Ruhe und Selbstsicherheit gebracht. Was er als Flucht im tragischen Sinne bezeichnet, scheint Nehemia ha'Kohen nur ein ruhmloses Ausweichen, ein unheroischer Mangel an Mut. Aber er will anerkennen, daß in Sabbatai innere Vorgänge, Seelenkämpfe, Mitleiden, Zweifel und Erschütterungen die Summe dessen ausgemacht haben, was man Leid nennt. Dann bleibt die andere Erwägung: es steht doch geschrieben, daß vor dem Messias ben David, der die endgültige Erlösung bringen wird, sein Vorläufer kommen wird, der Messias ben Joseph. Dem ist in den Schriften ein besonderes Geschick bestimmt: er wird mit allen Feinden seines Volkes kämpfen müssen, mit denen, die in der Bibel Gog und Magog genannt werden, er wird darin unterliegen, und vor den Toren Jerusalems wird er fallen. Aber mit diesem Tode, der den Sinn eines Opfertodes trägt, wird er seinem Nachfolger, dem Messias ben David, den Weg ebnen und ihm die letzte Wirkung ermöglichen.

Darum ergeht an Sabbatai die Frage: »Du weißt, daß vor Dir der Messias aus dem Stamme Benjamin kommen muß.«

Sabbatai weiß es. Also weiter die Frage: »Wenn Du der Messias aus dem Geschlechte Isai bist, so muß

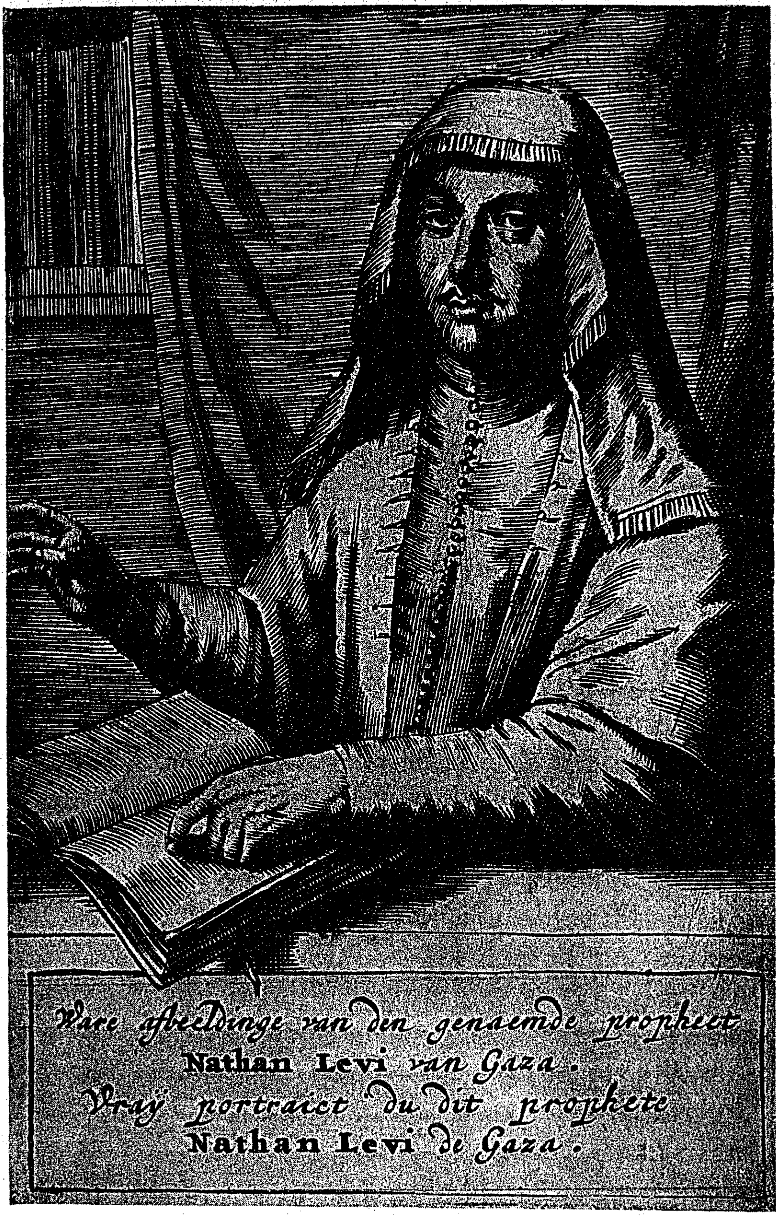
folglich der Messias ben Joseph schon dagewesen sein.« Und er erhält die Antwort: »Ja. Er ist dagewesen.« Nehemia ist durchaus bereit, ihm das zu glauben. Er ist bereit, alles zu glauben, was man ihm beweist. Aber eben ohne diesen Beweis glaubt er nicht den Bruchteil eines Buchstabens. Wenn der eine ein Fanatiker des Herzens ist, ist der andere ein Fanatiker des Gehirns. Beide sind entbrannt, aber beide von anderen Ebenen her. Beide sind bereit, zu dem gleichen Ergebnis des Glaubens ohne Vorbehalt zu kommen, aber ihre Wege verlaufen in jener verzweifelten Parallelität, die einen Schnittpunkt nur im Unendlichen kennt, es sei denn, es lege sich eine dritte, beiden gemeinsame Gerade über ihre Wege und stelle die starre, unlösbare Verbindung her. Diese Verbindung heißt: der Beweis. Sabbatai soll ihm beweisen, daß, wann und wo der Messias ben Joseph erschienen ist. Sabbatai ist aus vielen ähnlichen Vorwürfen auf dieses Argument vorbereitet und um eine Antwort nicht verlegen. Und so wiederholt er, ausgeschmückt vielleicht, aber mit jener Sicherheit, mit der die Wiederholung eines Phantasiebildes zur starren, subjektiven Wahrheit wird, diese Geschichte: während der Gemetzel hat in Polen ein unscheinbarer, armer unbekannter Jude mit Namen Joseph gelebt. Er hat das Martyrium auf sich genommen, er ist um der Heiligung des Namens willen gestorben, er hat erfüllt, was seine Aufgabe war: sterben als Opfer, als Wegbereiter des Messias nach ihm.
Noch niemand hat sich der Eindringlichkeit und Lebensechtheit entzogen, mit der Sabbatai solchen Bericht zu erzählen vermag. Nehemia ha'Kohen bleibt unbewegt und ungerührt. Er ist bereit, auch das zu glauben. Aber es fehlt wieder die Verbindung: der

Beweis. Was ist daran Sonderbares und Einmaliges, daß ein unbekannter polnischer Jude gestorben ist, weil er den Namen seines Gottes heiligen wollte? Tausende, Zehntausende haben das getan. Sie haben sich mit einer Schlichtheit und übermenschlichen Selbstverständlichkeit zerhacken und verbrennen lassen, daß jeder von ihnen ein Anrecht darauf hat, Messias ben Joseph genannt zu werden. Alle glaubten sie zutiefst, daß sie dem großen Zweck und endgültigen Ziel dienen. Aber nicht darauf kommt es an. Es kann nur einen einzigen Messias ben Joseph geben. Also möge ihm Sabbatai genau diesen einen bezeichnen, den aus der wirren Masse Gott zum Träger gerade dieses Amtes ausersehen hat. Dreihunderttausend Opfer: ja. Aber nur einer, dessen Opfertod das Erlösungswerk um den entscheidenden Schritt förderte. Wer also?

Sabbatai kommt in Bedrängnis. Dieser Mann da vor ihm ist eine beklemmende Erscheinung. Welche tiefe Grausamkeit liegt darin, den Tod von dreihunderttausend Menschen mit einer Handbewegung zu verwerfen, weil nicht der eine daraus benannt werden kann, dessen Sterben das Schicksal der messianischen Bewegung entschied! Alle anderen waren bereit, zu glauben, daß einer von den Vielen es schon gewesen sein müsse, der da unerkannt seine Mission erledigte. Aber dieser Mann, der selbst das Kommen des Messias als Prophezeihung ausgesprochen hat, verlangt Beweise, weil der Weg zum Glauben über sein Gehirn führt.

Aber Sabbatai hat auch die Fähigkeit, sich anzuschmiegen. Da er nicht Beweise anders als aus seiner Selbstüberzeugung erbringen kann, lenkt er ein und begibt sich auf das Gebiet, auf dem er den Kabbali-

sten hofft, besiegen zu können. Er beginnt zu disputieren, von der heiklen Frage des Messias ben Joseph abzulenken, den allgemeinen Beweis zu führen, daß die Zeit gekommen sei und daß er, Sabbatai, in der Zeit berufen sei.
Das ist ein gefährliches Unternehmen, denn an Kenntnissen gibt ihm Nehemia ha'Kohen nichts nach und an Unstörbarkeit des klaren Verstandes durch Ekstasen und Affekte ist er ihm weit überlegen. So gehen die Fragen und Antworten, die Gründe und Gegengründe, Behauptungen und Widerlegungen Stunde um Stunde in hartnäckigem Fluß dahin. Es wird Abend. Keiner ist müde, keiner ist überzeugt. Es wird Nacht, und sie stehen immer noch um Welten, getrennt einander gegenüber. Nehemia ist Prophet, aber er will nicht der Prophet dieses Messias sein. Wenn jener ihm nicht den Beweis gibt, wird ihm ewig das Recht auf den Anspruch fehlen. Sabbatai empfindet das mit brennender Angst. Heftiger wird sein Bemühen um diesen Menschen, und bald nicht mehr um diesen Menschen, sondern um die Rechtfertigung vor sich selbst.
Es vergeht die Nacht. Sie disputieren in den folgenden Tag hinein, und langsam vollzieht sich ein verhängnisvoller Tausch der Rollen. Je leidenschaftlicher Sabbatai um seine Anerkennung kämpft, desto vergrämter zieht Nehemia sich in Abwehr und wachsendem Mißtrauen zurück. Die schweren, massiven Belege aus Talmud, Midrasch und Sohar dienen schon nicht mehr dem allgemeinen Nachweis der Möglichkeit, daß hier und jetzt der Messias erscheinen könne, oder daß er noch nicht erschienen sei. Sie dienen schon der Nachprüfung, ob dieser Prätendent, Sabbatai Zewi, nach allem, was er sagt, weiß, ver-



Ware afbeeldinge van den genaemde propheet
Nathan Levi van Gaza.
Vray portraict du dit prophete
Nathan Levi de Gaza.

kündet, nach den Umständen seiner Geburt, nach dem Ablauf seines Lebens, dem Gewicht seiner Taten, Drekrete und Sendschreiben und nach der seltsamen Lebensweise auf Abydos überhaupt das Recht habe, sich als Messias der Juden zu bezeichnen. Und wie dieser zweite Tag verläuft und nichts ungeprüft und unbezweifelt vor Nehemia bestehen kann, geht er von der Prüfung langsam zum Angriff über, rettet sich Sabbatai mühsam und doch leidenschaftlich in die Verteidigung hinein, stehen seine Anhänger atemlos und schon beunruhigt im Hintergrunde, wird die Katastrophe geboren: Gehirn gegen Herz, Beweis gegen Gläubigkeit, göttliche Bestimmung gegen menschlichen Anspruch, Klarheit des Wortes gegen die gefährliche Dämmerung des Selbstbetruges. Der zweite Tag geht zu Ende. Durch den überschnell gewachsenen Bau der messianischen Erfüllung geht ein bedrohliches, aus den Tiefen der Erde kommendes Zittern.

Am dritten Tage hat der Wechsel der Rollen sich in seiner letzten Tragweite offenbart. Aus dem schrittweisen Nachprüfen und Verwerfen, aus dem unbeirrbaren Urteil über das, was er gesehen und gehört hat, hat sich in Nehemia eine endgültige Überzeugung, ein fanatisches Wissen um den Menschen vor ihm verdichtet. Sein Amt als Prophet fällt ihm aus den Händen. Ein anderes wird ihm vom Gewissen und dem Gefühl der Verantwortung für das gesamte jüdische Volk aufgenötigt. Er wird zum Ankläger, Sabbatai zum Angeklagten. Übermächtig reckt Nehemia ha'Kohen sich auf und spricht das Urteil: »Du bist ein falscher Messias. Du hast das Volk belogen und es auf Irrwege geleitet. Deine göttliche Berufung ist eine Fälschung. Nach unserem Gesetz gibt es für Dich nur e i n e Strafe: den Tod!«

Unter dieser vernichtenden Anklage zieht Sabbatai sich in das Schweigen der Erschöpfung zurück. Er gibt sich noch nicht geschlagen, aber er ist zum ersten Male in seinem Leben wehrlos gemacht. Gegen das, was sonst an Angriffen ihn traf, fand er als Waffe immer noch das Ausweichen, das Abbiegen, oder selbst die Flucht. Gegen diesen Schlag kann er sich nicht wehren. Hier ist der Teil seines Wesens getroffen, aus dem er immer wieder die Anwandlung von Zweifeln besiegt, aus der ihm die Unbedenklichkeit kommt, selbst die auch ihm erkennbare Fälschung eines Jachini sich als Geglaubtes und als Wahrheit einzuverleiben: die Überdeckung der Wirklichkeit mit den Gestaltungen einer überaus erregbaren Vorstellungskraft. Und soweit diese Seite seines Wesens in Frage kommt, hat die Anklage des Nehemia die Wirkung einer Entlarvung. Denn die Bilder der eigenen Phantasie mit dem Willen zur Geltung ausrüsten, sie mit der Fluoreszenz seiner Persönlichkeit versehen und sie den Menschen als erlebte und gültige Wirklichkeit in dem Augenblick geben, wo sie als Antwort auf uralte Fragen eine Wirklichkeit erwarten, ist selbst dann Betrug, wenn die Täuschung in ihrer Plastik auf den Erfinder zurückwirkt und in ihm die Überzeugung der Wahrhaftigkeit entstehen läßt.
Die Anhänger des Sabbatai, die atemlose, bedrückte Zeugen dieses dreitägigen Disputes und seines Ausganges gewesen sind, verstehen von solchen Erwägungen vielleicht nichts. Dagegen begreifen sie eines mit äußerster Klarheit: wenn Nehemia, der Eiferer, jetzt diese Festung verläßt, wird er, wie er einmal das Kommen des Messias verkündet hat, jetzt die Kunde von der Entlarvung eines falschen Messias verbreiten. Er wird es mit der Eindringlichkeit tun, mit

der er in dieser dreitägigen Schlacht vom Erforschen bis zum Zweifel und bis zum Urteil sich durchgerungen hat. Er wird es mit der ganzen Autorität seines Wissens tun. Was einem Sasportas mit seinen Episteln nicht gelungen ist, wird diesem Fanatiker des Wissens und des Gehirns gelingen: er wird die Bewegung spalten, sie lähmen. Er wird es in der entscheidenden Stunde der Bewegung tun, jetzt, wo alle Kräfte sich willig zu einem gemeinsamen Vorstoß zur Verfügung stellen.

Das darf nicht sein. Die Bewegung darf jetzt nicht gestört, der Glaube der Anhänger jetzt nicht erschüttert oder auch nur auf eine Probe gestellt werden. Es ist auch der Gefahr vorzubeugen, daß Nehemia sich an die türkischen Behörden wendet und vom falschen Messias berichtet. Es ist doch allen offenbar, daß man an Sabbatai Zewi eben nicht die Hand zu legen wagt, weil man in ihm trotz seiner anfänglichen Leugnung den Messias sieht. Aber in der Sekunde, in der dieser Glaube erschüttert wird, wird nichts ihn vor dem Schicksal eines gewöhnlichen Rebellen schützen.

Diese Erwägungen, in den Zeitraum von Minuten zusammengedrängt, ergeben den harten Schluß: Nehemia muß zum Schweigen gebracht werden. Nehemia darf die Festung nicht lebendig verlassen! Um der Sache willen muß dieser eine geopfert werden. Nehemia spürt die Stille, die seiner Anklage folgt, mit überwacher Aufmerksamkeit. Er hört dieses Raunen und Flüstern im Hintergrunde, er sieht plötzlich diese Gesichter voll böser Entschlossenheit und die Bewegungen, die gegen ihn andrängen. Er versteht sofort: Todesgefahr! Mit einem Sprung ist er auf den Beinen. Jäh durchbricht er den noch unvoll-

kommenen Ring der Sabbatianer und erreicht die Türe des Raumes. Hinter ihm her über die Gänge und Treppen hasten und jagen und johlen die Verfolger. Aber die Todesangst oder der fanatische Wille, noch vor dem Tode seine Botschaft in die Welt zu schleudern, geben ihm Kräfte. Er erreicht das Tor. Er ist im Freien. Dicht hinter ihm Menschen, die ihn erschlagen wollen. Vor ihm die Menschenmassen die, wie gewöhnlich, den freien Platz vor der Festung belagern, Juden und Mohammedaner durcheinander. Eine ungeheure Entschließung explodiert in ihm. Er wirft seine pelzbesetzte Mütze zu Boden, stürzt sich auf den nächsten Muselmanen, reißt ihm den grünen Turban vom Kopfe und setzt ihn sich selber auf. Der Kabbalist Nehemia ha'Kohen, der das Kommen des Messias ben David für das jüdische Volk angesagt hat, tritt mit dieser symbolischen Handlung in vollendeter und ausreichender Form zum Islam über. Seine Verfolger weichen entsetzt zurück. Einen Mohammedaner dürfen sie nicht berühren. Sie können auch nicht mehr an ihn heran, denn schon steht er in einem dichten Keil von Menschen, die sogleich begriffen haben, daß hier ein Jude auf der Flucht vor den Seinigen sich zu ihnen und dem allein wahren Glauben gerettet hat. Die Sabbatianer müssen den Dingen ihren Lauf lassen, und schon hören sie, wie Nehemia, hoch aufgerichtet und ganz starr im Ausdruck, mit lauter Stimme über den Platz hin verlangt, daß man ihn nach Adrianopel zum Sultan bringe, damit er ihm Aufklärung gebe über den falschen Messias Sabbatai Zewi...

Man entspricht seinem Wunsche mit verständlicher Eile. Während in der »Machtburg« das bange Schweigen und Horchen lastet, steht der Mohammedaner

Nehemia vor dem Vertreter Mehmeds IV. und denunziert mit klaren, kalten Argumenten den, an den zu glauben er gekommen war, als Lügner, Betrüger, Hochstapler und Rebellen.
Die Katastrophe ist geboren – – – – – –

EINE ERWÄGUNG UND EIN BERICHT SEIEN HIER eingefügt: Entsprang der Übertritt Nehemias zum Islam nur jener Spontanität, aus der einer handelt, der sein Leben bedroht weiß und es schützen will? Er war doch ein Mensch, den die Nähe des Sterbens nicht mehr schrecken konnte. Er selbst erklärte späterhin, als er die Türkei verlassen hatte und wieder zum Judentum zurückgekehrt war, er habe den Turban genommen, um den falschen Messias entlarven und sein Volk vor einer großen Enttäuschung retten zu können. – Es liegt aber, scheint mir, in diesem ungewöhnlichen Entschluß zugleich ein Unterton von Resignation und Verzweiflung, die Gebärde eines Menschen, der im Herzen doch Kind geblieben ist, und der auf die Zerstörung einer insgeheim unsagbar geliebten Hoffnung mit der Aufgabe, dem Hinwerfen seiner selbst, triebhaft antwortet.
Aber er ist dieser Rettung niemals froh geworden. Dieselbe Kraft, die ihn zwang, in sich den Glauben an den Messias zu zerstören, hat auch zugleich sein ganzes Dasein, seine innere Existenz bis in den Grund hinein zerstört. Denn wie die Zeit dahin geht, wie Sabbatai längst als peinliche, zweideutige Gestalt zum Führer einer Sekte herabgesunken ist, überrennt aus der unaufhörlichen Wiederholung des Geschehens das starke Herz das Nehemia doch endlich sein Gehirn, und der Vernichter des Messias bekennt sich plötzlich als einer seiner glühendsten Anhänger. Er

erzählt, verkündet und schwärmt von Sabbatai Zewi. Er berichtet von Wundern, die er nie gesehen und erlebt hat. Er beseitigt selbst aus seinem brennenden Herzen her den großen Einwand, mit dem er den Messias einmal zur Strecke brachte: das Fehlen des Messias ben Joseph, »denn ich selbst«, erklärt er, »bin der Messias ben Joseph. Ich werde vor den Toren Jerusalems sterben und meinem Messias den Weg bereiten.«
Aber niemand glaubt ihm mehr. Wohin er sich in den polnischen Gemeinden mit dieser Offenbarung wendet, wird er scheel angesehen und verstoßen. Er muß weiter und weiter gehen, unstet und flüchtig, mit einem geheimen Kainszeichen auf der Stirne. Er durchwandert Polen, Deutschland, Holland. Vielleicht ist er wirklich auf dem Wege nach Jerusalem, um vor den Toren zu sterben. Aber das Übermaß der inneren Kämpfe hat seinen Geist und seine Entschlußkraft zermürbt. Wie eine legendäre Figur zieht er umher, läßt das Volk in seinen Berichten ihn umherziehen. Man sagt, er sei ein Bettler geworden, der sich Jakob Namirow nannte, ein großer Kenner und Erklärer des Talmuds, und doch ein Irrsinniger. Man weiß nicht einmal genau das Jahr seines Todes (1682 sagen die einen, 1696 die andern), noch wo er gestorben ist. Er ist verschollen.
Aber das weiß man, daß er sich in den letzten Jahren seines Daseins so nannte, wie der Messias Sabbatai Zewi ihn einmal in aufkeimender Hoffnung gerufen hatte: Prophet Nehemia.

ZWÖLFTES KAPITEL

DER RENEGAT

—

IN ADRIANOPEL SITZT DFR SULTAN MEHMED IV. und fürchtet sich. Es ist nicht die Furcht, wie ein Monarch seiner Art sie zu kennen pflegt: die vor einem äußeren Feinde, oder die vor der kleinen Hinterhältigkeit, die durch die eigenen Räume schleicht. Das sind Befürchtungen, die man beseitigen kann, indem man sich gegen sie wehrt. Ein Heer gegen die Feinde von außen und ein krummer Säbel oder ein Strick gegen die Feinde von innen geben der Seele den Gleichmut wieder. Und über das Leben der Menschen, die er beseitigt, schuldet er niemandem Rechenschaft.

Aber die Furcht, die er jetzt empfindet, bekommt ihr Gewicht, weil er nicht weiß, was er tun soll, um sie zu beseitigen. Gewaltlose Dinge haben ihre böse Hartnäckigkeit. Sie weichen aus, und der Schlag, der gegen sie geführt wird, trifft sie nicht. Ein Volk in Revolte und offenem Aufruhr ist zu fassen. Man wirft es mit Gewalt nieder. Aber ein Volk im Zustand des Entbrennens wird aus unterirdischen Quellen genährt. Es ist auch nicht abzusehen, ob diese Masse, die jetzt noch klein und übersehbar ist, nicht in das Maßlose wächst. Schon jetzt ist sie bedrohlich, wenn man bedenkt, welche und wie viele Gegenden der ihm bekannten Welt ihre Vertreter schon nach Gallipoli in Bewegung gesetzt haben. Er hat sich Bericht erstatten lassen und hört die Namen von Orten: Lemberg, Krakau, Warschau, Hamburg, Frankfurt, Amsterdam, Livorno, Venedig, Kairo, Jerusalem, Ismir, Saloniki, Aleppo, Ispahan, Teheran.

Da ist eine Welt am Vorabend ihrer Wanderschaft. Die Spitzenreiter sind schon eingetroffen. In den Heimaten ihrer Zwischenzeit rüsten sie sich. Es ist

ein Kreuzzug ohne Waffen, der sich in Bewegung setzen will. Damals wie jetzt geht es um ein Land, das seiner Herrschaft untersteht. Er soll es abgeben. Damals drohte das nackte Schwert, und es ging nur um ein Stück Boden. Heute droht die Gewaltlosigkeit, und es geht gleichwohl um das Ganze: das ganze Land seiner Herrschaft, die ganze Autorität seines Thrones. Und als Ausdruck ihres Willens, ihn vom Thron zu stürzen, residiert dicht neben ihm ihr Messias Sabbatai Zewi.
Es ist zu begreifen, daß Mehmed IV., an seinem Thron hängt. Er ist 23 Jahre alt. Mit 9 Jahren ist er zur Regierung gekommen, nachdem sein Vater Ibrahim auf Veranlassung der eigenen Mutter von den Janitscharen ermordet worden war. Und auch ihm trachtete die Großmutter nach dem Leben. Es steht noch die Nacht vor ihm, in der er, ein hilfloses Kind, sich dem Anführer der Leibwache laut schreiend vor Angst und Entsetzen in die Arme wirft, während man auf den kostbaren Teppichen Menschen mit der Axt den Schädel spaltet, draußen im Garten eine wilde Soldateska die Intrigantin zu Tode würgt und die grüne Fahne von den Mauern des Serails zum heiligen Krieg gegen seine eigenen Soldaten aufruft. Es ist nicht sein Verdienst, daß alles zum Guten ausgegangen ist. Und viel Freude hat er nicht an seinem Amt gehabt.
Jetzt soll ihm dieses Amt genommen werden. Das würde er gelten lassen, wenn der, vor dem er sich in das Nichts, in die Bedeutungslosigkeit zurückziehen soll, wenigstens ein Türke gewesen wäre. Er weiß doch, daß eines Tages ein Messias kommt und daß er die Kronen der Welt einsammeln wird. Aber daß der Messias ein Jude ist, will ihm nicht behagen.

Er läßt sich den Kaimakam Mustapha Pascha kommen und tobt den Zorn seiner Unruhe an ihm aus. Warum läßt man überhaupt solche Sorge an ihn herankommen? Warum wird dieses tolle Treiben in seiner Nähe noch geduldet? Gerade jetzt ist der 9. Ab gewesen, und statt der Klagen aus den kerzenstarrenden Synagogen tobte eine zügellose Festfreude, mit Gesang, Musik, Betrunkenheit und bunten Aufzügen durch die Stadt, als gäbe es nichts anderes mehr zu bedenken.

Mustapha Pascha ist bereit, dem Treiben ein Ende zu machen, wenn der Sultan es wünscht, und wenn er ihm den ausdrücklichen Befehl dazu erteilt. Aus eigenem Entschluß kann und will er hier nicht eingreifen. Dieser Befehl wird ihm nicht erteilt. Dieser Herrscher, dessen absolute Gewalt unbeschränkt ist und der den Beinamen des Monarchen führt, der alle Kronen der Welt verteilt, versagt und schweigt vor der ständig wiederkehrenden Erwägung: es könnte doch sein, daß jener als Messias berufen ist. Und man legt nicht die Hand an einen Messias. Die Furcht bleibt und dauert.

Aber Allah liebt seinen Gläubigen und schickt ihm eine Waffe gegen die Furcht, schickt ihm den polnischen Juden Nehemia ha' Kohen, nein: nicht den Juden, sondern den neuen Mohammedaner, diesen starren Mann mit der klaren Sprache und dem Turban über den Schläfenlocken; diesen Mann, der mit allem aufräumt, was dem Sultan durch Monate die Hände gebunden hat. Ein Aufzucken der erlösenden Freude ist in ihm, eine befreiende Erkenntnis; kein Messias! Nur ein Mensch.

Er entläßt Nehemia ha' Kohen mit ungewöhnlich reichen Geschenken. Er belohnt damit den Bringer ei-

ner guten Botschaft und den Träger eines neuen Glaubens zugleich. Dann läßt er in aller Eile einen Kronrat einberufen. Er wagt sich nicht alleine an die Entscheidung dessen, was zu tun ist. Gewiß: es ist erwiesen, daß in Abydos kein Messias residiert. Aber das ist nicht alles. Es kommt nicht nur auf den Führer dieser Bewegung an, sondern fast mehr noch auf die Geführten. Es gibt ein Gesetz der Gläubigkeit, das auch Sultan Mehmed versteht: in jeder religiösen Bewegung, sei sie eine Neuschöpfung oder ein neuer Anstoß, liegen Größe, Wucht und Wirkung nicht im Führer, sondern in der erschütternden Gläubigkeit der Massen, die sich dem Führer, das heißt: der Idee hingeben. Von da her bekommt ihr Glaube ihre Eigenlebigkeit. Er ist, um weiter zu wirken, nicht mehr von der Existenz des Führers abhängig.
Zu dem Kronrat finden sich ein: die Mutter des Sultans, die in seinen Kinderjahren mit dem Vater des jetzigen Großvezirs zusammen die Regentschaft geführt hat und auch heute noch über die wichtigsten politischen Entschließungen wacht (und über eine solche wird jetzt beraten); der Mufti Wanni, Oberhaupt und letzte Autorität für alles im Reiche, was religiöse Dinge betrifft; der Kaimakam Mustapha Pascha; der Großvezir Achmed Köprili, der politische Kopf dieser Zeit, und der Leibarzt des Sultans, Guidon.
Alle übersehen die Dinge so weit, daß über einen Punkt unbedingte Einigkeit herrscht: man darf Sabbatai Zewi unter keinen Umständen hinrichten lassen, selbst wenn er sich statt eines Messias schlechthin als Rebell, als ein dem Tode verfallener Verbrecher erwiesen hat. Man darf es nicht, weil zu befürchten steht, daß die Judenschaft zur offenen Revolte übergeht. Sie sind zahlreich und verfügen

über Geldmittel, daß sie sich kaufen können, was sie wollen. Sie werden für einen getöteten Messias nicht weniger Geld hinwerfen wie für einen lebendigen. Und weiter: man muß unter allen Umständen vermeiden, einen Märtyrer zu schaffen. Der Märtyrertod erzeugt jenes Gefühl, das von allen die größte Dauer und das härteste Leben hat: Treue; erzeugt auch die Legende, und aus ihr kommt einer Gemeinschaft oft mehr Nahrung, als aus der Wirklichkeit. Es muß hier ein doppelter Weg gefunden werden, der den Messias am Leben läßt und ihn doch unschädlich macht, und der im gleichen Lauf auch die Bewegung hinter dem Messias verbluten läßt.
Der Mufti Wanni, Kenner religiöser Dinge, Fachmann des Glaubens, findet die Formel: nicht Treue schaffen, sondern Untreue erzeugen. Versuchen, Sabbatai Zewi zum Islam zu bekehren. Das gibt einen vielfachen Ertrag. Man nimmt der Bewegung den Führer. Man lähmt und erschlägt ihre Glaubensseligkeit mit der vernichtenden Waffe, die man nicht einmal selbst in die Hand zu nehmen braucht, die der Führer von einst seinem Gefolge selbst entgegenschleudert. Und endlich tut man ein gutes Werk für den Glauben, der allein der rechte ist.
Es ist ein teuflischer Plan, und er gefällt allen über die Maßen. Seine Schwierigkeit besteht nur in der Ausführung. Der Mufti weiß, daß er ihn selbst nicht ausführen kann. Es ist auch nicht zweckmäßig. Ginge er selbst zu Sabbatai, dann würde es so aussehen, als ob der mächtige Sultan sein geistliches Oberhaupt entsendete, um zu verhandeln und zu markten. Das würde Sabbatai in seiner Sicherheit und seinem Hochmut nur bestärken und ihn sperrig machen. Diesen Plan muß einer ausführen, der sich Eingang zu den

letzten Trieben, den letzten Triebkräften des Messias verschaffen kann. Wer weiß, wie es in der Seele eines solchen Juden aussieht? Nur ein Jude. Oder einer, der Jude dem Blute nach ist, wenn er auch längst, wie beispielsweise der Leibarzt Guidon, den rechten Weg zum Islam gefunden hat. Vielleicht ist der Chekim Pascha Guidon bereit, aufs neue seine Anhänglichkeit an den neuen Glauben zu beweisen und diese Mission zu übernehmen?

Aller Augen sind auf den Renegaten Guidon gerichtet. Wie die Dinge liegen, kann er diesem Auftrag nicht ausweichen. Er will es auch nicht. Es ist eine Mission, um die er vielleicht gebeten haben würde, wenn man sie ihm nicht aus freien Stücken anvertraut hätte. In jedem Renegaten liegt ein unerledigter Rest von Beziehungen zu dem alten Glauben. Ein unerledigtes und unerlöstes Stück Liebe zu einem Ursprung, der nicht zu Ende gelebt ist, weil er sich versagt oder weil man sich ihm versagt hat. Aus solchen Rudimenten des Verstoßenseins kommt die Haltung des stillen Hasses, die Verneinung des Judas Ischariot, die Trotzhaltung des gestürzten Lichtengels Luciferos. Ein Renegat ist nur fortgegangen von seinem Glauben. Nie ist er endgültig entlassen. Aus dem Gedanken an solche schicksalhafte Bindung zuckt ihm ständig die Hand, um zu einem Schlage auszuholen: Haltung der Notwehr.

Hier bietet sich für Guidon die erregende Möglichkeit, an dem Einst Vergeltung zu üben, seinem Gott von gestern ein Schnippchen zu schlagen und dem Volke von ehemals die Hoffnung seines Messias zu nehmen. Ein Renegat hat Sabbatai Zewi angeklagt. Ein anderer vollzieht an ihm das Urteil.

Achmed Köprili gibt Anordnung, daß Sabbatai nach

Adrianopel überführt werde. Am 14. September, dem 13. Elul des Jahres 1666, nach einer überreichen und doch tatenlosen Fürstenzeit von sechs Monaten brechen die Soldaten des Großvezirs in die Prunkräume von Abydos ein. Sie haben jetzt keinen Respekt und keine Furcht mehr. Man hat ihnen gesagt: der Mann ist kein Messias. Wenn er kein Messias ist, ist dieser Ort auch keine Burg, sondern eine Festung, in der Besucher nichts zu schaffen haben. Darum verjagen sie die Sabbatianer, und da einige darunter sind, die sich nicht verjagen lassen, wie Primo, Sarah und die Freunde der nächsten Umgebung, werden sie kurzerhand mit verhaftet und nach Adrianopel geschafft. Am 15. Elul kommen sie in Adrianopel an.

Die Aufregung unter den Juden ist gewaltig. Die einen sind entsetzt. Sie ahnen eine entscheidende Gefahr. Die andern sind ruhig. Sie sehen darin nur die notwendige Vollendung. Am ruhigsten von allen ist Sabbatai Zewi. Obgleich er erst vor wenigen Tagen die entscheidende Niederlage durch Nehemia ha' Kohen erlitten hat, ist er längst zum Ich und zur Selbstsicherheit zurückgekehrt. Er versteht nicht, was hier gespielt wird. Er will es nicht verstehen. Wahrscheinlich kann er es auch nicht mehr verstehen, denn er lebt nicht auf die Wirklichkeit zu, sondern läßt sie zu sich herankommen, und da muß sie, ehe sie ihn erreichen kann, sich am Medium seines übersteigerten Ichbewußtseins brechen. Also ist diese Verbringung nach Adrianopel nur die Vorbereitung einer Audienz mit dem Sultan. Was er da sagen und tun muß, wird ihm schon eingegeben werden. Ihn beschäftigt viel mehr die Frage, in welchen Formen und mit welchen Zeremonien er dem Sultan begegnen muß, denn schließlich ist er ein Mächtiger

der Erde, dem man Respekt schuldet, selbst wenn Gott ihn in seine, Sabbatais Hand, gegeben hat. Darum, sobald er in Adrianopel angekommen und in abseitigen Gemächern des Serails untergebracht ist, wünscht er diese Frage des Zeremoniells zu klären. Er weiß, wie *er* als Fürst empfängt, aber nicht, wie jener als Sultan. Aber es kommt nicht zur Klärung dieser überaus wichtigen Frage. Als erster Besucher erscheint vor ihm der Chekim Pascha Guidon. Der hört sich Sabbatais Sorge um das Zeremoniell ernst und höflich an. Aber seine Erwiderung ist verhängnisvoll ausweichend. Gewiß ist die Frage des Zeremoniells sehr wichtig, aber es ist vorab zu klären, wer sich darüber Gedanken machen muß: Sabbatai Zewi oder der Sultan. Darnach erst bestimmt sich, welche Formen der Anrede und der Unterhaltung anzuwenden sind. Das heißt: es ist ja möglich, daß der Sultan als schlichter Monarch zu ihm, Sabbatai, dem über alle Monarchen eingesetzten Messias kommen muß, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen. Es geziemt sich, daß der Geringere zu dem Größeren kommt. Für diesen Fall erbittet Guidon Anweisungen, wie Sabbatai das Verhalten des Sultans wünscht.
Für diesen Fall. Das heißt: wenn Sabbatai der Messias ist, und man von einem Sultan füglich verlangen kann, daß er zuerst seine Aufwartung macht. Aber da ist noch nicht alles klargestellt. Es ist eine unwiderlegliche Tatsache, daß Mehmed IV. ein Sultan ist. Aber es steht noch nicht fest, ob Sabbatai Zewi ein Messias ist. Für den Sultan sprechen Augenschein und historisch gewordene Tatsachen. Für den Messias spricht nur eine Selbstbehauptung, die noch des Beweises bedarf. Man spreche also nicht eher über das Zeremoniell, als bis Sabbatai den schlüssigen,

bündigen, handgreiflichen Beweis geliefert habe, daß er wirklich der Messias ist! Beweise!

Wie ein Albdruck rückt da die Wiederholung des Geschehens und der Frage gegen Sabbatai heran. So zweifelte und so forderte vor Tagen sein eigener Prophet. Aber der zweifelte aus der Bereitschaft des Glaubens, dieser da aus der Unwilligkeit des Abtrünnigen. Darum ist das, was in diesem Augenblick geschieht, eine andersartige, brutalere Drohung. Beide Male ist Gefahr. Aber während es vor Tagen nur um Amt und Berufensein ging, ist hier und heute zu ahnen, daß es um das nackte Leben geht. So unvermittelt, so durch nichts vorbereitet ist diese Erkenntnis, daß Sabbatai fast darunter zusammenbricht. Er kann nur stammeln: wie soll man beweisen...?

Guidon zuckt kalt die Achseln. Das ist nicht seine Sache. Aber er hat im Serail davon sprechen hören, daß ein Messias, insbesondere ein Messias der Juden, in Gottes Hand stehe und daher unverletzlich sei. Es habe zum Beispiel der Sultan gemeint, man könne ihn in den Garten hinausführen und ihn dort nackt an einen Galgen hängen. Dann müsse man einige geschickte Bogenschützen aufstellen und drei vergiftete Pfeile auf ihn abschießen lassen. Am Messias würden sie bestimmt abprallen. Dann wolle sogar der Sultan selbst ein Jude werden und Sabbatai als Messias anerkennen. Falls aber die Probe mißlingt... Nun, darüber ist nichts zu sagen.

Nehemia verlangte vom Geiste her den Beweis, und er war nicht zu führen. Um wieviel weniger wird hier der plumpe Beweis aus der Ebene des Materiellen her zu führen sein. Die Pfeile oder eine andere Technik des Tötens werden für seine Gegner den Beweis führen. Es ist zu Ende. –

Da regt sich etwas im Hintergrund des Raumes. Samuel Primo kommt aus dem Halbdunkel. Er sieht, wie der Messias schwach und hilflos, von Todesangst angeweht, in sich zusammensinkt. Er fühlt mit tödlichem Entsetzen, daß da keine Kraft mehr ist, die sich entscheiden kann. Da war ja nie Kraft, nie gerader und verantwortungsfreudiger Wille zu entscheidenden Handlungen. So viel man auch an verpflichtenden Wirklichkeiten hinter Sabbatai aufbaute, er sah sie im entscheidendenAugenblick einfach nicht. Und er wird sie jetzt völlig leugnen, um nur das nackte Leben zu retten.
Das darf nicht sein. Es geht hier nicht mehr um Sabbatai Zewi. Es geht um die Idee des Messias. Auch Nehemia ha'Kohen sollte geopfert werden um der Idee willen, nicht um dieses einen Trägers willen. So muß auch in diesem Augenblick abgewogen werden zwischen dem Einzelnen und dem Gedanken, zwischen Sabbatai Zewi und der messianischen Bewegung. Das Ewige des Gedankens muß dem Zeitlichen des Geschehens vorangestellt werden. Wenn Sabbatai nicht der Führer der Bewegung mehr sein kann, so muß er wenigstens ihr Märtyrer werden. Da er nicht beweisen kann, darf er auch nicht beweisen. In diesem Stadium der Dinge ist der Idee mehr mit seinem Sterben gedient, als mit seinem Leben.
Primo redet eindringlich auf ihn ein, um ihm das zu beweisen. Er deutet auf die großen Vorgänger hin, die für die »Heiligung des Namens« gestorben sind. Er zitiert ihm die Megillath Amrafel, das erschütternde Werk des Rabbi Abraham ben Elieser Halewi über den Tod der Märtyrer. Er tröstet ihn: wenn einer im Augenblick des Todes den Namen ausspricht, den er im Leben heiligen, aber nicht aus-

sprechen soll, kehrt er unbefleckt in den Mutterschoß der Seelen zurück und ist, im mystischen »Osten« wohnend, dem Gesetz der Wiedergeburt entrückt. Sabbatai ist sehr bereit, an diese neue Rolle, an diese neue Form seiner Bedeutsamkeit zu glauben. Aber es ist doch bedrückend, aus der lebendigen Nutznießung gestrichen zu werden, das Fortwirkende seiner Macht und seiner Machthandlungen eintauschen zu müssen gegen den einmaligen heroischen Akt des Leidens: den Märtyrertod. Dennoch bleibt es verlockend, weiterhin das Schicksal eines ganzen Volkes auf die Schultern zu nehmen und sich im Sterben ein lebendiges Angedenken für alle Zeiten zu sichern.

Gegen eine solche Entwicklung muß Guidon sich wehren. Seine Mission will den Renegaten, nicht den Märtyrer. Darum greift er härter zu. Er beharrt dabei: es muß ein Beweis geliefert werden. Schon zu lange ist da eine Rolle mit einem ungewöhnlichen Anspruch gespielt worden, als daß sie fernerhin unbewiesen bleiben dürfte. Es muß nicht gerade der Beweis durch die drei vergifteten Pfeile sein. Sabbatai mag sich auswählen, in welcher Form er den Beweis führen will. Das aber muß klar gesagt werden: gelingt der Beweis nicht, und – kalte, höhnische, selbstsichere Drohung – er wird nicht gelingen, dann wird die Strafe, die der Sultan über ihn verhängt, so groß sein wie die Anmaßung, mit der Sabbatai seine Berufung vorgetäuscht hat. Man wird ihn durch die Straßen der Stadt führen, da er doch öffentliche Umzüge so sehr liebt. Und da er behauptet, der Erleuchtete Gottes zu sein, wird man solche Erleuchtung greifbarer, sinnfälliger darstellen. Man wird eine brennende Fackel an jedes Glied seines Körpers binden. Man wird ihn in der Glut dieser Leuchten langsam

schmoren und rösten lassen. Wenn er den Hunden schmeckt, mögen sie sich mit dem Rest vergnügen.

Gegen diese brutale Drohung ist Sabbatai ganz ohne Wehr und Waffe. So flach vor ein grauenhaftes Sterben gestellt, versinken alle Wünsche, Triebe, jeder Wille und jeder Ehrgeiz vor dem nackten, übermächtigen Gefühl der Selbsterhaltung. Er, der Asket, der dem Himmel Zugewandte, liebt doch das Leben über alle Maßen. Denn das ist ja die letzte Sehnsucht all seiner Bemühungen gewesen, auch wenn sie himmelwärts gingen, daß sie ihm im Diesseits, in seinem Leben Ertrag bringen möchten. Und da das Leben immer noch etwas geben kann, auch wenn man nicht mehr Messias sein darf; da das Nichts so grauenhaft und nicht vorzustellen ist; und weil endlich Folter und Schmerzen schon im Gedanken ihn in den Wahnsinn der Furcht hineintreiben, klammert er sich verzweifelt an das Leben, verwirft er jeden Gedanken an Märtyrertum, kann er nur noch betteln: gibt es keine Rettung? Er ist ja bereit, seinem Messiastum abzusagen, auf jede Wirkung zu verzichten, alles zu widerrufen, was er je gesagt, gelehrt und verheißen hat. Nur soll man ihn am Leben lassen.

Er, zu Ekstasen von je geneigt, erlebt in diesem Augenblick eine einzigartig neue: die Ekstase der Todesfurcht. Er sucht vor diesem Ausgeliefertsein Trost und Rettung bei seinem Bedränger. Der entthronte Messias wirft sich vor dem Abtrünnigen nieder und beschwört ihn um einen Ausweg. »So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte ...«

Guidon neigt sich zu ihm und gibt ihm einen Rat: alles wird gut, nichts Böses wird geschehen, wenn Sabbatai seinen Verzicht auf das hohe Amt durch

eine schlichte Handlung nach außen hin bekundet, wenn er zwischen sich und die Vergangenheit den sichtbaren Trennungsstrich zieht: wenn er in aller Form zum Islam übertritt.

Eine Sekunde weicht Sabbatai vor dieser unvorstellbaren Entschließung zurück. Er ist ja schon innerlich entschlossen, seine Mission und seine Anhänger zu verraten. Aber diese Form, in der es geschehen soll, ist zu grob, zu gemein und niedrig. Ein Renegat ist schlechthin etwas Verabscheuungswertes. Wenn aber einer sich das Ziel setzt, den Glauben eines ganzen Volkes zu seiner Befriedung zu führen, und am Ende dieses Weges zu den Gegnern übertritt, wird die Gemeinheit, deren ein Mensch fähig ist, fratzenhaft übersteigert. Davor zögert er noch.

Und wieder aus dem Hintergrunde Primo: alles, nur das nicht! Nicht abtrünnig werden! Das erträgt das Volk nicht!

Und Guidon, wohlwollend, vermittelnd, ein wenig aus der vertraulichen Geste des Mitverschwörers: besser der Übertritt als die Folter. Es ist ja nur eine Erklärung, eine Form. Niemand wird prüfen können, was Sabbatai sich dabei denkt, was er sich dabei vorbehält, ob er wirklich aus Überzeugung handelt oder ... oder ob er eben nur zum Schein übertritt, um sein Leben zu retten.

Damit hat er das Spiel gewonnen. Sabbatai springt auf und ist mit einem Male wieder lebendig. Er bittet den Chekim Pascha Guidon, er möge dem Sultan seine, Sabbatais, Bereitwilligkeit mitteilen, zum Islam überzutreten. Der Renegat entfernt sich mit einer Verbeugung und einem tief zufriedenen Lächeln. Wie er fort ist, stürmen die Freunde auf Sabbatai ein mit Vorwürfen und Klagen und Überredungen. Aber

er ist keiner Vorstellung zugänglich. In der Sekunde, in der er weiß, er wird leben bleiben, wächst die immer triebhafte Gestaltung des Lebens schon wieder über ihn hinaus, spielt mit ihm, wirft ihm Möglichkeiten zu, Bedeutsamkeiten, läßt seine Fähigkeit zu Anpassung und Verknüpfung aufwuchern. Und das ist nicht einmal verlogen und unehrlich. Was er den Freunden sagt, glaubt er wirklich zutiefst, da nichts ihn beirrt und kontrolliert: hier ist eine neue Prüfung über ihn verhängt, die er hinnehmen muß. Der Zorn des Sultans könnte sich gegen die gesamte Judenheit richten. Das muß er von seinem Volke abwenden. Und sich selbst muß er am Leben erhalten, um sein Werk fortsetzen zu können. Er ist ja doch zum Messias berufen. War er eben noch bereit, diese Berufung zu verraten? Nein, das war nur ein Augenblick der Verwirrung. Dämonisches hat da aus ihm gesprochen, und er hat keinen Anteil daran. So, wie das Schicksal sich jetzt gestalten wird, ist es richtig und gut und in der Vorsehung beschlossen. Was ist auch daran Ungewöhnliches? Auch Moses mußte, ehe er sein Volk aus der Knechtschaft führen konnte, einen Teil seines Lebens am Hofe des Pharaonen und in einem fremden Glauben verbringen. Und da hier die Erinnerung an Moses phantastische Möglichkeiten zu Vergleichen eröffnet, verkündet Sabbatai plötzlich: in dieser Unterdrückung des neuen Glaubens muß ich verharren, bis der Prophet Nathan kommt und mir den Stab bringt, den Moses getragen hat. Dann werde ich dieselben Wunder vollbringen wie er.

Die Freunde schweigen und glauben. Auch Primo glaubt. Glaubt er wirklich oder will er glauben? Überredet er sich? Nein. Er ist der kalte Dämon, der andere überredet und der wieder das Wort lebendig

macht, das den ständig nach allen Seiten ausbrechenden Messias fesseln soll. Sofort verfaßt er ein Sendschreiben: Sabbatai Zewi ist zum Islam übergetreten. Das ist göttliche Vorsehung. Es hat einen tiefen und heiligen Sinn. Wer als Messias die Sünden der Welt erlösen will, muß auch die Sünden jedes Glaubens auf sich nehmen und darum in jede Form des Glaubens eintauchen. Alles ist nötig. Alles wird sich enthüllen. Verliert Euren Glauben nicht.

Inzwischen erstattet Guidon dem Sultan Bericht. Der ist mit dem Ausgang des Unternehmens sehr zufrieden und läßt gleich für den nächsten Tag, für den 16. des Monats Elul, eine feierliche Zeremonie vorbereiten, zu der alle Würdenträger des Hofes befohlen werden. Denn es bleibt ein wichtiger Vorgang. Messias oder Betrüger: immer doch ein Mann, von dem weitreichende und gefährliche Wirkung ausging. Ein triftiger Grund, ihm den Übertritt leicht zu machen und ihn mit allen Ehren zu behandeln.

Am nächsten Morgen wird Sabbatai in den Thronsaal des Sultans gebracht. Er trägt einen Anzug aus schwarzer Seide und eine hohe Judenmütze. Mit seinen fahrigen Bewegungen, denen die Endgültigkeit seines Entschlusses Zielstrebigkeit gibt, durchbricht er das feierlich gedachte Zeremoniell. Schon an der Schwelle des Saales nimmt er seine Mütze ab und wirft sie zu Boden. Das ist der Verzicht. In der Nähe sieht er einen Pagen stehen, der auf einem Kissen einen Turban hält. Sabbatai geht auf ihn zu, nimmt ihm den Turban ab und setzt ihn sich auf. Der Übertritt ist aus seiner eigenen Entschließung und mit seinen eigenen freien, überstürzten Gebärden vollzogen. Der Sultan strahlt vor Zufriedenheit. Er begrüßt den neuen Gläubigen, von dessen geheimem Vorbehalt er

nicht weiß. Er belegt ihn mit einem neuen Namen und steht selber Pate dabei. Sabbatai Zewi wird fortan Mehmed Effendi heißen. Darüber hinaus will er ihn auch ehren und belohnen und überträgt ihm feierlich das bedeutsame Amt eines Capigi Otorak, eines Türhüters des Serail. Mit diesem Amt ist nicht nur ein bedeutendes Einkommen verbunden, sondern auch eine besondere Art der Kleidung. Auch dieses Gewand, aus weißer Seide, läßt der Sultan dem Mehmed Effendi überreichen. Wie Sabbatai hinter einem Wandschirm seine Kleider wechselt, findet man in den Beinkleidern seines schwarzen Anzuges einige Pfund Zwieback, vielleicht von einer Fastenzeit her oder zu neuem Fasten bestimmt. Eine peinliche Entdeckung.

Um sein Bekenntnis zum neuen Glauben noch sichtbarer und glaubhafter zu machen, wird ihm nahegelegt, sich noch eine zweite Frau zu nehmen, eine mohammedanische Sklavin. Sabbatai gehorcht. Er tut ein übriges, läßt Sarah holen und bewirkt, daß auch sie zum Islam übertritt. Es wird ihr der Name Fatima Radini beigelegt.

Dann kehrt Mehmed Effendi in die Räume zurück, die ihm im Serail angewiesen sind und die ihm jetzt in seinem Amt als Türhüter gebühren. Einige Tage herrscht da doch ein gedrücktes und banges Schweigen. Dann geht als erste Äußerung des Konvertiten ein Brief an seine Brüder in Ismir ab, trotzig und doch mit einem Unterton von Schmerz und Resignation: »Jetzt laßt ab von mir, denn der Höchste hat mich zu einem Ismaeliten gemacht ... Er sprach und es wurde; er gebot und es geschah. Den 24. Elul, am neunten Tage meiner Erneuerung nach göttlichem Ratschluß.«

DREIZEHNTES KAPITEL

TODESZUCKUNGEN

DIE NACHRICHT, DASS DER MESSIAS SEIN AMT, SEIN Volk und seinen Glauben verraten habe, kriecht über die langsamen Wege mit einer breiten dunklen Spur. Die dem Ort dieser Tragödie am nächsten sitzen, wissen um zuverlässige Einzelheiten. Sie erfahren noch mehr: in dem Sultan hat sich doch der Rest von Angst oder die Nachwirkung der erduldeten Unruhe Luft gemacht und sich zu einem bösen Plan verdichtet. Er will sich davor schützen, daß in seinem Lande je wieder eine solche Bewegung entsteht. Er will alle erwachsenen Juden aus seinem Reiche ausweisen, alle Kinder zwangsweise zum Islam bekehren und als abschreckendes Beispiel fünfzig der angesehensten Rabbiner hinrichten lassen. Aber dieses Unheil wird vermieden, weil seine Minister und seine kluge Mutter dringend abraten. Entscheidend ist Guidons kalt-zynische Begründung: warum Gewalt anwenden und Kräfte wachmachen, die gefährlich sind, weil man sie nicht abschätzen kann? Dieses Volk ist von einer lächerlichen Glaubensseligkeit. Es ist zu wetten, daß sie den Übertritt nicht als Abfall ansehen werden, sondern als ein Beispiel, das ihr Führer ihnen gibt, und dem sie nachahmen müssen. So werden sie sich selber ausrotten. – Es hat den Anschein, als solle der Renegat recht behalten. Aus dem engeren Kreise um Sabbatai treten viele spontan zum Islam über. Sie leisten ohne Frage und Zweifel die unbedingte Gefolgschaft. Es ist nicht ihre Sache, nach dem Sinn zu fragen. Den Sinn weiß ihr Messias, und er wird ihn eines Tages enthüllen.

Aber je weiter sich die Nachricht vom Orte ihrer Entstehung entfernt, desto ablehnender und ungläubiger

wird sie empfangen. Das sind doch alles nur Gerüchte, die von den Gegnern verbreitet werden, um die Bewegung zu spalten. Sie lächeln überlegen und glauben nicht. Aber wie sie mit den vermehrten, deutlicheren Nachrichten an der Tatsache nicht mehr zweifeln können, bauen sie aus der Tiefe ihres Herzens sogleich an dem Sinn dieses Geschehens und erzeugen die reinste Blüte williger Herzen: die Legende. In Livorno weiß man zu melden, daß der Turban, den Sabbatai Zewi sich auf das Haupt gesetzt habe, um eine Fürstenkrone geschlungen gewesen sei. Was also war geschehen? Ihr Messias war gekrönt worden! Darum auch habe der Sultan dem Messias sogleich an die Spitze eines großen Heeres gestellt. Mit diesem Heere werde Sabbatai nach Polen ziehen und den Märtyrertod der Hunderttausende rächen.

Es gibt Menschen, die das nicht glauben, weil sie etwas anderes wissen: nicht Sabbatai Zewi ist zum Islam übergetreten, sondern ein Schattenbild von ihm. Das geht jetzt als Türhüter Mehmed Effendi durch die Räume des Serail. Sabbatai selbst ist gleich dem Propheten Elijahu zum Himmel gefahren und wird zurückkommen, wenn Gott ihn zu neuen Wundern entläßt.

Eine solche beglückende Selbsttäuschung kann nicht dauern. Es ist eine bittere, unwiderlegbare Tatsache, daß Sabbatai in aller Leiblichkeit und ohne versteckte Fürstenkrone durch den Serail geht, ein monatliches Gehalt von fünfzig Goldtalern bezieht und seiner Tage, seines geretteten Lebens recht froh zu sein scheint. Und nun zeigt sich deutlich, daß seine Anhänger doch viel größer sind als er selbst. Für sie hat die Lebendigkeit und Heiligkeit der Idee keine Unterbrechung erlitten. Folglich muß erforscht werden,

wie dieser ungeheure Vorgang sich ohne Zwang und Gewalt in die Idee, in den Glauben und in den weiteren Ablauf der Dinge einfügen lassen. Das weiß doch das Volk schon aus dem Buch Esther her, daß das Verweilen in einem anderen Glauben Voraussetzung eines Rettungswerkes sein kann. Esther gab sich einem heidnischen König hin und lebte in seinen Sitten. In der Kabbala findet sich eine Sage, Moses habe, ehe er sein Volk befreite, unter den Äthiopiern und in deren Glauben gelebt. Also muß auch der Messias, ehe er sein Erlösungswerk vollbringen kann, eine Zeit unter den Heiden verbringen. Es deuten ja auch die Propheten darauf hin, die Welt werde den Messias zu den Verbrechern zählen. Auch Sacharia sagt vom Messias, daß er arm sei und auf einem Esel reite. Diese Armut, die Nehemia ha'Kohen so schmerzlich vermißt hat, kann – so deuten die Gläubigen – nur in einer, wenn auch zeitigen Armut des Geistes verstanden werden, und deren letzter Abgrund ist der Abfall vom Glauben. Es spielt auch das Buch Sohar darauf an, der Messias werde verkannt werden. In seiner Erscheinung sei er böse, aber in seinem Herzen sei er gut.

Immer tiefer, immer geistiger werden Begründung und Rechtfertigung. Sie nehmen Formen an, wie sie wohl ein Messias, nie aber *dieser* Messias verdient. Aus dem Quell ihres tausendjährigen Leidens begreifen sie, daß alles Leid nur vollendet werden kann durch seine Übersteigerung. Will der Messias das Leid der Welt auf seine Schultern nehmen, so muß er sich selbst tief darunter beugen, bis in die Abgründe, bis in den Sumpf hinein, bis in den Morast der Ungläubigkeit. Es sind alles Vorstufen der Erlösung. Abraham Michael Cardoso, Arzt, Marrane, der zum

Judentum zurückkehrt, Abenteurer seines eigenen Lebens, Gestalter seiner eigenen Ekstase, der die flakkernden Worte und Sinngebungen des Messias zu einem geschlossenen Lehrgebäude zusammendenkt und die Grundfesten der Kabbala erschüttert, dieser unerbittliche Denker findet auch die schlüssige, von allen Gläubigen angenommene Begründung für den Übertritt Sabbatais: es ist das Los jedes Erlösers, verkannt und verstoßen zu sein. »Wie denn uns allen im Galuth eben das gleiche Los beschieden ist, denn es steht geschrieben: *Er* läßt dich und deinen König, den du über dich stelltest, gehen zu einem Stamme, von dem du nicht wußtest, du und deine Väter, da dienest du anderen Göttern, Holz und Stein.« (‚Reden', 28, 36.)

So ist der Gläubigkeit der Massen vor ihrem Sterben noch eine Galgenfrist des Trostes gegeben. Fast ein Jahr lang bleibt alles, wenn auch bewegt, so doch unverrückt. Noch wird der nächste 9. Ab, der große Trauertag des jüdischen Volkes, beinahe überall als Freudentag gefeiert. In Adrianopel müssen die Rabbiner zu einer List greifen, um zu verhindern, daß der 17. Tammus seiner Bedeutung als Fasttag entkleidet bleibe. Sie fälschen ein Sendschreiben, in dem Sabbatai ein Bekenntnis der Reue ablegt und versichert, Nathan Ghazati und Abraham Jachini hätten ihn verführt. Aber es ist doch in allem Tun und Bekennen eine übermäßige Anspannung der Seelen fühlbar, die jeden Moment zerbrechen und die Scharen der Gläubigen vor das Nichts, vor die vernichtende Leere stellen kann. Das Schwere dieses Augenblicks begreifen teilnehmend auch die, die Gegner Sabbatais von allem Anfang an geblieben sind. Überall bemühen sich die Gemeinden, einen leichten und milden

Übergang zur Ruhe und zu den früheren Verhältnissen wieder herzustellen. In Konstantinopel, nahe dem Gefahrenherde, erlassen die Rabbiner ein Dekret und bedrohen mit den schärfsten Strafen, ja mit dem großen Bann denjenigen, der einen ehemaligen Sabbatianer mit Worten oder Taten verletzt oder bedroht. So bezeugen sie auch noch einem Glauben, den sie für einen Irrtum halten, Achtung und Teilnahme.

Viele wollen von solcher Teilnahme und Milde nichts wissen. Sie brauchen kein Mitleid, weil ihnen doch kein Unglück zugestoßen ist. Sie beten nach wie vor in den Synagogen mit letzter Hartnäckigkeit: »Er ist der Messias, und es ist kein anderer zu erwarten.« Das Rabbinat Konstantinopel, das sich seine Autorität von einst wieder genommen hat, muß unter dem 5. Schewat ein ernsthaftes Schreiben nach Ismir richten und zur Ordnung mahnen. »... denn es sind unter Euch Leute, die sich in ihrem Irrtum noch bestärken und sagen: dieser unser König lebt noch. Sie segnen ihn alle Sabbathtage in ihren Synagogen und bedienen sich der Psalmen und Gesänge, die er angeordnet hat... Nun wißt Ihr wohl, in was für Gefahr unsere Seelen wegen seiner geraten sind. Wenn nicht die unendliche Barmherzigkeit Gottes und das Verdienst unserer Väter uns beigestanden hätte, so wäre der Fuß Israels von unseren Feinden abgehauen worden... Kehret darum wieder zurück, denn der Weg, darauf Ihr wandelt, ist nicht der rechte Weg. Gebt die Krone wieder dem alten Gebrauch, der alten Übung Eurer Väter und dem Gesetz, und wendet Euch nicht weiter davon ab...«

Nur langsam und widerwillig kommen die Menschen solcher Mahnung nach. Sie sind eher bereit, auf ihre äußere Haltung zu verzichten als auf ihre innere.

Denn es hat sich mindestens für den äußeren Schein, für die nichtgläubige Umwelt herausgestellt, daß Sabbatai Zewi nicht der Messias ist und daß folglich das, was er tun wollte, sich dem Sultan gegenüber als ein Verbrechen darstellt, für das auch sie zur Verantwortung gezogen werden können. So kriecht die Angst wieder in ihr Leben hinein.

Indessen sitzt Sabbatai Zewi im Serail und schweigt. Mit Juden kommt er nicht zusammen. Er ist zwar nicht von der Außenwelt abgeschnitten, aber er wird beobachtet. Man freut sich dieses neuen Mohammedaners, aber man traut ihm nicht sehr. Der Sultan hat den Mufti Wanni damit beauftragt, über Mehmed Effendi zu wachen und ihn in dem neuen Glauben zu unterrichten. So geht Sabbatai zum andern Male in die Schule, und Lehrer und Schüler lernen von einander. Aber dieses neue Studium macht ihn nicht taub für die Nachrichten, die von außen kommen. Draußen hat man zwar seinen Abfall zur Kenntnis genommen, triumphierend oder gläubig, aber keiner glaubt, daß es dabei sein Bewenden haben würde. Sie warten noch auf eine Tat von ihm; die Anhänger aus der Hoffnung auf Wunder, die Gegner, weil sie von seinem unruhigen Geist nichts anderes erwarten. . . .

Da aber nichts erfolgt, da sie nur erfahren, Sabbatai sitzt als Schüler vor Mufti Wanni und lernt Koran, geht die Opposition zum Angriff über. Insbesondere Jakob Sasportas rührt sich. Er hat aus seinen vielfachen Korrespondenzen Beziehung zu aller Welt. Von überall her sammelt er Berichte und Tatsachen, und es ist zu verstehen, daß er den ungünstigen den Vorzug gibt. Jedes Detail, das er erwischen kann, schickt er in Sendschreiben über die ganze Welt.

Überall unterhöhlt er die Gläubigkeit und das Vertrauen. An vielen Orten braucht er dafür keine große geistige Begründung aufzubringen, denn er hat für seine Beweisführung einen starken, traurigen Verbündeten: die Not. Da sitzen überall, in der ganzen Welt, Menschen, die ihren Alltag beiseite geworfen haben, weil man ihnen gesagt hatte, daß er wertlos geworden sei. Geld und Gut haben sie dieser Überzeugung geopfert. Die einen haben ihre Geschäfte aufgelöst, ihren Handel aufgegeben, andere haben ihre Häuser verkauft, mit den Armen geteilt, ihr Geld nach Abydos geschickt. Menschen sind auf der Wanderung und stehen ohne Rat und Trost vor dem Richtungslosen. Man hat sie alle fallen und in einen Tag zurücksinken lassen, den sie längst für tot erklärt haben. Nun haust neben der Not und der Trauer die Verbitterung enttäuschter Herzen.

Aber daneben sind Menschen, die sich der Idee mit letzter Ausschließlichkeit verschrieben haben. Für sie haben die Dinge, die nach außen hin geschehen, kein reales Gewicht. Das wichtige Geschehen vollzieht sich auf einer anderen, höheren Ebene. So ziehen unentwegt und ungestört die Sendboten Sabbatais durch die Lande, werben für einen Messias, der vom Schauplatz abgetreten ist, für eine Erfüllung, die vom lebendigen Geschehen nicht mehr genährt wird. Überall begegnen sie wachsenden Feindschaften. Aber das erschüttert sie nicht. Einer von ihnen, Sabbatai Raphael, scheint allerdings im Laufe dieser unseligen und ergebnislosen Wanderschaft entartet zu sein. Er fand keinen Abschluß und keinen Rückweg. Er mußte notwendig zum Betrüger und Scharlatan werden, denn dem Sendboten ohne Sendung bleibt als Handwerk nur Erfindung und die Lüge.

Bis nach Hamburg entfaltet er seine Tätigkeit, von der man mehr nichts wissen will. Da vermerkt das Protokollbuch der portugiesischen Gemeinde: »In Anbetracht des Nachteils, der unserer Ruhe, unserem Judentum und unserer Verwaltung aus dem hiesigen Aufenthalt des Bösewichts und Betrügers Raphael Sabatay erwachsen kann, welcher von Amsterdam hierher gekommen ist, von wo er, da er sich den Titel eines Propheten angemaßt hatte, mit Hilfe der Gerichtsbehörden fortgeschafft worden war, wurde beraten ... wie man am besten dem Verkehr des p. Sabatay mit den Unsrigen vorbeugen könnte ... es schien nicht angebracht, den Bann über ihn auszusprechen, da der genannte von den Tedescos (d. h. deutschen Juden) in Schutz genommen werde, mit denen man zunächst Rücksprache nehmen müsse ... Gott halte das Böse von seinem Volke fern ...«

Nathan Ghazati hingegen spielt seinen Part in der großen Tragödie mit einem Heroismus zu Ende, der in der weltfremden Hartnäckigkeit des Verwirrten mündet. Während in Ismir das Volk in überschäumender Begeisterung das Königtum Sabbatais ausrief, während sich in Abydos die kurze Blütezeit der messianischen Residenz allzu üppig entfaltete, saß er abseits in Gaza, umgeben von Schülern, aus denen er einen Nachwuchs von Propheten züchten wollte. Er brauchte nicht die bestrickende Nähe des Messias und nicht den Zauberkreis seiner Wirkungen, um aus seiner übererregten Gläubigkeit immer neue Manifestationen und Bekundungen zu entlassen. Besser behagte ihm die Abseitigkeit, die unkontrollierte Heimlichkeit, in der sich seine Gesichte und Offenbarungen vollzogen.

So fern vom Geschehen, trifft ihn die Nachricht vom

Abfall Sabbatais völlig unvorbereitet. Er ist maßlos bestürzt. Aber das dauert nur eine Sekunde, dann steht seine Überzeugung mit vermehrter Kraft wieder aufrecht. Er glaubt nicht an das Ende, sondern nur an einen Gefahrenpunkt der Bewegung. In diesem kritischen Moment braucht die Bewegung ihn. Er bricht sogleich zur Reise nach Adrianopel auf. Ein pompöser Zug begleitet ihn. Sein reicher Schwiegervater, der selbst die Reise mitmacht, leistet ihm eine Gefolgschaft von Juden und Türken, insgesamt etwa 40 Mann. Der Prophet sitzt zu Pferde und hat einen Säbel an der Seite hängen.

Von unterwegs erläßt er zwei Schreiben, eines an Sabbatai Zewi, ein anderes an die Gemeinde von Aleppo, die den ersten Triumph des Messias feierte. Es sind Dokumente voll Gläubigkeit, voll hartnäckigem, trotzigem Glauben, voll von einer bewußt übersteigerten Demut, eine leidenschaftliche Kampfansage an alle Gegner und Zweifler. An Sabbatai schreibt er nach Adrianopel:

»Dem Könige, unserem Könige und Herrn aller Herren, der die Verstreuten von Israel wieder sammelt, der uns aus unserer Gefangenschaft erlöst, dem über alles erhöhten Menschen, dem Messias des Gottes Jaakobs, dem wahrhaftigen Messias, dem himmlischen Löwen Sabbatai Zewi, dessen Name verherrlicht, dessen Herrschaft in kurzer Zeit auf immer erhöht werden möge, Amen.

Ich küsse dem König aller Könige pflichtschuldigst die Hände und wische den Staub von seinen Füßen. Dieser Brief soll Euch kund geben, daß mein Gesicht durch das Wort des Königs der Gesetze erleuchtet wurde . . . Die unangenehmen Nachrichten, die mir bisher zu Ohren gekommen sind, machen mich nicht

mutlos. Ich habe ein Löwenherz. Ich habe nicht nach der Ursache dessen zu fragen, was Ihr tut. Alles, was ich sehe, ist wunderbar. Meine Treue steht unbeweglich fest. Ich bin bereit, meine Seele Eurem heiligen Namen zu opfern. Jetzt bin ich in Damaskus und werde von da auf Euren Befehl nach Scanderona gehen, wo ich das Gesicht Gottes in seinem vollen Glanze zu sehen hoffe. Ich werde als Diener Eurer Diener den Staub von Euren Füßen wischen, und bitte nur, mich mit Eurer starken Hand und überlegenen Kraft zu unterstützen und mir den Weg, den ich vor mir habe, zu verkürzen. Meine Augen sind auf Gott gerichtet, der uns schließlich helfen und erretten wird, daß uns die Kinder der Bosheit nicht schaden können ... Dieses sind die Worte Deines Dieners, der sich unter Deine Füße wirft, Nathan Benjamin.«

Dann beschwört er die treue Gemeinde Aleppo:

»Den noch übrigen Israeliten sei ewiger Friede. Ich melde euch hierdurch, daß ich in Frieden zu Damaskus angekommen bin und will jetzt vor das Angesicht unseres Herrn treten. Er ist der König aller Könige, sein Reich möge ausgebreitet werden. Ich habe, wie er mir und den zwölf Stämmen befohlen, ihm zwölf Männer ausgesucht. Ich werde von hier auf seinen Befehl nach Scanderona gehen und mich nebst einigen vertrauten Freunden, die sich mit seiner Einwilligung hier versammeln, ihm darstellen. Einstweilen ermahne ich Euch, ob Ihr gleich erstaunliche Dinge von unserem Herren hören werdet, Euren Mut nicht sinken zu lassen. Fürchtet Euch nicht, seine Handlungen sind wunderbar und so geheimnisvoll, daß kein menschlicher Verstand sie zu begreifen hinreicht. Wer kann ihre Tiefe ergründen?

In kurzer Zeit werdet Ihr alles ganz klar einsehen. Er selbst wird es Euch entdecken und lehren und anweisen. Selig ist der Mensch, der das Heil des wahrhaftigen Messias in Geduld erwarten kann. In Kürze wird der Messias seine Gewalt und Herrschaft über uns für jetzt und für alle Ewigkeit offenbaren. Nathan Benjamin.«
Die Nachricht, daß der Prophet unterwegs sei und seinem Messias zur Hilfe kommen will, reißt doch mit einem Schwung wieder eine Flamme der Hoffnung empor. Ismir zittert vor Erwartung. Sie drängen sich in die Synagoge und halten einen Dankgottesdienst ab. Aber schon setzt eine gefährliche Gegenwirkung ein. Konstantinopel entfaltet eine fieberhafte Tätigkeit, um dem Propheten jede Wirkung unmöglich zu machen. Nicht daß er predigt und wirbt, ist ihre Angst, sondern daß aus der Flugkraft des erneut belebten Glaubens sich wieder Wunder ereignen möchten. Sie haben selbst die Wunder hingenommen, als sie es noch durften und als keine Hand sich zu erheben wagte, dem König von Abydos die Wunder zu untersagen. Aber heute sind alle Wunder, die den muselmanischen Türhüter Mehmed Effendi anrufen, verbotene Dinge, ganz einfach Delikte, kriminelle Akte. Jetzt wollen sie endlich Ruhe haben. Sie schreiben nach Ismir» . . . Jetzt erfahren wir, daß dieser Mensch vor wenigen Tagen von Gaza abgereist und den Weg nach Scanderona genommen hat, von wo er zu Wasser nach Ismir gehen will und sofort nach Konstantinopel oder Adrianopel. Nun befremdet uns nicht wenig, daß ein Mensch sich selbst in das Feuer und die Flamme des Verderbens stürzen will. Und doch müssen wir befürchten, daß es geschieht. . . Darum

befehlen die Unterzeichner dieses Schreibens Euch, daß, sobald er in Eurem Gebiet angekommen sein wird, Ihr ihn nicht weiter fort ziehen laßt, sondern in ihn drängt, daß er wieder zurückkehrt. Denn er wird nicht unterlassen, von neuem Unruhe zu erregen, und es sind derer schon genug durch Träume und phantastische Hoffnungen auf einen neuen König erweckt worden. Und erinnert Euch dabei, daß nicht alle Tage Wunder geschehen ... So er Euch aber nicht folgt und nicht gehorsam sein will, so ist Euer Gesetz noch mächtig genug, daß er dadurch zum Gehorsam gebracht werden kann. Und das wird sowohl ihm wie ganz Israel ersprießlich und nützlich sein ...«

Was den Menschen an diesem Schreiben verständlich ist, ist das tiefe Bedürfnis nach Ruhe. Und dennoch: wäre Sabbatai selbst gekommen, sie hätten sich ihm aufs neue ausgeliefert. Aber da man von ihm kein Wort hört, will man auch seinen Verkünder nicht haben. Wie Nathan seine Reise fortsetzt, trifft er überall auf Spuren der Ablehnung und sogar auf offene Feindschaft. Er kommt nach Saloniki. Kaum verbreitet sich die Nachricht von seiner Ankunft, da drängen sich die erbitterten und enttäuschten Menschen heran, denen er einmal geraten hat, ihren Alltag um der Ewigkeit willen zu vergessen. Sie wollen ihn, der zu ihrer inneren und äußeren Not mit einem pomphaften Gefolge von 40 Mann kommt, zur Verantwortung ziehen. Er muß heimlich bei Nacht und Nebel fliehen und begibt sich nach Brussa, der alten Residenzstadt. Da glauben die Menschen noch, daß sein Kommen nichts anderes bedeute, als daß er jetzt den Messias in sein Amt einführen werde. Sie nehmen ihn mit großer Begeisterung auf. Aber dann

kommen Nachrichten und Warnungen aus Konstantinopel zu ihnen. Ihre Enttäuschung und Erbitterung ist maßlos. Sie lassen Nathan im gleichen Augenblick fallen. Sie verbieten jedem, mit ihm auch nur zusammen zu sein, ihm Speisen zu verabfolgen und ihn in ihre Häuser aufzunehmen. Sie drohen ihm sogar mit einer Anzeige bei den türkischen Behörden. Da muß er den Ort verlassen. Er hat jetzt einen Vorgeschmack der Dinge bekommen, die ihn erwarten, begreift auch wohl, daß er so nicht mehr auftreten darf, ohne die Erbitterung zu steigern. Darum löst er sein Gefolge auf. Nur sechs Personen bleiben bei ihm. Ende Februar 1667 macht er sich auf den Weg nach Ismir. In Bonar Bagi macht er Rast. Wie das bekannt wird, reisen ihm sogleich Freunde des Sabbatai entgegen, um sich mit ihm zu bereden. Aber die Stadt sendet ihm auch einen offiziellen Gesandten, Abraham Leon, entgegen. Der unterrichtet ihn über die Stimmung in der Stadt und warnt ihn dringend, Ismir zu betreten. Und noch einen anderen, seltsamen Besuch empfängt Nathan in Bonar Bagi. Da sind inzwischen, längst nach Sabbatais Abfall, Deputierte der italienischen Gemeinden in Ismir eingetroffen, die dem neuen Messias huldigen wollen und die den Auftrag haben, sich von seinem Propheten Nathan Anweisungen für ihr ferneres Verhalten zu holen. Erst in Ismir erfahren sie, was geschehen ist. Es lähmt und erschüttert sie so, daß sie wochenlang untätig dasitzen und nicht wissen, was sie beginnen sollen. Da hören sie: Nathan ist in der Nähe. In letzter Hoffnung reisen sie nach Bonar Bagi und verlangen Audienz bei Nathan. Aber der sitzt finster und vergrämt in einem Hause und will nichts sehen und hören. Die Gesandten mögen warten, oder ab-

reisen; wie sie wollen. Sie gehen endlich heim, kehren nach Italien zurück, Träger böser und dunkler Botschaft. Späterhin stößt Nathan immer wieder auf ihre Spur, immer wieder auf den Niederschlag der tiefen Enttäuschung, die er ihnen bereitet hat.
Aber er kann jetzt nicht anders. Der Sinn seiner Existenz steht auf dem Spiele. Er muß nach Ismir hinein, unter allen Umständen und trotz jeder Gefahr. Es wird mehr ein Einschleichen als ein Einzug. Gegen Nacht kommt er an und begibt sich in das Haus eines Sabbatianers. Seine Freunde besuchen ihn dort, und er wendet alle Kraft auf, ihren Glauben zu stärken. Aber zu einer breiteren Wirkung kann er nicht kommen. Das Volk bedrängt ihn: er solle abreisen; man werde ihn sonst noch den türkischen Behörden ausliefern. Alles, was man ihm vor seiner Abreise noch erlaubt, ist, daß er an das Grab von Sabbatais Mutter geht, die Hand darauf legt, dort sein Gebet verrichtet und aus der Quelle trinkt, die neben diesem Grabe ist, und die von den Christen Sancta Veneranda genannt wird. Dann begibt er sich auf den Rat seiner Freunde nach Chios.
Dort in Chios entsteht ein Dokument voll schlichter und großer Treue, ein Bekenntnis zur Unbedingtheit, durch das sich ein Unterton der weinenden Furcht zieht: der Trostbrief, den er an Joseph Zewi richtet. »Ich bekam Deinen Brief und verstand aus ihm dein Begehren, zu wissen, was mit unserem Herrn sei, auf den wir warten und nach dem wir suchen jeden Tag, jede Stunde und jede Minute, und von dem wir den großen Sabbath erwarten und der unser heiliger Sabbath ist, die Quelle unseres Wissens und unserer Heiligkeit, die Kraft der höchsten Krone. So wisse denn: ich schwöre bei seiner

Heiligkeit und bei der Größe und Stärke seiner Kraft, daß *er* es ist und kein anderer, und außer ihm gibt es keinen Erlöser. Und wenn er auch einen Turban auf seinen Kopf setzte, so tat er es nicht zur Entheiligung des Namens. Und obgleich ich keinen Hinweis in den Sätzen der Thora dafür finde, haben wir doch schon oft gesehen, daß unsere Weisen viel Wunderbares taten, und wir konnten nicht verstehen, was das Ende ihrer Absichten war. So stehen wir auch in dieser Stunde vor dem Unbegreiflichen. Alle, die Augen haben, um zu sehen und Ohren, um zu hören und ein Herz, um zu verstehen, können den Beweis finden. Und wenn nicht, so möchten doch ihre Lippen schweigen, daß sie nichts Böses über die Heiligkeit des Messias sagen . . . Es ist doch schon im Sohar über den wahren Propheten aufgeführt, daß er ein Unglücklicher und Verkannter sei, daß über ihn viel Leid kommen solle und daß er in den Augen der meisten wie ein stinkender Hund erscheinen wird. Die ihn nicht anerkennen, sind die Bösen, deren Seele verwirrt ist. Auch unter den Zadikim sind Böse. Darum stehen die geizigen Reichen hinter dieser Meinung. Er soll doch, sagt der Sohar, ein Armer sein und auf einem Esel reiten. Arm sein bedeutet hier: arm und befleckt in seinem Gewand, und das ist ja gerade der Turban. Nicht arm von Geld ist gemeint, denn er ist doch gekommen, um die Welt zu bereichern. Sondern: arm sein vor der Thora, arm vor ihren Gesetzen. Und es steht auch geschrieben: ich werde in Gott bestehen, und er wird uns aus unseren Sünden erlösen. Wer ein Herz hat, zu verstehen, kann es verstehen. Und wenn man auch nichts beweisen kann, werde ich trotzdem nicht aufhören, Euch zu trösten, die Ihr in Eurer Heiligkeit besorgt

seid. Für mich und für Euch wird Gott sorgen, damit alle armen Juden und alle Bettler, die da in Angst und Sorge stehen, gesegnet werden, und wir werden in Freude erleben, daß alles bald erfüllt werde...«
Es hält Nathan nicht lange in Chios. Er muß noch einmal einen Vorstoß nach Ismir wagen, denn es ist von größter Wichtigkeit, ehe er in das Zentrum des Geschehens kommt, hier im Hinterland die ermattende Bewegung wieder anzufachen. Aber die Stimmung gegen ihn ist noch schlechter geworden. Er kann sich diesesmal nur zwei Tage in Ismir halten, versteckt bei Freunden Sabbatais. Er versichert ihnen immer wieder: bis zum Ende dieses Jahres, bis zum Monat Elul, werden alle Verheißungen sich erfüllt haben. »Wenn es nicht Wahrheit wird, gebe ich mich in Eure Hände. Ihr könnt mich dann töten.«
Ehe er abreist, bekommt er den Besuch des Pfarrers Coenen. Dem läßt es keine Ruhe. Er möchte den befremdlichen Dingen, die da unter seinen Augen geschehen sind, auf den Grund kommen. Darum stellt er drei präzise Fragen an Nathan: auf welcher Grundlage seine Prophetie beruhe, wie der Geist der Prophetie über ihn gekommen sei, und was mit Rücksicht auf die abgelaufene Zeit denn noch von seinen Gesichten zu erwarten stünde.
Nathan geht auf dieses Interview nicht ein. Er sitzt verdrossen da und erklärt, daß er darauf nicht antworten werde. Das empört den Fragesteller. Zu Unrecht. Die Beiden verstehen sich nicht, weil sie auf verschiedenen Ebenen hausen. Coenen treibt Kirchengeschichte. Er sammelt Tatsachen. Nathan treibt Geschichte. Er sammelt Erlebnisse. Er hat auch seine Gedanken nicht für theoretische Diskussionen frei.

Inzwischen hat er sich mit Sabbatai in Verbindung gesetzt und mit ihm ein Zusammentreffen in Ipsola, nahe Adrianopel, verabredet. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Treffen auch stattgefunden hat, denn nur aus dem Wiedersehen mit dem Propheten, der seinem Leben einen so entscheidenden Anstoß gegeben hat, können Sabbatai die Impulse für sein späteres Handeln gekommen sein. Aber alles, was Nathan tut, wird von der jüdischen Welt mit Aufmerksamkeit und Mißtrauen beobachtet. Sie erkennen ganz richtig, daß in diesem Augenblick die Gefahr nicht von Sabbatai ausgeht, sondern von dem unentwegten Propheten, der abseits vom Geschehen sitzt und nichts zu verantworten und zu fürchten hat. Sie aber haben zu fürchten, nach außen und nach innen. Was der Sultan geplant hat, ist noch nicht vergessen; und die Wunden der enttäuschten übermäßigen Liebe sind am Körper des Volkes noch nicht vernarbt. Sie brauchen Ruhe und Schonung, wie nach einer schweren Krankheit. Sie wollen dieses neue Übel von sich fern halten. Darum benachrichtigt die Gemeinde Adrianopel das Rabbinat in Konstantinopel von der Anwesenheit Nathan Ghazatis.

Sofort begibt sich eine Abordnung von Rabbinern nach Ipsola, konstituiert dort ein Gericht und fordert Nathan auf, zu erscheinen. Er kommt. Es wird ihm bedeutet, daß es sich hier nicht um Sabbatai Zewi und den Messias handle, sondern um sein, Nathans, Auftreten als Prophet. Die alten Propheten haben die Heiligkeit von Zeit und Geschehen für sich. Dieser neue Prophet, den niemand gerufen hat, und der sich doch berufen wähnt, möge seine Berufung beweisen, durch ein Wunder, oder wenn das Wunder sich ihm zur Zeit versagt, so doch durch theologische Gründe.

Auf theologische Gründe läßt Nathan Ghazati sich nicht ein. Er und die anderen sprechen ja doch eine verschiedene Sprache. Das Wunder hingegen wird geschehen. Zwar nicht in diesem Augenblick, denn er selbst kann keine Wunder herbeizwingen. Aber es ist ihm eine Offenbarung geworden, daß ein Wunder sich noch in diesen Tagen des Schabuoth, des Wochenfestes, ereignen werde. Also möge man bis zum Ende dieser Festtage warten. Und sie warten, vielleicht in der überlegenen Gewißheit, daß nichts sich ereignen werde, vielleicht in der unbestimmten Erwartung, mit der ihnen das Wunderbare letztlich doch vertraut ist.
Wie das Wochenfest vergeht und nichts sich ereignet, packen die Rabbiner hart zu. Sie zwingen ihm die Erklärung ab, daß er hinfort seiner Propaganda entsagen werde. Er stellt darüber eine Urkunde aus: »Eurer Aufforderung und der Eurer Gesandten Folge leistend, schwöre ich, den Ihr als eine Gefahr für Israel erachtet, mit dem von mir und den Gläubigen im Volke verherrlichten Meister künftighin in keinerlei schriftlichen Verkehr zu treten, keinerlei Versammlungen zu veranstalten und mich mindestens 12 Tagereisen von Adrianopel entfernt zu halten.« Nach diesem Verzicht beginnt er seine Rechtfertigung: »Zugleich muß ich aber wahrheitsgemäß erklären, daß am 25. Elul 5425 (im September 1665) eine Stimme vom Himmel mir in der Tat verkündet hat, daß binnen einem Jahr und einigen Monaten das Reich des Maschiach ben David sich offenbaren werde, wobei allerdings die Stimme den Namen des Erlösers und das genaue Datum nicht näher bezeichnet hat.« Und dann entfaltet sich die Hartnäckigkeit seiner Ideen ein letztes Mal mit sachlicher Gebärde und

geheimem Vorbehalt. »So gilt es denn, die Angelegenheit bis zum Monat Elul des laufenden Jahres 5427 (September 1667), zu vertagen und die himmlische Stimme erst dann als gegenstandslos zu erachten, wenn auch diese Frist ohne Wunder verstrichen sein wird.«

Die Rabbiner zucken darüber die Achsel. Ihnen ist schon damit gedient, daß ihnen der Prophet 12 Tagereisen weit vom Leibe bleibt. Aber nicht einmal daran hält sich Nathan. Das Versprechen ist erzwungen. Folglich hat es keinen Wert. Er bleibt in der Nähe von Adrianopel und trifft sich heimlich mit Sabbatai und seinen Anhängern. Und es gelingt ihm wirklich, die Bewegung zu einem letzten, wenn auch kurzen Aufflackern zu bringen. Es gelingt ihm gerade in Adrianopel und durch die Impulse, die er Sabbatai bis in den Serail hinein zu geben vermag.

Die Kraft, die in Sabbatai einmal aufgestanden war und ihn überschwemmte, ist noch nicht abgelaufen. Zwar ist sie in ihrer Wucht tödlich verletzt, aber wie auch der Erblindete sich noch dem Ort zuwendet, von dem her er die Sonne scheinen fühlt, so ist in Sabbatai der Richtungssinn seines Bemühens erhalten geblieben. Man hat ihn in das Dunkel der Wirkungslosigkeit geworfen. Er hat Sehnsucht nach der Sonne, welche Bedeutung heißt. Aber das Beieinander von Unwahrhaftigkeit und Gläubigkeit, das einmal Harmonie war und wirken konnte, ist jetzt belastet mit der unausgleichbaren Zweideutigkeit seiner Stellung. Er ist rettungslos auseinandergebrochen in jenem Augenblick, da er sich aus der Todesangst in den Ausweg rettete. Er mag diesen Bruch überdeckt haben mit der tiefen Überzeugung, dieses Schicksal sei nötig und diene dem göttlichen Zwecke. Es bleibt un-

austilgbar die Sekunde, da er nicht göttliches Walten und notwendiges Schicksal verspürte, wo die nackte Angst um das Leben die Mission verraten hat. Er ist ein Gezeichneter geworden.

Darum dient alles, was er jetzt tut, der Rechtfertigung seiner selbst. Alles ist Ich-bezogen. Durch die geheimen Kanäle, die bis zu ihm hingehen, erfährt er, wie Menschen ihn zu rechtfertigen suchen, wie sie ihn gegen eine Welt von Zweifel und Hohn verteidigen, wie sie noch an ihn glauben und Wunder von ihm erwarten. Also lebt er noch. Also hat er in der Welt noch ein Amt und in seinem Tun noch eine Rechtfertigung. Da ihm das freie Wirken versagt ist, beginnt er zu konspirieren. Er trifft sich mit Nathan. Er kommt wieder heimlich mit Juden zusammen, er versichert wieder und wieder: ich bin der Messias; ich werde Euch erlösen.

Sie deuten auf das Bleigewicht, das er an den Füßen hat: den neuen, fremden Glauben. Wie kann einer sich zur Erlösung aufschwingen, der so belastet ist? In der Widerlegung dieses Zweifels stürzt er sich in nackten Größenwahn: er muß in diesem Glauben verharren, da er aus ihm zur Stunde der Erlösung das ganze mohammedanische Volk zum Judentum überführen wird. Und sie glauben ihm. Sie glauben. Aus der kleinen Konspiration soll wieder eine große Volksbewegung gemacht werden. Er braucht wieder einen Sendboten. Dazu erbietet sich Nathan Ghazati. Er will die beschauliche Ruhe seines Heimatsortes gegen das Wandern von Stadt zu Stadt vertauschen. Wir finden ihn noch im Laufe des Jahres 1667 auf Chios, auf Korfu, predigend, verheißend. Er geht folgerichtig den Weg der schlechtesten Nachrichtenvermittlung, nach den ionischen Inseln, und

von da nach Venedig, das seine normalen Beziehungen zu Konstantinopel noch nicht wieder aufgenommen hat. Er erwartet große Unterstützung von den italienischen Kabbalisten. Aber man verweigert ihm schlechthin den Eintritt ins Ghetto. Die Gemeinde schickt ihm Samuel Aboab entgegen und läßt ihm raten, wieder abzureisen. Nathan erwidert stolz: »Ich komme im Namen Gottes und trage Sorge für ganz Israel, un des wird niemandem Böses geschehen.« Wie solche Erklärung nichts nützt, verschafft er sich mit Hilfe eines Sabbatianers Beziehungen zur Stadtverwaltung und erreicht, daß ihm der Aufenthalt gestattet werde.

Nun sind die Juden gezwungen, ihm das Ghetto zu öffnen. Aber sogleich sitzen sie, wie die Rabbiner von Konstantinopel, zu Gericht. Aus verschiedenen Gegenden Italiens treten Rabbiner und Vertreter von Gemeinden zusammen. Man verlangt von ihm keine Wunder, sondern schlechthin Rechtfertigung. Er versucht es, da er die Enttäuschung der ausbleibenden Wunder nicht wieder erleben will. Er berichtet, deduziert, prophezeit, beweist und versichert, bis er sich rettungslos verwirrt und verstrickt hat. Er steht allein gegen eine ganze Versammlung, die ihn mit Fragen, Argumenten und Gegenbeweisen in die Enge treibt. Sie sind nicht nur klug, sondern haben auch menschliches Verstehen. Sie kommen nach langen Disputen zu dem Ergebnis: Nathan ist von einem Wahn besessen. Nie hat er eine Offenbarung gehabt, nie haben göttliche Stimmen zu ihm gesprochen. Er nimmt nur die wirren Phantasiebilder seiner Träume als Wirklichkeit hin. Er ist kein Verbrecher, er ist ein Kranker. Darum ist er für das Unheil, das er über das jüdische Volk gebracht hat, nicht nach der Schwere

des Gesetzes zu bestrafen. Aber er soll wenigstens einsehen, was er getan hat. Er soll widerrufen.
Und Nathan unterschreibt: »Nachdem die Rabbiner und Gaonen von Venedig meineBehauptung, ich hätte gleich dem Propheten Jecheskel den himmlischen Wagen erschaut, wie auch meine Weissagung, daß Sabbatai Zewi der Messias sei, als Irrtum und unerwiesen erkannt haben, so habe ich Ihrer Ansicht beigestimmt und erklärt, daß alle meine Prophezeiungen in Bezug auf Sabbatai Zewi jeglicher Grundlage entbehren. Ich Nathan Ghazati.«
Dieses beschämende Bekenntnis wird vielfach abgeschrieben und zusammen mit dem Bericht über die Vorgänge in Ipsola an die bedeutenden Gemeinden der Welt geschickt. Aber Nathan kümmert sich nicht darum. Er hat es nicht nötig. Er hat nämlich das strenge Gericht bei der Unterschrift unter diesen Widerruf überlistet. Das Wort ‚ich', das im hebräischen ani heißt, wird gebräuchlich abgekürzt durch die Buchstaben a und n, Aleph und Nun. Nathan aber hat geschrieben: Aleph-Gimel, und nun bedeutet es die Abkürzung der Worte Oness gamur, das heißt: vollkommene Erpressung. Also ist er frei, zu tun, was ihm beliebt. Und im übrigen bestätigen ihm seine Freunde: was er hier verneint hat, bezieht sich doch nur auf die Welt der sichtbaren Dinge. Aber er mit seinem Seherblick schaut in die überwirkliche Ebene, in die allein gültige ‚Wesenhaftigkeit'.
Er wird zwangsweise aus Venedig entfernt. Man bringt ihn auf ein Schiff, das ihn weiter südlich an einen Hafenplatz bringt, damit er nach Modena und von dort in Verwahrung nach Florenz gebracht werde. Aber Nathan geht nach der Landung seine eigenen Wege. Er ist in Bologna, Florenz, Livorno.



Jacob Sasportas

Man will ihn dort nicht haben. Nirgends will man ihn mehr haben. Er wandert hartnäckig und unberührt im Glauben an seine Sendung von Gemeinde zu Gemeinde, von gesperrten Straßen zu geschlossenen Türen. Er kommt nach Rom und will predigen. Man verjagt ihn sofort aus dem Ghetto, weil man nicht nur ihn fürchtet, sondern auch die immer wachen und argwöhnischen Späher der Inquisition. Sein Fortgehen aus Rom ist eine gehetzte Flucht. Aber er vermag es noch einzurichten, über den Tiber zu laufen und von der Brücke her einen Zettel in den Fluß zu werfen. Darauf steht die prophetische Drohung: »Ehe noch ein Jahr um sein wird, wird Rom der Zerstörung anheimfallen!«

Er wandert und wandert und wird müde. Aber er wird nicht verzagt. Er schleppt sich von Ort zu Ort in den türkischen Gemeinden. Er ist in Ragusa gewesen und in Saloniki. Endlich läßt er sich im bulgarischen Sofia nieder, um möglichst nahe zu sein, wenn die großen Wunder sich ereignen. Sitzt dort und wartet, seinem Messias getreu bis in das elende, verkommene Sterben, das diesen Sklaven seines Glaubens endlich auslischt, das dieses übermäßig flackernde Leben in seinem fünfunddreißigsten Jahre erstickt (1680). Er hat noch in der letzten Sekunde nichts aufgegeben. Er sagt sterbend: »Ich will zu meinem Herrn gehen, denn der kennt den Weg!« – Indessen hat auch Sabbatai seine Tätigkeit wieder aufgenommen. Es ist ihm gelungen, sich der strengen Aufsicht durch den Mufti Wanni zu entziehen. Heimlich erst, dann immer offener zeigt sich der neue Mohammedaner in den Synagogen. Sein Verhalten ist jetzt drängend und werbend zugleich. Es geht immer nur um das eine, daß man ihn als Messias anerkennen

möge. Er ringt um die Seelen, und er gewinnt Seelen. Der Zweck ist alles, das Mittel nichts.
Darum, als dem Sultan diese heimliche Tätigkeit bekannt wird, weiß er dessen Zorn mühelos die Spitze abzubrechen. Was denn ist verwerflich an seinem Tun? Es dient doch nur dazu, möglichst viele Juden zum Islam hinüberzuziehen. Es leuchtet dem Sultan ein, daß der ehemalige Messias der Juden besondere Eignung habe, Proselyten zu machen. Darum erteilt er ihm die offizielle Erlaubnis, in die Synagogen zu gehen und dort zu predigen.
Sabbatai macht von dieser Befugnis ausgiebigen Gebrauch, und sobald er nur einen Hauch von Freiheit verspürt, wirft er sich hemmungslos von neuem in das Geschehen hinein. Im März 1668 bricht das gehemmte Lebensgefühl wieder in überschwängliche Verkündigungen aus. Er hat wieder eine göttliche Offenbarung gehabt, und von neuem hat sie ihm bestätigt, daß er auch jetzt noch, in diesem Stadium einer scheinbaren Ungläubigkeit, der wahre und erwählte Messias sei. Er verkündet diese Botschaft mit einer Kraft und Eindringlichkeit, daß auch die Ungläubigen aufhorchen, daß sie schwankend werden und daß endlich eine neue Wendung der Geister zu ihm hin beginnt. Enttäuscht zu werden sind diese Menschen gewohnt. Darum sind sie mit der Gnade begabt, daß ihre Glaubensfähigkeit nicht daran stirbt.
Seine Anhänger erlassen Kundgebungen, in denen der Beginn einer sabbatianischen Theologie sich verhängnisvoll manifestiert. Von Gott, sagt die Kabbala, gehen Ausstrahlungen, Sephirot, aus, die sich in der Welt verkörperlichen. Eine von ihnen, Sephira Tipheret, die Ausstrahlung des Anfangs, ist nunmehr in Sabbatai Zewi eingegangen, hat sich in ihm ver-

körpert. Gott selbst hat sich in tiefere Schichten des Unerreichbaren zurückgezogen. Den Menschen hat er seinen Messias gelassen.

Auch diese Idee, gewiß nicht seinem Gehirn entsprungen, nimmt Sabbatai leidenschaftlich auf. Er steht auf den Kanzeln der Synagogen, umringt von Anhängern, und bekennt: »Gott ist ein Jüngling und gleicht mir!«

Der Sultan versteht nicht recht, welches Spiel hier getrieben wird. Er ist schon wieder mißtrauisch und möchte diesem öffentlichen Wirken ein Ende machen. Auch dieser Gefahr weiß Sabbatai zu begegnen. Er gibt das Versprechen ab, in aller Kürze den Erfolg seiner Bemühungen aufzuzeigen. Und es gelingt ihm wirklich. Er macht aus dem Zwang, unter dem er steht, eine Notwendigkeit. Er verlangt von denen, die an ihm hängen, daß sie seinem Beispiel folgen und zum Islam übertreten. Zum Schein, versteht sich. Er droht ihnen, sie nicht nach Jerusalem zu bringen, wenn sie ihm nicht nachfolgen. Man wirft ihm vor, er habe sich Widerspenstigen gegenüber der falschen Anschuldigung bedient, sie hätten den Islam gelästert, und daß er sie vor der Todesstrafe, die darauf stand, durch Bekehrung gerettet habe. Wie dem auch sei: hier brach die todgeweihte Bewegung in zwei Gruppen. Die einen glaubten an ihn, lehnten aber den Übertritt zum Islam als eine Handlung ab, die nur in der Einmaligkeit und Besonderheit der messianischen Person Sinn und Gültigkeit habe. Die sonderten sich ab. Aber andere folgten ihm ohne Besinnung.

So konnte Sabbatai dem Sultan das Schauspiel vorführen, daß vor seinen Augen viele Hunderte von Juden den Turban nahmen. Es war ein großer Erfolg für ihn. Während in holländischen und deutschen

Gemeinden Flüchtlinge aus Spanien und Portugal, die ein Leben unter dem Zwang der Inquisition als Scheinchristen (Marranen) verbracht hatten, in übermächtigem Durchbruch altererbter Gottesgläubigkeit sich wieder zum Judentum bekannten, führte Sabbatai zur Erfüllung seiner Messianität die Juden in einen fremden Glauben hinein und schuf neue Marranen. Er verewigte dieses schwerste aller Glaubensprobleme. Seine Anhänger leben noch heute in der Sekte der Dönmeh fort, Mohammedaner mit vagen, mystisch abgedunkelten Erinnerungen an das Judentum.

Dem Sultan und den Juden gegenüber beginnt Sabbatais Stellung sich wieder zu festigen. Aber er hat doch den Wunsch, seine Tätigkeit nicht so in der Nähe ständiger Kontrolle auszuüben. Also bittet er um die Erlaubnis, zu weiterem Wirken nach Konstantinopel zu gehen. Das wird ihm auf Grund seiner Erfolge bewilligt. Er triumphiert. Er hat Freiheit, ist in die Welt hinaus entlassen, dem weiteren Raum und der befreiten Phantasie überlassen.

Er findet bei den Juden von Konstantinopel freundliche Aufnahme. Sie haben die Glanzzeit von Abydos nicht vergessen. Wenn sie auch nichts Entscheidendes, nichts Sichtbares an Erfolgen gebracht hat, so liegt sie doch in ihren gläubigen Herzen mit strahlender Einmaligkeit aufgehoben. Noch aus dem Erinnern her hat solcher Liebesrausch die Kraft, zu wärmen und in den Winkeln die Hoffnung leben zu lassen. Diese Hoffnung regt sich jetzt. Warum sollte dieses nicht ein neuer Anfang sein? Ist es nicht schon wieder ein Wunder, daß Sabbatai selbst von seinem natürlichen Feind, dem Sultan, so geehrt und so schonend behandelt wird? Ob nicht doch Gottes Wille da wirksam ist?

Sabbatai ist jedenfalls bereit, hier einen neuen Beginn zu sehen. Als sei nichts geschehen, als habe sich nichts gewandelt, sitzt er in Konstantinopel und läßt die Gläubigen zu sich kommen. Er spricht mit ihnen, belehrt sie, weissagt ihnen, singt vor ihnen messianische Hymnen und feiert mit ihnen die Freudenfeste, die sie ihm bereiten. Von neuem wird der 9. Ab ein Tag des Jubels. Wieder wie zu allem Anfang gehen Züge in seiner Gefolgschaft auf die Straßen bis an das Ufer des Meeres, und im Angesicht seiner Jünger und Gläubigen taucht er vor ihnen in die Fluten, ein Messias, der sich auf die letzte Stunde der Erfüllung vorbereitet. Als ob nichts inzwischen geschehen und zerbrochen wäre.

Die von je seine Gegner waren, sehen diese neue Entwicklung der Dinge mit Unbehagen. Sie wenden sich an den Großvezir in Adrianopel und erstatten Bericht. Auch durch seine Agenten hat Achmed Köprili Nachricht bekommen. Er ist höchst unzufrieden, aber er ist so wenig wie je bereit, etwas Entscheidendes gegen Sabbatai zu unternehmen. Immerhin tut er eines: er entzieht ihm die monatliche Rente, die Sabbatai als Mehmed Effendi bezieht. Das soll eine Strafe sein und zugleich ein Mittel, ihm die Feste zu verleiden und das Verteilen von Almosen an arme Anhänger. Er möchte vermeiden, daß mit dem Gelde des Sultans Anhänger für Sabbatai gewonnen werden. Sabbatai kann den Verlust seines Einkommens verschmerzen. Von seinen Anhängern fließt ihm genügend Geld zu. Sie verdoppeln Feste und Feierlichkeiten. Sie sind bei dem neuen Anfang. Aber auch die Gegner verdoppeln ihr Bemühen. Sie lassen es sich ein gutes Stück Geld beim Großvezir kosten, um ihn davon zu überzeugen, daß es für den Sultan und

für die Juden nur ein Mittel gebe, endlich Ruhe zu haben: den Messias endgültig von seinen Anhängern zu trennen. Sie sollen dieses Argument mit 15000 holländischen Gulden unterstützt haben.
Köprili zögert. Endlich muß er einsehen, daß es wirklich keinen andern Weg gibt. Fünf Jahre schon dauert dieses Treiben, dieses verdeckte Spiel nach beiden Seiten, dieses kleine, unsaubere Konspirieren hüben und drüben. Wie Sabbatai eines Nachts sich mit mehreren seiner Anhänger in dem kleinen Dorfe Courron Chesme am Schwarzen-Meer-Kanal aufhält und Psalmen und Hymnen auf das Kommen das Messias mit ihnen singt, erscheinen die Soldaten des Kaimakam und verhaften ihn. Der Großvezir hat über ihn die Verbannung nach Dulcigno, einem entlegenen Küstendorf in Albanien in der Nähe von Skutari angeordnet (1673).
Damit ist sein Leben abgeschlossen. Er wird streng bewacht. Nur wenige Menschen dürfen zu ihm kommen. Gelegentlich erhält er einen Brief von Nathan Ghazati oder von Primo. Sonst ist nur seine vierte Frau bei ihm, die er nach dem Tode Sarahs in Adrianopel geheiratet hat. Er liegt völlig abseits von jeder Straße, auf der Menschen gehen. Das ist der Tod für ihn. Um wirken zu können, um Messias zu sein, ja nur um am Leben zu bleiben, braucht er Menschen, Gesichter, Antworten, ewige Bestätigungen, unmäßige Nahrung für sein Ichgefühl. Nimmt man ihm diese Stimulantien, muß er verkümmern. Dieses Ende seines Lebens, dieses Versagen vor der Einsamkeit, in der die stärkste schöpferische Gewalt eines religiösen Gemütes reifen kann, fällt das Todesurteil über sein Messiastum.
Er schwankt zwischen Zeiten tiefer geistiger Ver-

dunkelung und hilfsloser Selbstüberhebung. Er schreibt an seinen Schwiegervater Joseph Philosoph in Saloniki, sie würden die Erlösung und die Rückkehr der Juden nach Zion noch erleben. »Ich werde Euch einen Engel senden. Ich werde kommen und Eure Schätze füllen, denn Gott setzte mich zum Herrn ein für ganz Mizrajim ...«

Es ist das Stammeln eines zusammengebrochenen Menschen. Er lebt nur noch davon, daß hin und wieder von seinen unentwegten Freunden neue Berichte zu ihm dringen, daß es immer noch Menschen gibt, die Legenden um ihn bilden. Aber sie sind klein im Format und dürftig im Inhalt geworden. Die Türken wollen ihn töten und dringen mit Schwertern auf ihn ein. Er nimmt einen kleinen Stock und schlägt sie in die Flucht. Kümmerliche Nahrung für einen Menschen, zu dem einmal viele Hunderttausende als den Beschließer ihres Schicksals aufjubelten.

Er erstickt an der Einsamkeit, verdorrt wie eine Pflanze, die man aus der Erde gerissen hat. Zwei Jahre lang wehrt er sich noch. Dann erliegt er. Er stirbt im Herbst 1675 nach einer kurzen Krankheit.

Vor seinem Sterben hat er noch einen Wunsch geäußert: er will nicht auf dem muselmanischen Friedhof beerdigt werden. Wenn er schon nicht unter denen seines Volkes ruhen kann, will er dort liegen, von wo aus so oft Menschen mit banger Seligkeit ihm zusahen, wenn er im Symbol die Reingung von aller Sünde vollzog: am Ufer des Meeres; da, wo die Weite ist, aus der er als Jüngling kam, in die er als Toter wieder einkehren will.

Man erfüllt ihm seinen Wunsch. Am Jomkippur 1675 wird er beerdigt, am Tage der großen Versöhnung, an dem Gott für alle Menschen das Buch des

Lebens aufschlägt, abwägt, was an Gutem und an Bösem darin verzeichnet steht, abwägt ... und doch verzeiht.

Sein Grab ist vergessen. Nur zuweilen pilgerten Mohammedaner dorthin und beteten. Sie sagten, dort liege ein Heiliger begraben.

Mit seinem Tode flammt noch einmal die gläubige Dichtung auf. Die Menschen haben ihn doch so tief geliebt, es ist doch so viel von ihrem Herzblut zu ihm hingeströmt, daß sie an seinen Tod nicht glauben mögen. Er ist, wie sein Verkünder, der Prophet Elijahu, nur entrückt worden. Er hat ja, wissen die Gläubigen, den Tag seines Todes vorausbestimmt. Er hat die Höhle bezeichnet, in der er begraben werden wollte, und hat seinem Bruder Elias befohlen, drei Tage nach seiner Beisetzung in die Höhle zu kommen. Elias tut das. Aber vor der Höhle liegt ein großer Drache, der ihm den Eintritt verwehrt. »Mein Bruder hat es befohlen«, sagt Elias. Da geht der Drache beiseite. Elias betritt die Höhle. Sie ist leer, aber ganz ausgefüllt mit einem hellen, strahlenden Licht. Da wußten die Menschen, daß er zu den zehn Stämmen jenseits des Sabbation gegangen war. Und was dort geschieht, ist ja allen längst vertraut. Der Messias lebt noch. Er wird wieder kommen. »... und wenn alles gelingt, wird er bald kommen, sieben Tage nach seiner Hochzeit, um uns zu erlösen. Und er möge sich dort nicht zu lange aufhalten, bis Unglück über uns kommt. Er möge kommen, um uns zu rächen an unseren Feinden und Verleumdern ... «

So treffen sie, da der Messias doch noch lebt, Vorsorge für den Tag, an dem er zurückkommen wird. Weil der König nur vorübergehend fort ist, muß für die Dauer seiner Abwesenheit eine Regentschaft da

sein. Leibliche Nachkommen hat Sabbatai nicht. Aber seine letzte Frau hat einen minderjährigen Bruder, Jakob Keredo. Von ihm verkündet die Witwe Sabbatais, aus dem Jenseits her sei ihr der Messias erschienen und habe diesen Knaben als seinen Sohn adoptiert. Auf Grund dieser Erklärung erkennen die Sabbatianer ihn als Gilgul, als denjenigen an, in den Sabbatais Seele eingegangen sei, als seinen geistigen Doppelgänger. Als solchen nennen sie ihn Jakob Zewi. In sehr vielen Städten, besonders in den wichtigeren wie Saloniki, Ismir, Adrianopel und Konstantinopel, bestehen noch Konventikel der unbedingten Sabbatianer weiter. Sie werden fortan geleitet von einer Institution, die man als Regentschaftsrat bezeichnen kann. Er besteht aus dem Vater und der Schwester des Jakob Zewi. Die Idee der Erlösung, wie sie sie begreifen, lebt weiter unter ihnen und sucht nach neuen Ausdrucksformen. Sie begreifen, daß die Erlösung nur kommen kann für eine Zeit, die in voller Gerechtigkeit steht oder für eine Zeit, die ganz in Leiden und Verderbnis getaucht ist. Da sie die Gerechtigkeit nicht verwirklichen können, so steht es doch in ihrer Macht, das Maß der Sünde voll zu machen, um damit die Befreiung zu erzwingen. So machen sie aus der Sünde eine Notwendigkeit und holen sie dorther, wo ihnen sonst die stärkste Zurückhaltung Gebot war: aus dem Dasein der Sinne. Sie stürzen sich so unbedenklich in die Ausschweifung, daß endlich die Rabbiner sie bei den Behörden denunzieren.

Es setzt eine Verfolgung durch die Türken ein, der die meisten dadurch entgehen, daß sie zum Islam übertreten, indem sie Sabbatais Beispiel folgen und ihre Handlung mit dem gleichen Sinn decken, den

sie auch ihm unterstellt haben. So ist ihr Übergang zur Sekte vollkommen. Sie scheiden aus dem Verband des Judentums endgültig aus. Ihr Regent Jakob Zewi unternimmt eine Wallfahrt nach dem Grabe Mohammeds nach Mekka und stirbt auf der Rückreise. Sein Sohn Berachja wird Regent des Messias. Bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus sind die Konventikel nachweisbar, bis nach Frankfurt und Prag hin. Die Dönmehs leben heute noch fort.

So sieht die Erbschaft aus, die Sabbatai Zewi hinterlassen hat: zwei Sekten, von denen eine dem Judentum verloren geht, und ein über die ganze Welt zerstreutes Volk von traurigen, enttäuschten Menschen, von Armgewordenen, Entwurzelten, Versprengten. Nur eines hat er ihnen nicht nehmen können: die Hoffnung und die Selbstprüfung. Schon hebt wieder das Fragen an, ob nicht in ihnen selbst Schuld gelegen habe. Vielleicht haben sie zu wenig Buße getan. Gewiß war es das. Sie klagen sich selber an, es sei nur eine Versöhnung von Mensch zu Gott gewesen, die sie da vorgenommen haben; aber keine Versöhnung zwischen Mensch und Mensch.

Um hier auszugleichen und den Strom ihres religiösen Lebens nicht versanden zu lassen, greifen sie von neuem demütig, bedrückt und hoffnungsvoll den Tag an. Es ist uns eine Klage erhalten, die die portugiesische Gemeinde zu Hamburg in ihr Protokollbuch schrieb, eine traurige Abrechnung mit der vergangenen Zeit: »Da nun die regelmäßigen Armenunterstützungen so hoch angewachsen sind, und zwar infolge der von den Herren des früheren Vorstandes gehegten, wenig begründeten Erwartung, daß noch zu ihrer Zeit unsere Wanderung und unser Exil ein Ende nehmen werde, diese aber, unserer Sünden

wegen, noch weiter fortdauern, bis sich Gott seines Volkes erbarmt ...«

Die Späteren aber, die noch litten und nicht so ruhig abrechnen konnten, sprachen den Namen Sabbatais nicht aus, ohne hinzuzufügen: Jimach schemo! Verflucht sei sein Name!

VIERZEHNTES KAPITEL

SINNGEBUNG DES GESCHEHENS

WENN BIS HIERHER MIT DER TREUE, ZU DER GEschehen verpflichtet, berichtet wurde, so darf jetzt gewertet und geurteilt werden, *muß* geurteilt werden, um die Berechtigung darzutun, von der Gegenwart Aufmerksamkeit für ein Stück Vergangenheit zu verlangen.

Es ist hier, scheint uns, ein Stück Vergangenheit gegeben, dessen Kernfragen sich in ewiger Wiederholung zu allen Zeiten zur Antwort stellen, zu einer Antwort, die die Menschen immer noch nicht erteilt haben. Daß aber eine Zeit sich darum bemüht, macht allein sie schon fruchtbar.

In jeder Zeit – und heute mehr denn je – stehen Menschen auf, die von sich aussagen, sie seien zu Führerschaft und zu Wirkung berufen, zu Bedeutsamkeit und zu geistiger Vorherrschaft. Es sei nicht von denen gesprochen, die sich bei ihrem Tun dem Beruf viel zu tief verstricken, als daß sie sich einer Berufung ausliefern könnten. Über sie fällen Vergeßlichkeit und Mode einer Zeit ihr Urteil. Es sei von denen gesprochen, die, gleich Sabbatai Zewi, sich einem Ziel und einer Idee hemmungslos ausliefern, und die doch daran scheitern, deren Wirken doch nur ein Chaos zurückläßt und den Fluch derer, die ihnen Gefolgschaft geleistet haben. Wo liegt da der Bruch in der Kette zwischen Wollen und Wirken, zwischen Berufung und Ergebnis?

Ein anderes ist es, Dinge der Technik, der Erfindung, der Wirtschaft bewirken zu wollen, und ein anderes ist es, in das lebendige Dasein der Menschen hineinwirken zu wollen. Beiden Wirkenden sind verschiedene Gesetze vorgeschrieben, obgleich beide etwas bewirken wollen. Wir verstehen landläufig darunter

das Wirken im Sinne der Kausalität. Wir wissen aus Erfahrung um bestimmte Regelmäßigkeiten zwischen Ursache und Wirkung, und deren Gesamtheit nennen wir Kausalität. Das Wirken auf dieser Ebene bedeutet, daß ein Mensch sich in einen ihm bekannten Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung hineinstellt, sich hineinbegibt als Ursache, um Wirkung zu erzielen. Jener darf das tun; diesem ist es verwehrt. Denn für ihn besteht gar keine Ebene, auf der es Ursache und Wirkung, auf der es diese Kausalität gibt. Kausalität ist nur eine Hilfskonstruktion, mit der einer die Notwendigkeiten des praktischen, technischen Lebens übersichtlich machen kann, oder mit der er sich aus reinen Gründen der Bequemlichkeit die Zusammenhänge des Daseins klarstellt. Aber da, wo es um Leben und Dasein geht, in der wesenhaften Wirklichkeit, gibt es überhaupt keine Verknüpfung in Ursache und Wirkung. Da gibt es nur eine Folge von Begebenheiten, die miteinander verbunden sind in einer Weise, die wir nie zulänglich zu erkennen vermögen. Wir sehen nur, daß Begebenheiten auf einander folgen und daß sie in einem Zusammenhang miteinander stehen. Wer hier sagen will: ich setze mich selber zur Ursache, ich stelle mich in das Zentrum des Geschehens und will, daß eine Wirkung daraus entstehe – der bleibt ein Techniker. In der wesenhaften Wirklichkeit kann kein Mensch Ursache einer Wirkung sein. Er kann nur mit etwas, was noch nicht geschehen ist, verbunden werden durch das, was er tut. Er darf nicht als Persönlichkeit auf eine Persönlichkeit, als Erscheinung auf eine Erscheinung wirken wollen. Er muß sich in das Wesen des Lebens, des Daseins, der Dinge hineinbegeben, wirken wollen als das, was er wirklich ist (aber was er nicht

umschreibt und nicht umschreiben kann) auf das, was ist. Er muß den vollen Einsatz zahlen, ohne Abstrich und ohne Abzug: seine volle Person. Mit seinem ganzen Wesen muß er eingehen in die Beziehung zu dem, worauf er nun in Wahrheit wirken will. Mit seinem ganzen Wesen muß er das Seiende anreden. Sonst wird er nie Antwort bekommen. Sonst wird nie eine wirkende Verbindung entstehen, nie eine Wirkung erzeugt werden.

Aus solcher Unbedingtheit ist einmal vor Jahrtausenden Kunst entstanden. Kein Wille, auf Menschen zu wirken, hat dem ägyptischen Bildhauer die Hand geführt. Sondern er wollte in das Herz der Welt hineinstoßen. Wenn er die Felswand anging und einen König herausmeißelte, der auf seinem Throne saß, dann saß er dort, so, wie es kein andres Sitzen gibt, war da hingesetzt nicht für das Heute, sondern in die Jahrtausende hinein. Er schuf kein Porträt; er sah nicht sich als Ursache einer Wirkung. Er bannte die Seele dessen, den er meinte und in seinem Innern anredete, in den Stein und gab ihm die Dauer. Sein Glaube schuf, nicht sein Wille zur Wirkung.

Noch kritischer, noch verantwortungsvoller wird die Position eines Menschen, wenn er sich in Beziehung zu einer Zeit begibt, die – wie die sabbatianische Zeit – stumme Hände nach einem Helfer und Heiler ausgestreckt hat. Da wird der eine zum Arzt als Techniker, der andere zum Arzt als Geschöpf. Jener will die Heilung bewirken, indem er die Krankheit isoliert begreift und angreift, indem er verschreibt und appliziert, indem er als Mensch, der bestimmte Fähigkeiten hat, auf den Körper des Kranken vor ihm einwirkt. Aber als helfender Mensch rührt er nicht an den hilfsbedürftigen Menschen. Nie wird er dieses empfinden

und anerkennen: wenn ein Kranker an ihn herantritt und Heilung von ihm begehrt, so sind sie beide, Kranker und Heilender, nicht mehr Subjekt und Objekt, nicht mehr Handelnder und Erduldender. Sie sind eingestellt in eine Verbundenheit mit Dasein und Leben und dem Ursprung des Lebens. Wer da wirken will, muß auf den gemeinsamen Ursprung des Leidens einwirken. Den Quell des Lebens muß er dabei angehen und sich mit dem verbinden, von wo der Prozeß ausging.

Aus solchem Bilde begriffen, ist Sabbatai Zewi weder ein Wirkender noch ein Heilender. Was hat er eingesetzt um zu wirken? Wirklich seine Person, wirklich sein Wesen, das ganze Lebewesen? Nein. Er hat immer nur die Kraft seines Geltungswillens eingesetzt. Von dieser meßbaren Kraft verlangte er die meßbare Wirkung. Und daran ist er gescheitert. Vom Wesen läßt sich nicht ausrechnen, welchen Teil des Wesens man hergeben muß. Man rede, will man Wirkender einer Zeit sein, das Geschehen mit seinem ganzen Wesen an; oder man schweige. Echo ist noch keine Antwort. Das Echo, die Heimkehr der eigenen Stimme, ist die Antwort für den, der den Ehrgeiz hat und zur Wirkung nur den Willen einbringt. Das wahre Wirken vollzieht sich durch das Nicht-mehr-wirken-wollen, durch das Zurückhalten dessen, was wir gewöhnlich Willen nennen. Über dem Wesen kann es nicht mehr den Willen geben. Darum duldet die Einsetzung des Wesens kein Dominieren des Willens. Der Wille ist eingetan in die Hergabe. Es gibt ihn als solchen außerhalb der wahren Hingebung nicht mehr.

Sabbatai Zewi ist nie ein Mensch gewesen, der wahrhaft aus der Tiefe seines Herzens her den Menschen

verbunden war. Er war noch, als eine Welt sich vor ihm verneigte, ein Einsamer, der vor tausend Gesichtern wie vor einem Spiegel stand und sich tausendfach selber erblickte. Wo aber der einsame Mensch dem Sein gegenüber steht, kann er es nur Fassen durch die Beschwörung in irgend einer Form. Und als Beschwörer muß er zeitlebens die Furcht mit sich herumschleppen, daß die Geister ihm eines Tages nicht mehr gehorchen.

Um sich immer erneut in seinem Amt und seiner Berufung zu bestätigen, hat Sabbatai sich je und je auf die Propheten bezogen. Er konnte sie deklamieren, aber er konnte sie nicht begreifen. Er verstand nicht, was es bedeutete, daß sie mit so ungeheurem Protest gegen den Opferkult anrannten. Sie wehrten sich nicht gegen die sakramentale Handlung des Opfers. Aber sie verlangten, daß dieser leibhaftige Akt des Opfers, der Darbringung, geschehe unter Einsatz und Hergabe der Person und nicht als leere Formel, nicht als beschwörende, magische Handlung. Denn nicht sich einsetzen, sondern den Kaufpreis sparen wollen und nur beschwören, ist das Verbrechen des religiösen Menschen. Darum kann die Religion in den Händen des Magiers zu einer verhängnisvollen Macht werden. Nichts kann das Angesicht Gottes so sehr entstellen wie die Religion.

Sabbatai Zewi hat sich einen König genannt und wollte ein König sein. Er hat nicht begriffen, aus welchem Sinn in seinem eigenen Volkstum einmal Könige erwählt wurden. Einstmals hatte das jüdische Volk keine Könige. Es lebte in einer wirklichen Theokratie, unter der Herrschaft seines Gottes. Und immer, wenn es nötig war, daß etwas für das Volk geschehe, wurde für eben dieses Geschehen, für diesen beson-

deren Akt des Notwendigen, ein Richter aufgerufen, benannt, erwählt. War sein Auftrag beendet, dann sank er in die Bedeutungslosigkeit zurück. Aber das Volk versagte in der Theokratie. Es wollte irdische, leibliche Könige. Und es bekam sie. Ihre Ernennung ist immer eine Berufung, eine Erwählung, begleitet von dem sakramentalen Akt der Salbung. Mit dieser Salbung soll der Kraft, die sie erwählt hatte und die sich auf sie niederließ, Wirkung und Dauer verliehen werden, so wie der Auftrag, der an den König erging, nicht ein einmaliger, sondern ein dauernder war. Salbung bedeutet nicht einfach, daß hier zu den gegebenen Kräften eines Menschen eine neue hinzugefügt werde. Sondern sie reißt ihn los aus seinen bisherigen kleinen Zusammenhängen. Sie wirft ihn um, gestaltet ihn um, wandelt ihn um, setzt mitten in sein Leben einen neuen Beginn, schafft ihn neu und zu größerem Beginnen media in vita.

Sabbatai Zewi hat sich nie gewandelt. Der Chacham von 18 Jahren ist der gleiche Mensch wie der Fünfzigjährige, der in der Verbannung zu Dulcigno stirbt. Nichts in seinem Wesen und in seinen Taten spricht dafür, daß er je in sich diesen großen Anruf vernommen habe, der in das Dasein eines Menschen die entscheidende Wandlung wirft. Er war kein Erwählter. Er war einer, der aus brennender Liebe zu sich und möglich auch aus brennender Liebe zu seinem Volke ein Erwählter sein *wollte*. Das kann man nicht wollen. Man muß berufen sein. Das zu entscheiden verlangt das tiefste, demütigste, völlig Ich-befreite Aufhorchen. So wollen, und so nicht berufen sein, gibt die großen Betrüger, auch wenn sie an sich selbst glauben. Er hat nie gehorcht. Er hat immer die Erfüllung bedrängt und ist gegen sie angerannt. Dann

begegnen sich Fordern und Versagen, wie der Lügner und der Dichter sich treffen, der falsche und der wahre Schöpfer. Sie treffen sich in dem Punkte, der sich der rationalen Begründung entzieht, den man nur erfühlen kann: im Punkte der Wahrheit, die das Berufensein ist.

Und hier beginnt ein Doppeltes: seine Tragik und seine Verantwortlichkeit.

Jede Unwahrhaftigkeit wird für den, der sich ihr einmal untergeordnet hat, zu einem unentrinnbaren Zwang, der sein Wesen durchsetzt, zu einer anderen Natur, zu einer, zu seiner Wirklichkeit, die er lebt, und zu seiner Wahrheit, an die er glaubt. So steht Sabbatai denn eines Tages vor uns als der tief Gläubige seiner Lüge. Vor seinem Gewissen, das in der entscheidenden Stunde nicht wach war, kann er zu Recht bestehen. Alles Gute geschieht ihm zu Recht, alles Böse zu Unrecht. Wenn das ewig gerechte Schicksal ihn straft, darf er anklagend die Hände zum Himmel hinaufheben.

Doch mindert solche Tragik in nichts die Last der Verantwortung, die er auf sich genommen hat. Es sei hier nicht von der religiösen Verantwortung gesprochen, sondern von der gegenüber seinem Volke. Während es noch scheint, als ob der Ruf des Volkes und die Antwort des Angerufenen sich träfen, gehen sie unrettbar, in dem denkbar tiefsten Mißverstehen aneinander vorüber. Was wollen diese Menschen? Sie begehrten eine andere Wirklichkeit. Sie wollten mit ihrem Leben und mit ihrem Gott eine neue Zwiesprache beginnen. Sie hatten aus einer maßlosen Häufung ihrer Geschicke endlich begriffen, daß ihre Stellung in der Welt und ihre Haltung im Dasein nicht ihrer Willkür unterlagen, daß sie vielmehr unter

einem unentrinnbaren höheren Gesetz standen. Sie legten es verschieden aus, je nachdem sie ihre Erlösung als mystische oder als politische begriffen. Eines aber verstanden sie gemeinsam: im Anbeginn ihres Volkstums stand ein göttlicher Anruf. Bis auf ihre Tage hin war er noch nicht verstummt. Immer noch stand ihr Gott da und wartete schweigend auf eine Antwort von ihnen. Sie hatten so viele Irrwege durchlaufen, daß sie daraus endlich einen Weg begriffen; hatten die Antwort so oft verfehlt, daß sie aus dem Leid endlich in ihnen gereift war. Religiös gesprochen: sie waren von Gott abgefallen. Soziologisch gesprochen: ihre lebendige Gemeinschaft war auseinander gebrochen.

Für diese Heimkehr zu ihrer Einheit suchten sie einen Führer. Und da riß der Abgrund eines Mißverstehens auf, wie er in unserer Gegenwart noch aufgerissen vor uns liegt. Sie riefen nach einem Führer, und es bot sich ihnen dar der Repräsentant. Den brauchten sie nicht. Sie waren noch in ihrer Zerstreuung und noch als Splitter für ihr Schicksal und für ihr Erlösungsbedürfnis repräsentativ genug. Wer einen Führer sucht, kommt daher mit Vertrauen beladen und will die Fülle der Verantwortungen für den weiteren Weg dem Führer in die Hände legen. Er soll nicht ihr Ausdruck sein, sondern er soll vorangehen, voranschreiten in das Ungewisse, in das Dunkel dessen, was noch nicht da ist, und was sich erst vor ihnen erheben soll. Sie kommen so zu ihm, wie die Menschen zu Ödipus kamen und ihn vertrauensvoll anflehten, die Pest in der Stadt zu bannen. Und der wahre Führer wird und muß aus eben der Kraft handeln, die von der Masse ihm zugetragen wird. Er muß sie in sich einströmen lassen und daraus

wirken. Wenn er aber alle Kraft, die ihm so zuströmt, nur dazu verwendet, sich bestätigt zu fühlen, sich als Mittelpunkt zu sehen und sein privates Schicksal daraus zu gestalten, dann liegt der Todeskeim der Führerschaft in dem Mißbrauch des Vertrauens, dann wendet alle Verantwortung, die die Gläubigen ihm darbringen, sich als vielfache Schuld gegen ihn selbst. Das nicht abgewogen zu haben, macht Sabbatai Zewi zu einem im höchsten Sinne Schuldigen. Das Volk wollte eine Erlösung. Er gab ein Versprechen. Das Volk wollte eine Wirklichkeit. Er gab eine grandiose Schaustellung. Er begriff nicht, daß hier eine Welt sich wieder mit ihrem Gott und ihrem Dasein versöhnen wollte. Er begriff nur, daß er Messias sein müsse. Er tat, was die Heutigen tun, gleich, welchem Zwecke sie dienen: er ahmte eine historische Form des Führertums ohne zulängliche innere Mittel nach. Er trieb Mimikry. Was heute in der Zeit den Namen Führer in seiner besonderen und tiefen Bedeutung noch verdient, ist anonym. Es hat keinen Namen und keine Kontinuität.

Die Geschichte der sabbatianischen Bewegung bis zum Zusammenbruch des Messias ist weder, wie die Historiker vorgeben, eine Geschichte der gelehrten religiösen Dinge, noch eine Geschichte der soziologischen Zusammenhänge. Sie ist schlechthin eine Geschichte des Herzens, vom Einzelnen und von der Gemeinschaft aus gesehen, eine Geschichte, die überall möglich ist, in jeder Religion, in jeder Gemeinschaft, vor Jahrtausenden und heute, akut oder latent, tumultarisch oder unter der Oberfläche eines Alltags. Die Besonderheit im Schicksal des jüdischen Volkes hat ihr nur die Kraft gegeben, mit einem solchen Versuch Ernst zu machen. Er stellt sich dar

als ein Kreuzzug ohne Waffen, ohne Haß und Angriff, mit den Mitteln des menschlichen Herzens ... und ohne Erfolg. Aber nicht die Menschen haben versagt. Ihr Führer hat versagt.

Wenn einer nicht Führer sein kann, versteht es sich, daß er keine Losung geben und kein wirkendes Ideal hinterlassen kann. Es gehört nicht zu den Aufgaben dieser Darstellung, das religiöse Lehrgebäude zu beschreiben, das sich an Namen und Wirken des Sabbatai Zewi anknüpft. Wie es auch sei: es stammt nicht von ihm. Nachfolger haben ihn nur zu einem gefährlichen Grundstein benutzt. Und das jüdische Volk in seiner Masse hat die Lehre auch nicht aufgenommen. Es hat seine Hoffnung eingesargt, hat hin und wieder ein Aufflackern erlebt und ist, wie die Zeiten liefen, mehr und mehr zur Welt übergegangen. Untergründig ist weiter am Leben geblieben, was Erbteil in Wesen und Blut darstellt: eine Erlösungsidee. Im Chassidismus hat sie eine kurze, wundervoll farbige Blütezeit erlebt. In der Idee der sozialen Gerechtigkeit, wo Juden sie vertreten haben, schimmert sie unter allem Wust von Theorie und Dogmatik hervor. Im Zionismus hat sie als Versuch einer partiellen Lösung auf der Ebene der Wirklichkeit einen Niederschlag gefunden. Und in der Gegenwart keimt unter vielen zerstreuten Einzelnen, durch Wissen und Ahnungen miteinander Verbundenen ein neues Erlebnis und eine neue Sinngebung. So etwa, wie Martin Buber es seinen Freunden in erregend unvergeßlichen Stunden auf einem Hügel bei Ponte Tresa gesagt hat:

»So wie jeder Mensch in Wahrheit nur von der Wirklichkeit des realen Verhältnisses leben kann und auch sein persönliches Leben nur daraus leben kann; wie

irgendwie das ganze persönliche Leben, sein Wirken, seine Produktivität, sein Sichselbstfinden, sein je und je den Weg des Lebens neu finden, sein Weg also zwischen Geburt und Tod verknüpft ist mit der Wirklichkeit, von der aus er geboren ist, so muß auch der Mensch die Perspektivik der Wirklichkeit bewahren, daß dieses eben *das* Menschenleben sei, nicht nur *sein* Menschenleben. Was ihn trägt, trägt da und da in der Gestalt eines anderen realen Verhältnisses andere. Es geht also letztlich nicht um eine Skala auf der Ebene der Wahrheit, um wahr sein oder weniger wahr sein, sondern um die Verschiedenheit der realen Verhältnisse der Menschen zu der einen, von keinem Menschen als solche besitzbaren Wahrheit. Diese Verschiedenheit ist die vormessianische Geschichte des Menschengeschlechtes. Die messianische Welt bedeutet die Überwindung der Vielheit der realen Verhältnisse, das Aufschließen der einen Wahrheit, die den Menschen sich zuteilt in der Gestalt seiner vielfältigen, brüchigen und doch wirklichen Verhältnisse. Messianismus ist keine Konzeption, die auf Christentum und Judentum beschränkt ist. Alles wirkliche Menschenleben sehnt sich nach Erlösung. Die Gestalten der Erlösung sind verschieden nach der Verschiedenheit der Gestaltungen der Menschen, der Völker, der Gemeinschaften, vor allem der Religionen. Auch die Vielheit der Religionen, der Konzeptionen, der realen Verhältnisse ist ein Weg, ein notwendiger Weg. Es ist der Weg in die Einheit, in die Erlösung durch allen Widerspruch und Widerstreit und durch den Abgrund hindurch.«

So münden letztlich doch die Dinge, die unserem Alltag längst entrückt scheinen, wieder in unsere

Wirklichkeit ein. Man muß nur die Begriffe von ihrer engen dogmatischen Bindung befreien und sie wieder in das Leben hineinstellen als das, was sie sind: Bestandteile unserer moralischen Existenz, nicht unwichtiger und nicht unwirksamer als alle psychischen Elemente, von denen jeder weiß, und deren er sich oft und liebevoll zur Umreißung und Erläuterung der eigenen Person bedient. Aber nach dem Gesetz von Gläubigkeit und Ungläubigkeit, nach den Wertungen von Gut und Böse, nach dem Erfahren von Sünde und Vergeltung und nach dem Erlebnis von Befreiung und Verfangenheit lebt der Mensch viel tiefer als nach dem Gesetz des Eros, der längst schon wieder in die Dunkelheit des Dogma herabgesunken ist.

ENDE

ANHANG

KATALOG DER KÖNIGE

BIBLIOGRAPHIE

INHALTSANGABE

KATALOG DER KÖNIGE

Isaac Silveyra	König David
Abraham Jachini	König Salomo
Salomo Lagnado	Joahas
Joseph Cohen	Usia
Mosche Galante	Josaphat
Daniel Pinto	Hiskia
Abraham Skandala	Jotham
Mokia Caspar	Zedekia
Abraham Leon	Achas
Ephraim Arditi	Joram
Salomo Carmona	Achab
Matathia Aschkenasi	Asa
Mëir Alcaire	Rehabeam
Jakob Loxas	Ammon
Mardochai Jessurun	Jehojakim
Joseph Karillo	Abia
Conorte Nehemias	Zerubbabel
Joseph Caire	Joas
Eljakim Khaver	Amasia
Abrahm Rubio	Josia
Joseph Pernick	Statthalter Sabbatais
Elias Zewi	König des Königs der Könige
Joseph Zewi	König der Könige in Juda
Elia Asar	Vizekönig Sabbatais

BIBLIOGRAPHIE

Meûrâôt Zewi. Libro di los akontisimentos di Schabtai Zewi. Saloniki 1871.

Moses Bensabat Amzalak: Shabbetai Sevi. Una Carta Em Portugues Do Secolo XVIII Em Que Se Testemunham Factos Relativos a Sua Vida. Lisboa. 1926.

Freimann: Injane Schabtai Zewi. Berlin 1912. Darin:

Baruch de Arezzo: Sichron l'bne Jisrael, ferner Likkutim und Megilloth afoth.

Wonderlyke Leevens-Loop van Sabatai-Zevi, Valsche Messias der Joden, door J. de Rie. Te Leyde, By Cryn Visser. 1739.

Ydele verwachtinge der Joden, Getoont in den Persoon van Sabethai Zevi Haren laetsten vermeynden Messias, Ofte Historisch Verhael van't gene ten tijde sijner opwerpinge in't Ottomanisch Rijck onder de Joden aldaer voorgevallen is, en sijn Val. Door Thomas Coenen. t'Amsterdam Gedruckt by Joannes van den Bergh, 1669.

A New Letter, Concerning the Jewess, Written by the French Ambassador at Constantinople, to his brother, the French Resident at Venice, Monsieur de Chaumont. London. Printed by A. Maxwell for Robert Boulter, at the Turks-Head in Cornhil 1666.

Anabaptisticum et Enthusiasticum: Pantheon und Geistliches Rüst-Haus wider die Alten Quaeker und Neuen Frey-Geister. Cöthen 1702. Darin:

Die Geschichte von dem großen Betrieger oder Falschen Juden Könige Sabbatai Sevi von Smirna. Der sich Anno 1666 für einen König der Juden in der Türckey auffgeworffen, nachdem aber den Mahometanischen Glauben angenommen und im 1676sten Jahr zu Constantinopel als ein Türck gestorben ist. Gedruckt im Jahr Christi MDCCII.

Der Erzbetrüger Sabbatai Sevi, der letzte falsche Messias der Juden unter Leopolds I. Regierung. Im Jahre der Welt 5666,

und dem 1666ten nach Christi Geburt. Halle, bey Christoph Peter Francken. 1760.

Eilende Messias Juden-Post oder Gründliche Widerlegung des heutigen Gedichts von dem neuerstandenen Messia der Juden und seines Propheten Nathan. Von Michael Buchenroedern, Pfarrer und Superintendent zu Heldburgk. 1666.

Kurze Nachricht von dem falschen Messias Sabbathai Zebhi und den neulich seinetwegen in Hamburg und Altona entstandenen Bewegungen zu besserer Beurteilung derer bisher in den Zeitungen und anderen Schriften davon bekandt gewordenen Erzählungen aufgesetzt von Carl Anton, Lectorn der Rabbinischen Sprache auf der Hochfürstl. Julius Carls Universität zu Helmstedt. Wolfenbüttel, Bey Johann Christoph Meissner 1752.

Ein Schön Neu Lied vom Messia, Anfangs Dem vermeinten jüngsten Messiae im Morgenland Schabbasi Zebhi von Jacob Taussk von Prag zu Ehren auffgesetzt, Und im Jahr 1666 in Amsterdam mit Jüdischer Schrifft gedruckt; jetzo aber, damit der Juden blinde Torheit unter den Christen bekanter werde, Auss dem Holländisch Jüdischen Exemplar, mit behaltenem Dialecto, nachgedruckt in Bresslau, Im Jahre unseres wahren Messias 1670. In der Baumannischen Erben Druckerey druckts Johann Christoph.

Theatrum Europaeum. Band X. Darin: Bericht d. d. 2. April 1666. Frankfurt 1677.

David Kaufmann: Une pièce diplomatique Vénitienne sur Sabatai Zevi. Revue des Etudes Juifes. XXXIV. S. 305.

Greuel der falschen Messien. Von Johann Christpoh Müllern. Cöthen 1702. In: Anabaptisticum et Enthusiasticum.

Graetz: Geschichte der Juden. Band X. Kap. 7 und Note 4.

Seltzamber und Unvermeinter wiewol Umständiger und für Gewiss eingelangter Bericht, was es mit deme schier Vergessenen nunmehr wider offenbahrn entstandenen Jüdischen König Sabathai Sebi Jetzt und vor eine Beschaffenheit habe. Auss Amsterdam vom 5. Augusti 1666.

Horschetzky: Sabbatai Zewi, eine biographische Skizze. In: Allgemeine Zeitung des Judentums. 1838. pp. 520 ff.

D. Kaufmann: Le rachat des juifs prisonniers durant la persécution de Chmelnicki. Revue des Etudes juifes. XXV. 202.
Aus dem Protokollbuch der portugiesischen Gemeinde Hamburg. Frankfurter Jahrbuch der Jüdisch Literarischen Gesellschaft. XI. 5, 9, 29 f.
Ricaut: Histoire de l'empire Ottoman. Paris 1709.
De la Croix: Mémoire contenant diverses relations de l'empire Ottoman. II. Paris 1684.
Sasportas: Kizzur zizath nobel Zebi. Odessa 1867.
Emden: Torath ha'kannauth. Lemberg 1870.
Balaban: Die Judenstadt von Lublin. Berlin 1920.
Documents et Traditions sur Sabbatai Cevi et sa Secte. Revue des Etudes Juifes XXXVII. S. 103.
Ernst Sellin: Die israelitisch-jüdische Heilserwartung. Berlin 1909.
Dubnow: Geschichte der Juden. Band VII.
The Jewish Encyclopedia über Sabbatai Zewi.
Gerhard Scholem: Theologie des Sabbatianismus. In: Der Jude, Sonderheft zu Martin Bubers fünfzigsten Geburtstag.
Rubaschow: R. Samuel Primo. In: Haschiloach XXIX. 36–47.

INHALTSANGABE

ANHANG

Die Wiedergabe
der zwölf Kupfertiefdrucktafeln
erfolgte fast ausschließlich nach zeitgenössischen Darstellungen.
Die Vorlage für die Tafel I stellte uns freundlicherweise
der Jüdische Verlag, Berlin, aus seinem Werk
»Denkwürdigkeiten der Glückel
von Hameln« zur
Verfügung

Hergestellt
von
Jakob Hegner in Hellerau
bei
Dresden

Katzenstein, Julius, 1890-1946.
Sabbatai Zewi, der Messias von Ismir

Katzenstein,
Julius, 1890-1946.
Sabbatai Zewi,
der Messias von
Ismir